


DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Arnold Ruge's
sämmtliche Werke.

Zweite Auflage

Mit dem Portrait des Verfassers.



Fünfter Band.

Studien und Erinnerungen aus den Jahren 1843 bis 45.

Erster Theil.



Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1848.

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

Inhalt.

I.

Das Tagebuch.

Es ist nicht für Alle, was wir erlebten; für Dich aber, mein theurer Freund, will ich den frischen Eindruck wiedergeben. Du bist mit mir in gleichem Fall. Diese Menschen, diese Hoffnungen, diese neue Welt und ihre wahrscheinliche Zukunft, die immer auch die unsrige bestimmt, Alles was wir davon erkannt, findest Du der Erinnerung werth. Weder die Geringfügigkeit, noch die Neuheit der Thatsachen ist ein Hinderniß, sie mit Dir zu besprechen, und selbst ein Dritter, der nach unserer Privatcorrespondenz greift, wird nicht viel profanirt und manche Kleinigkeit der Mühe werth finden. Auch die größte Zeit gilt in ihrer nächsten Nähe für klein und ist es. — Nur historische Personen nenn' ich bei Namen; Characteren dagegen, die ihre Geschichte noch vor sich haben, will

ich die Mühe, sich unsterblich zu machen, wie es ihnen selber passend erscheint, nicht verkürzen. Ich benenne sie so, daß Du sie wiedererkennst und sie selbst sich womöglich geschmeichelt fühlen. Das Gedächtniß ist gerecht, welches die Härten der Erfahrung in den milden Duft der Ferne hüllt; so treten wir zurück, um den wahren Eindruck eines Bildes zu gewinnen. Dabei wird immer noch Vieles mangelhaft bleiben. Findest Du also Fehler der Auffassung und der Mittheilung, so berichtige sie; die Fehler des Charakters dagegen, die Du als unverbesserlich kennst, nimm in den Kauf, wie bisher.

2.

Abreise von Dresden.

Was mich aus diesem schönen Thal vertreibt? Ist hier nicht klassischer Boden? Hat hier nicht Napoleon, der Tyrann, noch einmal über die verbündeten Barbaren gesiegt? Sind hier nicht die Philister bis zur Liebenswürdigkeit human? Ist dies nicht preußenfreies Land und steht nicht die Preßfreiheit in seinem Gesetz?

Mich vertreibt diese Preußenfreiheit und diese Preßfreiheit. Die deutsche Presse ist durch den großen Meierhof, den der letzte Krieg aus Preußen wiedergeboren hat, zu einer dienstlichen Anstalt gemacht worden. Die Flucht der Denker und Künstler, denn ihre Lebensluft ist Freiheit, folgt nun von selbst.

„Aber, sagt ihr, sie haben nicht nöthig ihre Person, sie brauchen nur ihre Werke zu flüchten."

Die eigentliche, die überall drückende Censur ist der beschränkte Volksgeist. Ueberall muß man in die Wüste fliehn, um ihn los zu werden, überall das Element der Fremde hereinziehn, um ihn zu befrein; oft ist er nur durch Kanonendonner, durch Kreuzzüge und Völkerwanderungen aus seinen Banden zu reißen; bisweilen, wie im Freiheitskriege, ist er der Sturmwind der Geschichte selbst, der ihn befestigt und neue Kraft in seine starre Wurzel gießt. Was der Krieg nicht vermochte, vielleicht ist es dem stillen Frieden gelungen, vielleicht hat der Genius unsers Jahrhunderts eine friedliche Mischung vorbereitet. Und kein Volk ist so arm, selbst das unsrige nicht, daß es nicht einen befreienden Hauch zu den andern hin-

übersenden könnte, und keins so reich, daß ihm die Fremde nichts zu gewähren hätte. —

Dies ist der Weg nach Frankreich, die Schwelle einer neuen Welt. Sei sie die Verwirklichung unserer Träume! Am Ende unserer Fahrt finden wir das große Thal von Paris, die Wiege des neuen Europa's, den weiten Zauberkessel, in dem die Weltgeschichte siedet, aus dem sie immer von Neuem hervorsprudelt.

Laß uns dahin! laß uns entfliehn! Ja, ich fliehe. Warum sollt' ich Dir es nicht gestehn? Mich drückt ein unerträglich Joch. Mich ärgert die schöne Natur, die dies Geschlecht erträgt, ich fühle mein Herz beengt bei dem Anblick dieser gedrückten Gestalten, die ihre Seele verkauft und nur ihren Magen behalten haben, die nicht zusammenhalten und nicht handeln, wie lebendige Menschen, nein, an denen die Zeit nun seit dreißig Jahren unempfunden, wie an Mumien, vorüberrauscht, die nicht das Ohr des Dionysius fürchten, denn sie haben nichts zu sagen, was er nicht hören könnte, die vielmehr alle ihre Ohren nach oben kehren, um zu hören, wie sie reden sollen. Alle Völker verjüngen sich durch innere Kämpfe, nur das unsrige

wird immer fauler, immer schwachköpfiger, immer engherziger. Das alte wüste Reich, das immer, mit und ohne Geleitsbriefe, seine Befreier verfolgte, ist weder vor dem Schwedenkönig, noch vor dem Korsen genug verschwunden. Es ist wieder auferstanden mit seinem blinden Troß. Altdeutschland liegt wie der Alp auf jeder freien Brust. O laß uns fliehn! Nur Einen Zug freier Luft, nur Einen Ruf aus voller Brust, nur Ein Echo von den Kerkermauern unsrer alten Genossen! — Doch nein, es wäre thöricht, so viel zu hoffen. Ich fordere nicht, daß Eisbären die Maisonne preisen und als wimmernde Sprosser ins junge Laub fliegen. Lebt wohl!

3.

Nürnberg.

An den Ruinen dieser alten Stadt war ich gesättigt und übersättigt, eh' ich sie wiedersah. Ich liebe weder unsre rohen Vorfahren, noch den Nachlaß ihrer Rohheit. Von den Päbsten und Kaisern zu hören, ist fast byzantinisch und nun vollends ihre Gräber und ihre barbarischen Gesichter zu sehn, ihre Marter-

kammern und ihre Burgen zu besuchen, das widert mich an. Die alten Nürnberger sind nicht besser, als die übrigen Germanen in Christo. „Sie hängten keinen, eh' sie ihn hatten", sagt man, um ihre Unschädlichkeit zu rühmen, aber sie haben ohne Zweifel immer noch genug gehabt und gehängt. Weder ihre Galgen-, noch ihre Burgberge, weder ihre Kirchen-, noch ihre Klosterruinen ziehn mich an; und wenn ich dennoch ihre Höh'n und Thürme besteige, so verderben sie mir nur die Aussicht von den schönen Punkten, wo ein finstrer Geist sie erbaute.

Nürnberg vereinigt alle möglichen Delicatessen unsers wüsten Alterthums; und ich wäre gleich gegangen, wie ich gekommen bin, mit zugedrückten Augen; aber ich finde in diesen Ruinen einen einsamen Menschen, der mich ungemein interessirt. Es ist der Dr. Pollio. Er ist viel freier, viel politischer, viel praktischer, als seine Bücher und hat noch eine schriftstellerische Zukunft, die man jetzt nicht vermuthet. Wie selten sieht man solche Männer! Ich verschiebe meine Abreise, um ihn weiter zu hören. Auch Du mußt ihn sehn. Nimm Deinen Hut, komm', präge

Dir seinen Blick, seine Züge, seine Bewegungen, seine aufgeregten Gespräche ein, sie verdienen es.

„Und wovon spricht er?“

Von seinen Entdeckungen über die Greuel des christlichen Mittelalters, über Blutaltäre in den Kapellen, über Kinder, die als Sühnopfer fielen, über —

„Führe mich nicht hin. Laß uns weiter fliehn zu freieren Menschen, die auch die Erinnerung der religiösen Greuel los sind. Und wenn es solche nicht giebt, so wollen wir nicht zu den Menschen, so wollen wir sie selber fliehn.“

Für diese Stimmung, die auch mich überwältigt, so oft der Fanatismus der Religion oder der Politik neue Opfer schlachtet, finden wir allerdings nur einzelne Oasen in der Welt der Dichtung und wenige Weise und Dichter in der Wirklichkeit. Ganze Völker, auch nur ganze Partheien, die unbefangen, gebildet und frei wären, würden wir umsonst suchen. Wer mit ihnen und ihrer Geschichte sich einläßt, der hat auch mit ihren Göttern und mit den Greueln ihres Wahns zu thun. Suchst Du aber nur Einzelne, die schöne Werke der Kunst und befreiende Gedanken hervorbringen, die selbst die wüsten Schätze

der Geschichte in Waffen gegen ihre Ungeheuer verwandeln, so laß Dich zu Pollio führen. Er soll die christlichen Barbaren für heute in ihren Särgen, den Burgen, Kirchen und Klöstern, ruhen lassen und Dir von Hafis Liedern die schönsten und muthwilligsten, die er übersetzt hat, vorlesen. Hafis — Du denkst an Göthe oder gar an Rückert, den Philister. O nein, Du wirst ihn näher kennen und nun erst recht verstehn und lieben lernen, diesen freien Menschen, der nicht seine Poesie und die edlen Triebe seiner Jugend im Wust des Lebens und Wissens erstickt, sondern umgekehrt alle Eitelkeit der Schulweisheit und alle Glorie männlicher Erfolge mit dem heitern Feuer der Poesie und mit dem Leichtsinn der ewigen Jugend läutert. Komm, laß uns Hafis Lieder und französischen Wein bei diesem edlen Schenken sprudeln.

Wir gingen, fanden uns persisch bewirthet und vergaßen mitten in Nürnberg unser düstres Vaterland. Vielleicht sammelt sich in späterer Zeit einmal ein größerer Kreis von Freunden des persischen und des deutschen Hafis. Aber warum zögert Pollio, uns seine Studien und seinen Hafis mitzutheilen? Hält er etwa die Periode der Auferstehung Altdeutschlands

noch nicht für geschlossen? Zweifelt er, das deutsche Gemüth werde den Uebermuth, der alles Ehrwürdige in einem schäumenden Becher niederstürzt und nun in nackter Jugend dasteht, für Poesie erkennen? Vielleicht hat er Recht. Was soll ein einsamer Dichter des Uebermuths unter Millionen, in denen der religiöse Unmuth Fleisch und Blut geworden? Sie nennen die Freiheit von ihren rohen Vorstellungen Frevel. Heine macht einen Versuch mit seinen Satiren. Seine Stoffe sind die Ketten, in denen das deutsche Herz sich windet, er sprengt sie allen aus der Brust; macht er es ihnen zu Dank? Er mistet ihren Augiasstall mit dem Strom seiner Ironie; verlangen sie nicht, der Strom solle nicht stinken, sondern duften, wie ein Veilchenbeet unter dem Winde? Was würde erst der persische Heine für ein Schicksal haben?

Doch der Versuch sollte gemacht werden. Vielleicht gelänge er dennoch, und unser Freund, der jetzt, wie alle denkende Deutsche, mit mancherlei Verstimmung kämpft, würde durch den Erfolg aufgeheitert. Denn es könnte sich wohl ereignen, daß man Hafis Ketzereien unbefangen genösse, eben weil sie nur persische,

keine deutsche Ketten zerreißen. Ich munterte ihn auf. Ohne Kampf sei ein Erfolg kein Erfolg mehr.

„Sie glauben, sagte er zu mir, an eine Befreiung der Deutschen aus eignen Mitteln? Ihre Zeit ist vorüber. Jahrtausende haben sie beherrscht und gemißbraucht. Die Deutschen verstehen nichts von menschlichen Dingen und bürgerlicher Freiheit. Selbst als sie vor dreißig Jahren einen großen Aufstand für die Freiheit machten und den größten Tyrannen aller Jahrhunderte besiegten, war es nur ein Religionskrieg. Sie fochten für die Sache des Mittelalters, wie immer; und was die Coalition ohne ihren Enthusiasmus vergeblich versucht hatte, alle Mißbräuche und selbst die verhaßtesten Menschen wieder einzusetzen, dazu borgten sie dem Teufel und seiner Großmutter jetzt ihre Hochgefühle, ihre Dichter, ihr Blut und ihren Gott. Deutschland befrein, das ist jetzt auch dem Blödesten klar, heißt Deutschland von sich selbst befrein. Es kann sich selbst nicht brauchen. Die Franzosen müssen es nehmen, damit die Russen es nicht behalten."

Mit dieser Unzufriedenheit waren wir ziemlich einverstanden, dagegen überraschte uns seine Unzu-

friedenheit mit der neusten Philosophie, vornehmlich mit Feuerbach. Und worüber war er unzufrieden? Geht ihm die Kritik der „syrischen Religion", wie er das Christenthum nennt, zu weit? Ist ihm die Erhebung ihrer Götter auf den gemeinsamen Olymp der humanen Unsterblichen eine Profanirung? Im Gegentheil, alles dies scheint ihm vielmehr noch eine Verheimlichung des bösen Wesens der „syrischen Richtung". „Sie ist die Woge der Geschichte, rief er aus, welche das Menschengeschlecht mit einem ungeheuren Sturz in den Abgrund schleuderte; dieser Abgrund ist das Mittelalter, und selbst eine zweitausendjährige Arbeit hat nicht so weit gefüllt, um die armen Menschen nun endlich wieder ans freie Tageslicht emporzuheben. Wäre gegen den Aberglauben mit der Philosophie aufzukommen, das Alterthum und seine Bildung hätten sich nie vor der Religion und ihren Greueln zurückgezogen. Feuerbachs Kritik der Religion ist gut, aber die Religion kritisiren, heißt sie auf einem Schlachtfelde suchen, wo sie gar keine Armee hat. Das Gebiet der Wissenschaft gehört von Anbeginn ihren Gegnern, ohne daß sie darum ihre Herrschaft über das Volk verkümmert sähe. Die

Pfaffen sind Demagogen. Um die Religion aufzuheben, muß man sich nicht an die Gelehrten, sondern an das Volk unmittelbar wenden."

Das heißt ihm eine neue Religion predigen, wenn Sie nicht etwa das ganze Volk in Gelehrte verwandeln wollen. Diese Aufhebung der Religion wäre die Aufhebung des Volks oder des Pöbels, wenn Sie wollen.

„Gewiß; und es giebt keine andre Aufhebung der Religion. Aber selbst um dahin zu gelangen, daß die Gebildeten ihre Bildung allgemein machen, ist es nöthig, diese selbst vom Aberglauben zu befrein; und viel wirksamer, als durch Philosophie, wäre dies durch Geschichte und zwar durch die geschichtliche Beleuchtung des Aberglaubens und seiner abschreckenden Praxis selbst zu unternehmen. Andere haben gezeigt, daß viele Geschichten Mythen sind, ich werde beweisen, daß viele Mythen, ja, daß aller Aberglaube, von dem Todtenvogel, der an das Fenster der Kranken fliegt, bis zu dem Rattenfänger von Hameln, wahre Geschichte ist."

Es ist mir nicht erlaubt, seine Entdeckungen, wie er sie mir mittheilte, im Einzelnen zu veröffentlichen, auch würden sie ohne die Beweise eben keine Ent-

deckungen sein. Doch ist es hiemit nicht anders, als mit Hafis; wir warten bereits zwei Jahre auf Beides. Er — sollte sie ins Publicum werfen und wirken lassen. Er sei hiermit nochmals daran gemahnt. Poesie und Geschichte — allerdings Das sind die Formen, in denen ein neuer Geist ins Volk hinabdringt; aber die Philosophie, die das Land der Zukunft zuerst betritt, ist darum nicht überflüssig.

4.

Bruckberg.

In einem Waldthal bei Ansbach fand ich Bruckberg, das ich schon 1837 gesucht und verfehlt hatte. Die Markgrafen von Bayreuth unterhielten hier einen Park und ein Jagdschloß. Jetzt sind die Müßiggänger verschwunden und das Schloß, wo Ludwig Feuerbach sein berühmtes Werk über das Wesen des Christenthums verfaßt hat, ist der Wissenschaft und dem Kunstfleiß zugefallen. Das fränkische Bayern, Bayreuth und Ansbach ist norddeutsch durch Bildung und Sitte. Man findet zu einem guten Gegensatz gegen die wüsten Altbayern freie und tapfre Männer

darin, aber man findet hier leider auch denselben verrätherischen Abfall an unsre Feinde, wie in Berlin. Wer erinnerte sich nicht an Erlangen, diese Eiterbeule von Franken, diese Mutter einer eigenthümlich gearteten Pietistenpest? Aber Erlangen ist der neue Ablaßkasten. Wie aus jenem das Fegefeuer der Reformation, so geht aus diesem der Feuerbach des Humanismus hervor. Wie wir Tetzels Kasten neben Wittenberg, so mögen unsre Nachkommen das Pietistennest Erlangen neben Bruckberg stellen. Nicht wahr, ich thue der Reformation Unrecht, ich vergleiche niedres Gesträuch mit hohen Pinien? Allerdings, wie hoch diese Ruthen wachsen werden, das wissen wir noch nicht; aber eins wissen wir: der Bruch mit der innerlichen Knechtschaft ist jetzt viel gründlicher, als er damals war; und wenn auch zunächst nur die Gelehrten befreit wurden, so ist doch das Volk nicht so unbetheiligt, als Pollio sich vorstellt. Selbst eine neue Religion, oder eine Doctrin, die sich unmittelbar an das Volk, an seine Leiden, seine Bedürfnisse und seine Wünsche wendet, wird jetzt nicht anders als auf dem Grunde rein menschlicher, wirklicher Interessen gebaut werden können. Alle

socialistischen Secten, selbst die, welche noch mit altreligiösen Bestandtheilen versetzt sind, wie der Fourierismus, beweisen dies.

Gleich die ersten Schriften von Feuerbach sind im Kampf mit dem Erlanger Geist; sie enthalten aber neben der particularen Polemik gegen den Pietismus schon die Grundzüge seiner letzten universellen Kritik des Christenthums. Allerdings hat die Zeit und die Arbeit die Gedanken geklärt und geschärft. Aber Feuerbach ist ein Charakter, der gleich ganz und bestimmt hervortritt. Seine scharfen, strengen Züge sind in allen seinen Schriften ausgeprägt, aber eben so sehr auch die Bildung und die Humanität, die künstlerische Selbstbeherrschung, womit er jene Strenge mildert und jene Schärfe plastisch beherrscht. Er weiß die Franzosen zu schätzen und hat ihre Schule nicht vergeblich besucht. Sein Pierre Bayle geht dem Wesen des Christenthums vorauf. Wir verabredeten ein Wiedersehn in Paris.

5.

Nach Würzburg.

Nach Würzburg, sagt meine Karte. Nur mit Widerstreben, als hätt' ich mir selbst einen Zwangspaß dictirt, folg' ich dem Ruf des Wagenführers, der mich in die Beichaise führt. Wohl erinnere ich mich des schönen Thals und der sonnigen Weinberge von Würzburg, wo wir uns als Knaben gegen die Tyrannen verschworen, um unsre Jugend in den königlichen Staatsgefängnissen zu verleben. Es war ein schöner Moment. Wir träumten die Erde frei und die Menschen, die dieses Paradies bewohnten, grüßten wir alle mit Einem verjüngenden Wink unsrer Phantasie als griechische Republikaner. Doch erinnere ich mich auch des Rückwegs von dem berühmten Stein in die Stadt. Ein Arzt, der jetzt einen Namen in seinem Fach hat, vertheidigte die Heilkraft der Fettmännchen. Dies sind kleine Wachsfiguren, welche man in den Kapellen über die Altäre hängt, um zu genesen. Die Kur ist einfach, wie alle Religion. Wer es im Arm hat, der hängt einen Arm, wer im Bein, ein Bein an die heilige Stätte; und, sagte der Arzt, es hilft.

„Und Du willst Deutschland von den Tyrannen befrein? Du verschwörst Dich für die Freiheit?" fuhr ich ihn an. Es gab einen Tumult, und obgleich die Fettmännchen schließlich unterlagen, so leuchtete mir doch klar ein, diese Elemente, selbst unter uns, zu entdecken, war ein böses Zeichen für die Zukunft. Ein Humorist raunte mir begütigend ins Ohr: „Laß dem Bayer seinen Spuk, er geht nur desto tapferer drauf, wenn es gilt. Denn sollten sie ihm ja den Kopf abschlagen, so läßt er nur einen Schafskopf in die Kapelle hängen, und alles ist wieder heil!"

Mit der Vernunft, rief ich aus, käme man doch weiter und könnte ihn selbst über den provisorischen Verlust des Kopfes beruhigen, denn er hat keinen zu verlieren; aber möchtest Du mit solchen Stieren in einer Republik sein? Am Ende würden wir uns die Republikaner noch erst machen müssen, wenn wir die Republik gegründet hätten!

„Auf jeden Fall, und ich finde darin kein unangenehmes Geschäft, angenehmer wenigstens sicherlich, als die Gründung des undankbaren Freistaates, in dessen Fundamente wir unsre Köpfe, wie elende Denkmünzen, mit einmauern lassen wollen."

Wir lachten und blieben bei unserm schwierigen Vorsatz. Die Zeit hat uns nun freilich gelehrt, daß auch die Nichtbayern in Deutschland noch leidliche Stiere waren und unter ihrem Freiheitskriege allerdings nur die Wiedereroberung ihres alten Joches verstanden hatten. Für mich aber behielt das schöne Würzburg immer den Beigeschmack der Fettmännchen und es war mir unheimlich zu Muth, als der Ansbacher Postzug mich nun nach 20 Jahren noch einmal die Straße zu diesen Antediluvianern führte.

Ich träumte so vor mich hin, wechselnd zwischen Erinnerung und Erwartung, als plötzlich meine Nachbarin gegenüber mich erinnerte, daß der Regen einen reißenden Strom in unsre Beichaise stürzte. „Helfen Sie, rief sie mir zu, wir erleben hier sonst eine Sündfluth."

Ich schloß das Fenster mit der Bemerkung: Wenn auch eine Fluth, doch wohl keine Sündfluth, denn ich wüßte nicht, was wir gesündigt hätten!

„Wir sind allzumal Sünder", sagte die stattliche Dame.

Sie nehmen also doch die Damen aus, und in

der That, von den Sünderinnen ist nicht die Rede; der heilige Schriftsteller ist galant.

„Um Gottes Willen, was sagen Sie?! Gewiß stimmen Sie mit dem Dr. Feuerbach überein, der Sie an den Wagen begleitete!“

Was hab' ich denn gesagt?

„Sie glauben nicht an Gott, Sie glauben nicht, daß er das Gras auf dem Felde wachsen läßt und die Thiere des Waldes behütet, Sie glauben nicht, daß Christus in die Welt gekommen ist, um die sündigen Menschen zu erlösen.“

Aber, meine verehrte Dame, wenn mich auch Feuerbach an den Wagen begleitet hat, so folgt doch daraus durchaus noch nichts für meinen theologischen Charakter.

„Aber für Ihren antitheologischen; auch sah ich das gleich aus Ihrer Bemerkung über die Sündfluth.“

Ich muß gestehn, daß ich nicht gelehrt genug bin, um alle diese theologischen Probleme zu lösen; aber ich dächte doch, an eine Wiederholung der Sündfluth nach der Erlösung zu glauben, wie Sie dies so eben thaten, wäre nicht minder ketzerisch, als an gar keine Sünder und an bloße natürliche Fluthen zu glauben.

„Sie verspotten mich, und ich errathe jetzt, wer Sie sind. Hier haben Sie Ihre Karte verloren; richtig!“ und sie las mir meinen Stand und Namen vor.

Sie sehn, fiel ich ein, daß ich ein unbefangener Mensch und kein Theologe bin. Nun aber kommt die Reihe an Sie. Erlauben Sie mir nun auch Ihre Karte.

„Ich bin die Consistorialräthin X.“

Aber, meine verehrte Frau Consistorialräthin, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt! So hätte ich weder von der Sündlosigkeit der Damen, noch von der Galanterie der heiligen Schriftsteller gesprochen.

„Nun, lassen wir das gut sein. Sie sind immer noch leidlich discret gewesen; und wenn Sie wirklich besser von den Frauen denken, als von den Männern, so wäre es doch unpolitisch von mir, dies Bekenntniß nicht für christlich anzunehmen. Ist es ja doch ein Sündenbekenntniß, wenn auch nur ein halbes, für die halbe Menschheit nämlich.“

Sie fahren immer weiter links vom Glauben.

Man merkt Ihnen die Lectüre weltlicher Schriftsteller, Humoristen und Dichter an. Lieben Sie Göthe?

„Am meisten von Allen und vornehmlich seine jugendfrischen, einfachen, klaren Gedichte.“

Und plötzlich war die Frau eine Frau und die Consistorialräthin verschwunden, und als wäre sie 18 Jahre jung und hätte selbst den gottlosen Göthe heirathen können, so gab es nun nichts weiter, als Kunst, Wahrheit und Natur.

„Ach, die Zeit war schön, rief sie aus, als immer die neusten Dichtungen von Göthe und Schiller ganz Deutschland entzückten! Was haben wir jetzt dafür? Ich selbst, die ich sonst so unbesorgt um alle Fragen des Himmels war, wenn es sich nicht etwa um ein schönes Gedicht an den Mond und die Sterne handelte, bin jetzt in die Theologie hineingerathen, und ich gestehe es Ihnen gern, es war mir ein wohlthuender Scherz, als Sie diese Streitfragen so menschlich auf die Seite schoben. Nicht wahr, man hat daneben noch genug zu denken und zu dichten, zu forschen und zu sorgen?“

Ohne Zweifel genug, denn es ist nicht weniger, als die ganze wirkliche Welt, die übrig bleibt.

„Auch bin ich entschlossen, meine Söhne nicht Theologie studiren zu lassen."

Hier hielt der Wagen; wir waren an der Station. Ein langer hagerer Mann trat mit einem Regenschirm an den Schlag, entschuldigte sich tausendmal und erklärte, nur seine Uebersichtigkeit sei Schuld, daß er die Frau Consistorialräthin X. nicht gleich in den Hauptwagen geführt und sich selbst in die Beichaise gesetzt habe. Er komme nun ihr seinen Platz abzutreten und den Fehler wieder gut zu machen. Es seien lauter Damen im Wagen.

Aber die Frau Consistorialräthin suchte alle möglichen Ausflüchte, um bei uns zu bleiben, ja, sie verheimlichte es nicht, daß wir ein Gespräch begonnen hätten, welches sie sehr anziehe; zudem seien die Wagen ja gut und dicht. Aber sie mußte sich ergeben. Mit sichtlichem Bedauern verließ sie die weltliche Beichaise, um das Klosterleben des Hauptwagens anzutreten.

Es war Abend, unser neue Gefährte, ein langer Ansbacher Regierungsrath besorgte den Umzug der Frau Consistorialräthin, die wir in der That ungern verloren. Die Beichaise der Station fuhr unter-

dessen vor, und zwei Münchner Handwerker nahmen mit mir vorläufig Platz darin. Der kleinste setzte sich rückwärts, aber er bemerkte sehr bald, daß er stark gebückt sitzen mußte, und wir freuten uns im Voraus über die Probe, auf die der Regierungsrath seine Galanterie gestellt sehn würde. Er kam; und es war ihm wirklich unmöglich, sich in seine neue Lage zu schicken. Verzweifelt schwankte er nach allen Seiten mit Kopf und Schultern; es ging nicht. Nun erwachte sein Regierungsrathsbewußtsein. Er sprang aus der Beichaise und rief: „Wo ist der Postmeister?" — Er ist in der Stadt. — „Ich will ihn sehn." — Es ist weit von hier. — „So holt mir den Wagenmeister!" — Wozu? — „Ich bin der Regierungsrath Pp. aus Ansbach." — So, Sie sind der Herr Regierungsrath. Nun, was befehle Sie dann? — „Ich befehle, daß man geräumige Beichaisen giebt, und verlange sogleich statt jener Mausefall einen ordentlichen Wagen." — Der Wagen ist ordentlich; wir habe aber nit auf so große Leut g'rechnet, als wie der Herr Regierungsrath sein. Für kleine Leut geht er lang gut. Nun, wir wolle Ihne den große Wagen des Herrn Postmeisters hole. — Man setzte nun

den großen Wagen in Bewegung; aber es entstand sofort ein furchtbares Hühnergeschrei. Die Hühner waren in dem Wagen schon zur Ruhe gegangen und wurden nun plötzlich im ersten Schlafe aufgeschreckt. Dies verzögerte unsre Abfahrt merklich. Sollten wir mit einiger Sicherheit die Plätze der Hühner einnehmen, so mußte natürlich der Wagen vorher gründlich beleuchtet werden. Und so geschah es. Der Einfluß des Herrn Regierungsrathes half alle Schwierigkeiten überwinden; und wir gelangten in dieser und andern vielfach verwünschten Beichaisen und auf halsbrechenden bairischen Wegen wirklich nach Würzburg. Die Straßen wurden besser, je näher wir der Stadt kamen. Der Regierungsrath erklärte uns die Sache. Hier war es die Stadt, welche die Straßen baute, oben die Regierung, und es ist bekannt, daß die Kunst-, Kirchen- und Königsbauten in München die Straßenbauten sehr verkürzen. Damit jedoch das Verhältniß der Bayern untereinander durch etwaniges Umwerfen nicht gestört werde, hat der König befohlen, daß es wieder, wie zu Zeiten des Reichs Oberbayern und Unterbayern geben soll, je nachdem sie zu liegen kommen; auf die Fremden ist keine Rücksicht genommen.

6.

Auf dem König Ludwig.

Du siehst, wir sind immer noch in Deutschland, es sind noch mehr als dreißig Meilen bis Mainz, ja, das liebe Vaterland, an dem man nach Schlosser trotz Pfaffen, Junkern, Despoten, Hofräthen, Professoren, Geschichtschreibern und dreißigjährigem Frieden dennoch nicht verzweifeln darf — er sagt nicht warum — ist nur noch bairischer geworden. In Würzburg, als der König Ludwig früh Morgens nach Frankfurt und Mainz abfuhr, fand ich schon alle Straßen voll Capuziner und andrer Mönche, von denen in dieser Stadt der Fettmännchen vor zwanzig Jahren kaum eine Spur zu finden war. So schreiten wir fort, oder wie Hoffmann dies ausdrückt: „den Michel, den schläfert ihr nie wieder ein!" Zwei lange Züge Pfaffen begaben sich auf den König Ludwig und fuhren den Main umsonst hinunter, um die Saat des jungen Bayerns an beide Ufer bis Aschaffenburg hinunter auszustreuen. Die Passagiere murrten, die Conducteure fluchten; die Mönche verneigten sich grinsend, und zogen sämmtlich in die erste Cajüte,

aus der sie nur hervorkamen, um sich auf ihrer Station aussetzen zu lassen.

Neugierig, was sie wohl treiben und reden möchten, stieg ich in die Höhle hinab. Die meisten saßen und schliefen, einige tranken Bier, andere bewegten die Lippen und verschlossen dazu von Zeit zu Zeit die Augen, noch andere lasen mit großer Eil' und Anstrengung ihre Gebete ab. Ich setzte mich zwischen zwei trinkende Capuziner, und zog ein kleines Buch hervor: „die Glorie der heiligen Jungfrau von Eusebius Emmeran", in dem erotische Marienlieder gesammelt sind und ein hübscher Kupferstich die Jungfrau mit dem Knaben heiter wie Venus und Amor darstellt.

Der eine meiner Nachbarn redete mich mit den freundlichen Worten an: „Sie sind auch ein Gelehrter?"

Nicht sehr gelehrt, aber ich lese allerlei. Dies sind fromme Gedichte über die Thaten der heiligen Jungfrau. —

„Lesen Sie mir ein hübsches vor."

Ich las, wie die Jungfrau sich in die verschmähte Frau eines bösen Mannes verwandelt und ihn zuerst

gegen sich, die fingirte, dann gegen die wirkliche Frau zur Liebe bewegt.

Er fand das Gedicht vortrefflich, und ich gab ihm das Buch triumphirend mit dem Herausgeber über die gelungene Mystification. Er nahm es, besah von allen Seiten den Einband, freute sich über das Titelkupfer, und verließ dann plötzlich seinen Platz und mich.

Verwundert sah ich ihm nach. Da raunte mir lächelnd der andre Nachbar ins Ohr: „Er ist nur so ins Kloster gekommen, weil es noch fehlt, er kann nicht lesen."

Wie? Er begrüßte mich doch als einen Collegen in der Gelehrsamkeit.

„Nun ja, weil er in den Orden gekommen ist, findet er sich zum Gelehrten erhoben."

Ich sah nun wohl, daß nicht er, sondern ich mystificirt war. Und Sie, fuhr ich fort zu meinem neuen Ordensbruder, wie gefallen Sie Sich in dieser Gesellschaft?

„Lieber Herr, ich heule mit den Wölfen. Ich bin ein Uhrmacher, und als mein Geschäft nicht ging, bot sich mir die Gelegenheit zu dem neuen Kloster."

Also auch Sie sind nur provisorisch im Orden?

„Provisorisch? nein, wenn nicht etwa die ganzen Klöster provisorisch sind. Unterdessen lebt man mit.“ Sie betteln.

Ich steckte meinen Emmeran in die Tasche, erhob mich aus der Cajütenluft, die nicht angenehm duftete, und ließ mir auf dem Verdeck die schönen Punkte des Mainthals erklären. Von Werthheim bis Aschaffenburg streiften wir den Spessart mit schönen Waldungen und links und rechts am Flusse große Parkanlagen der Aristokraten, der Löwenstein u. s. w., die zu ihrer Zeit das Land genommen und jetzt diese romantischen Uferwillen besitzen.

König Ludwig indessen wird sie alle übertreffen. In Aschaffenburg baut er ganz etwas Besonderes, die pompejanische Villa nämlich, in der man das große Mosaik, Alexander und Darius, gefunden. Auch das Mosaik läßt er reproduciren; nur den Vesuv, der über dem Garten raucht, wird er nicht herstellen können. Sollte aber einmal auch die deutsche Erde vulkanische Launen entwickeln, so werden alle seine Werke ihr Pompeji erleben.

Der König Ludwig fuhr reißend schnell den Main

hinunter. Aschaffenburg und Frankfurt verschwanden noch bei Tage. Wir hatten Bayern von der Brust, wir fuhren dem Rhein und Frankreich zu; wir athmeten wieder freiere Luft. Nun wurd' es Abend. Ueber dem Taunus, dorthin, wo Frankreich liegt, standen dicke schwarze Wolken. Sie wurden von der untergehenden Sonne angezündet, Feuergarben schossen nach allen Seiten empor und bildeten allmälig einen weiten glühenden Krater, in dem ein großer schwarzer Hund, das Symbol unsers Hundethums, verbrannte; und plötzlich stand auch der ganze obere Himmel, der sich über Deutschland ausgespannt, in den schönsten goldenen Wolkenflammen. Das Phänomen vor uns, die Nacht hinter uns, so fuhren wir dahin.

7.

Köln und Belgien.

Die Kölner sind keine Pariser, aber sie sind näher bei Paris, als bei Berlin. Sie sind keine Revolutionshelden, aber sie wagen zu existiren, was man unter dem weiß und schwarzen Leichentuch Preußens außerdem nur noch in Ostpreußen wagt. Als

der Entwurf, sie dafür, wie die andern Preußen gesetzlich zu strafen von ihren Vertretern verworfen ward, fuhren sie in hellen Haufen nach Düsseldorf, und zündeten mit Fackeln ein Freudenfeuer an. Fackeln, Toaste, Aufzüge ohne alle Erlaubniß, ohne alle Polizei! unerhört! Indessen die Rache schlief nicht. Das Militair hatte scharfe Patronen bekommen, und die Kölner waren in Ungnade erklärt. O, man kennt die Frevler! Starke Forts liegen ganz in der Nähe, die Hauptwache auf dem Markt ist befestigt, und wenn die Soldaten wollen, so können sie allen ihren Nachbarn die Fenster einschießen, abgesehn von den Bomben, welche ihnen aus den Forts zu Hülfe eilen würden. Und warum sollten die Soldaten nicht wollen? Die Preußen haben so lange kein Pulver verbrannt, daß sie das erste Mal, wo sich Gelegenheit bietet, schon aus Neugierde schießen werden, um es knallen zu hören.

„Diese Leute schießen nicht auf uns," sagte ein dicker Kölner, mit dem ich der Patrouille begegnete.

Erlauben Sie mir, daß ich vorher bei Seite geh; alsdann treten Sie dort unter den Haufen Kölner und rufen Sie ganz laut, was Sie ganz heimlich

denken; und Sie werden Sich sogleich überzeugen, ob Sie Recht haben.

Er sah mich verdutzt an und fragte, was er denn dächte.

Sie denken, daß Sie allein bleiben würden mit ihren Gedanken und daß die Soldaten an gar nichts denken, als an das Kommando.

Er fluchte leise vor sich hin und sagte noch leiser zu mir: „Sie haben Recht, aber dennoch vive la Republique!" und wir traten in das Gasthaus.

Nichts geht über die Kölner bei Tisch, beim Wein und bei der Tasse Kaffee nach Tisch. Erst hier thauen sie auf. Sie sind politisch, sie verfechten ihr Recht, sie stehn den armen Leuten bei, sie lassen den Katholicismus flott werden und erinnern sich der Zeit, als Köln zur französischen Republik gehörte. Ich lernte hier mitten unter ihnen den Communisten-Rabbi Moses kennen. Er ist ein langer hagerer Mann mit wohlwollendem Blick und etwas hahnenmäßig vorgebogenem Halse. Die graue Kutte vollendete sein Priesteransehn. Als im Laufe des Gesprächs mein dicker Republikaner zugab, er für seine Person mache sich nichts aus der Religion, fragte er

ihn: „Wenn ihr selbst keine Religion braucht, warum schreit ihr denn gegen die Gottlosigkeit der Rheinischen Zeitung, die ihr im Uebrigen lobt?"

„Was wir hier sagen, antwortete er, setzen wir noch lange nicht in die Zeitungen. Wir brauchen keine Religion, wir haben Bildung; aber eine Zeitung kommt in aller Welt Hände, und der gemeine Mann muß Religion haben."

Das erinnert mich, fiel ich in den angehenden Streit ein, an die Magdeburger Händel zwischen Dräseke und Sintenis, die schließlich durch zwei Sackträger geschlichtet wurden. Dräseke, der Bischof, behauptete, Christus wäre ein Gott, und Sintenis, der Pastor, er wäre ein Mensch. Darüber gerieth Alles in Aufruhr. Die Kanonen wurden geladen, die Wachen verdoppelt, die Musketiere und Füseliere bekamen Patronen und jeder Christus, wie der auf der Dresdner Brücke, seinen Posten. Man fürchtete, der gemeine Mann würde die Religion verlieren. Dieser beängstigende Zustand dauerte eine Weile fort. Da kam der Burgemeister eines Abends vom Rathhause und belauschte zwei Sackträger, die vor ihm hergingen. „Was hältst Du davon, Bruder,

sagte der eine, meinst Du, daß der Pastor Sintenis Recht hat, oder glaubst Du, daß es einen Gott giebt?" — Ich eigentlich nicht, war die Antwort, denn sonst müßte mehr Ordnung auf der Welt sein. — „Ich gebe Dir Recht, fing der erste wieder an, ich glaube es auch nicht, und für uns könnte er predigen was er wollte, aber der gemeine Mann muß Religion haben. Sonst ginge alles drunter und drüber." Der Burgemeister eilte sogleich zum Commandanten, erzählte ihm was er gehört hatte; und dieser ließ die Kanonen abfahren. „Es ist nicht mehr nöthig, fügte er hinzu, der Geist unsers Staats hat sich wieder einmal bewährt: jeder Preuße trägt seinen Gensdarmen in der Brust. Hat er keine Religion, so hat er Erziehung."

„Das war in Altpreußen, rief mein Nachbar aus, dort sind die Leute wohlgezogen, wir Neupreußen dagegen sind ungezogen."

Sie mögen so ungezogen sein, wie Sie wollen; den gemeinen Mann, der das Unterste zu Oberst kehrt, suchen Sie hier, wie dort vergebens.

„Sie vergessen die Communisten," bemerkte er mir.

Ich fragte den Rabbi, der neben mir saß, ob die Communisten revolutionär wären.

„Revolution, sagte der Rabbi, ist ein abgenutztes politisches Mittel, Emeuten sind Tollhausstreiche, Straßensiege überflüssig. Die Gütergemeinschaft hat schon jetzt die Majorität. Wir werden an einem schönen Morgen ein Pronuntiamento machen, alle Menschen werden sich die Augen reiben und aus dem bösen Traum erwachen, der ihnen vorspiegelte, als seien alle Schätze dieser Welt verzaubert. Sie werden sich nach dem Kopfe greifen und nur ihren Zopf, das Privateigenthum, vermissen, dafür aber einen völlig gemeinnützigen Schädel ohne allen Eigensinn und Egoismus in der Hand halten. Die Welt ist unser. Ein Trompetenstoß von London bis China, vom Nordpol bis ans Cap der guten Hoffnung, der nichts enthält als den einfachen Ausdruck: totale Gemeinschaft! und die Sache ist gemacht. Alsdann werden wir nur einige wenige Eigensinnige, verstockte Banquiers, Juden, Capitalisten, Land- und Hauseigenthümer zu köpfen haben. Denn es kann in der Gemeinschaft jeder denken was er will, wenn er nur

ökonomisch rechtgläubig und für die Abschaffung des Privateigenthums und des Geldes ist."

Der Rabbi sah sich zufrieden um. Mir schien er sehr liebenswürdig. Im Fluge bekehrte er die böse Welt. Sein Glaube war festgegründet auf der Thatsache, daß die meisten Menschen nichts haben, also vom Mammon auch nicht verdorben sind. Und seine energischen Entschlüsse betrafen ja nur Wenige. Die Geldmenschen würden sich zum großen Theil bekehren. Denn es ist leicht zu begreifen, daß die Reichen im Grunde am meisten gewinnen. Sie sichern Alles im Ganzen, es kann ihnen absolut nichts mehr verloren gehn, und daß niemand Noth leiden soll, ist ja der erste Grundsatz, den die Oberaustheiler nie verletzen dürfen.

Die neue Wissenschaft, die Theorie der neuen Gesellschaft, war hier in einem Deutschen verkörpert, und wenn auch die Franzosen und Engländer eigentlich die Erfinder sind, so war doch diese leibhaftige Existenz, der fleischgewordene und unter uns wohnende Socialismus, nicht zu verachten. So interessirte er mich. Er wollte zurück nach Paris, um sein System (er hatte schon früher eine „Philosophie der That"

entdeckt) dort theils zu vollenden, theils einflußreichen und thatfähigen jungen Deutschen mitzutheilen. Vielleicht interessirte auch ich ihn in dieser Hinsicht, so schmerzlich ich ihn auch später „durch meine Unfähigkeit zur socialistischen Praxis der Deutschen in Paris" enttäuscht habe. Wir wurden also Reisegefährten, und ich war auf dem Meere der Zukunft eingeschifft unter dem kundigsten Piloten, den es bis jetzt unter uns giebt.

Am andern Tage fuhren wir nach Belgien, das uns leider noch einmal in eine vorweltliche Realität tauchte. Hier saß der Rabbi Moses, ein Kind Israels vom neusten und besten Schnitt, dem „socialen", dort eine Nonne, hier ich selbst, des Rabbi's hoffnungsvoller Reisegefährte und überall war unser Char à banc schwarz gesä't voll belgischer Pfaffen.

Mich verdroß die Gesellschaft. „Stoßen Sie Sich nicht an diesen Aeußerlichkeiten, begütigte mich der Rabbi; Belgien ist social, es hat ein entwickeltes Proletariat, und diese colossalen Bauten, auf denen wir mit Dampf durch die Berge und über die Thäler stürmen, befördern nur den faulen Zustand der „alten Gesellschaft". Der Katholicismus beweis't nichts.

Die sociale Realität, die unhaltbar ist, wird auch ihre Idealität, die Religion, in ihren Sturz verwickeln. Sobald die Massen die sociale Wahrheit der solidarischen Gemeinschaft der Güter begreifen, wird überall die neue Ordnung der Gesellschaft etablirt."

Und wann denken Sie, fragte ich ihn, daß wir das neue Etablissement beziehn können?

„Sie suchen sich die neue Wahrheit mit Späßen vom Halse zu halten, so verwies er mir meine vorlaute Frage. Ich mache die Bemerkung, daß man überall, wo die Philosophie der That oder der radicale Socialismus nicht begriffen wird, mit frivolen Witzen auftritt. Uebrigens könnten Sie wohl wissen, daß Fichte, Hegel und Fourier, um Sokrates gleich gar nicht zu citiren, ebenfalls die Possenreißer gegen sich hatten. Aber warum widersetzen Sie Sich? Sie sind ein Hegelianer, ein Bourgeois, ein Capitalist, ein Reactionär ..."

Nun, nun, guillotiniren Sie mich nur nicht gleich! Ich rede im vollen Ernst. Da Sie ein „Philosoph der That" sind, so sind Ihre Gedanken Ausführungen und Ihre Vorstellungen Einrichtungen.

„Aber wie können Sie von mir verlangen, daß ich Ihnen angeben soll, wann der Communismus durchgesetzt sein wird?"

Weil ich den Egoismus habe, das allgemeine Glück zu erleben, und weil seit den Tagen der ersten Christen so viel Zeit verstrichen ist, ohne daß die Gemeinschaft der Güter und des heiligen Geistes realisirt werden konnte.

„Sie sind ein Egoist!"

Sie schelten mich; aber so wohlfeil kommen Sie nicht davon. Sie sollen mich glücklich machen, das verlang' ich; und ich will es durchsetzen, denn Sie werden doch auf mich eben so viel Rücksicht nehmen, als auf irgend einen, der es noch gar nicht verlangt.

„Nun so werden Sie also Theil nehmen an der neuen Gesellschaft."

Das versteht sich. Aber ich komme nun auf meine Frage zurück, ob denn schon Anstalten dazu gemacht werden?

„Die werden gemacht."

Wodurch?

„Durch Propaganda."

Der Theorie?

„Der Theorie."

Nun, so sind Sie doch wahrlich nicht praktischer, als wir Theoretiker. Unsre Praxis ist ebenfalls die Propaganda und, was Sie auch sagen, unsre Reformen sind jedenfalls näher, als die Ihrigen.

„Das glaub' ich nicht. Das Gerede von Freiheit und politischen Reformen ist abgenutzt. Mit der Republik, den Geschwornen, der freien Presse kommt man immer nicht weiter, als zur Tyrannei der Besitzenden und zur Sklaverei der Mehrheit. Alle, auch die radicalsten politischen Reformen sind ohnmächtig gegen die Grundübel der Gesellschaft und interessiren die Welt nicht mehr. Der Inhalt alles und jedes Interesses ist die Socialreform."

Als wenn Gütergemeinschaft und Organisirung der Arbeit oder Erhebung jeder Arbeit zu einer bewußt geselligen That oder Reform der bürgerlichen Gesellschaft und Erhebung aller ihrer Functionen zu Gesellschaftsfunctionen — keine politische Revolution wäre! Und als ob irgend sonst wer diese Einrichtungen treffen könnte, als die Democratie!

„Armer Zurückgebliebener!" sagte mir sein fanatischer, aber milder Blick. Und er hätte die Worte

hinzugefügt, „die Thaten“ seines Blicks, wenn wir nicht so eben auf der Douane der französischen Grenze angelangt und durch diese unangenehme Realität der „alten Gesellschaft“ unterbrochen worden wären.

Ich habe die Reise und die Unterredung mit meinem Freunde Moses, dem Rabbi, zusammengezogen. Das Interesse an der neuen Religion des Communismus, die jetzt schon alle Eigenschaften der alten entwickelt: — ihre Einfalt, das diplomatische Geheimniß: „selig sind die Armen an Geist“, ihre Illusionen, das tausendjährige Reich der seligen Gemeinschaft, die vor der Thür ist, ihren Fanatismus, der nur die Ungläubigen schlachtet, und endlich auch ihre Wahrheit, der Mensch ist der Gott oder er ist das Princip der Welt, ihrer Verfassung und Geschichte — dies Alles fesselte mich so an den Kern des Rabbi, daß ich die Wunder Belgiens, seine Hauptstadt und selbst meine übrigen Reisegefährten in der Wirklichkeit fast eben so sehr zurücksetzte, als hier in der Erinnerung. Ein Kaufmann meiner Bekanntschaft, der neben mir saß und dem ich übrigens sehr zugethan war, schmollte mir fast darüber. Er hatte sich an unserm Gespräch nur mäßig erholt, er war kein

Naturforscher der geistigen Affectionen unserer Zeit die vollendete Ausbildung der neuen Epidemie, welche der Rabbi darstellte, ließ ihn daher kälter als mich, und schließlich erklärte er die Sache für ökonomisch unmöglich. „Denn, sagte er, geben wir dem schönen Traum des Communismus nach und lassen die große Socialrevolution in Deutschland gelungen sein, machen wir die vielen Casernen und Polizeigefängnisse des deutschen Bundes der freien Fürsten und Städte zu einem einzigen Hause, in dem Alles Ein Herz und Eine Seele, Ein Heerd und Ein Vermögen ist; — jede Grenze, die Ihnen, wie hier die französische, ein zweites großes Haus entgegensetzt, schafft das Privateigenthum, das gesonderte Familiengut, wieder, durch die Grenze entstehn zwei große Egoisten. Aber wenn wir uns den Traum aus den Augen reiben, so haben diese beiden großen Egoisten, die durch die Volksgrenze entstehn, an jedem Menschen, der seinen Platz in der Diligence und sonst in der Welt einnimmt, ein entsprechendes begrenztes, abgesperrtes, halsstarriges Wesen, das seine Mauthlinie wohl mit Humanität geltend machen, aber durch alle Humanität, selbst durch das höchst humane Köpfen aller Widerspen-

stigen nicht aufheben kann; jeder Kopf erhebt seinen Eingangszoll von den Gedanken und Willensmeinungen des fremden Kopfes, jeder Kopf, auch der Richtgeköpften, bewiese nur den alten Streit des Einzelnen mit dem Ganzen, der Menschheit mit sich selbst. Die Dissonanz ist so ewig als die Harmonie, denn die eine wird immer aus der andern gemacht. Und der Handel, dem unser Reisegefährte so feind ist und den ich zu betreiben das Schicksal habe, worauf beruht er anders, als auf der verschiedenen Schätzung der Dinge an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen? So lange es verschiedene Oerter und verschiedene Bedürfnisse giebt, wird keine Macht der Erde ihn aufheben, wie sehr auch unser vortreffliche Reisegefährte es wünscht und hofft. Uebrigens kein Handel ohne Treu und Glauben; ich respectire daher alle gesetzlichen Bedingungen, auch die Douanen. So sehr es den Einzelnen auch reizt, den viel größeren Vortheil der durchgeschlichenen Waaren zu genießen, so treulos ist diese Fälschung der allgemein anerkannten Werthbedingung; der Handel benutzt die Verhältnisse, er verfälscht sie nicht, der Handeltreibende wetteifert in der Befriedigung der Bedürfnisse seines

Publicums mit andern Kaufleuten, er betrügt sie nicht."

Verächtlich blickte der Rabbi auf die „Krämerseele", „diesen 5 und mehr procentigen Dieb", herunter und schlug seinen grauen Palletot um seine Lenden. Das Gewand bauschte sich gewaltig. Wir stiegen aus und wieder ein. Es waren keine Cigarren gefunden, ausgenommen bei einem Juden im Coupé des Wagens. Wir hörten ihn mit großem Geschrei behaupten, 100 Stück wären sein Reisebedürfniß, als man ihm nur etwa 5 davon ließ und die übrigen mit vieler Heiterkeit confiscirte. Alles lachte über den Vorfall und der Kaufmann behauptete: „Juden und Weiber paschen immer".

Hier unser Rabbi gewiß nicht, erwiederte ich, und klopfte ihm auf seine gefüllten Taschen.

Er wandte sich, wie ein Regenwurm, den man an die Sonne thut, aber es war nichts zu machen: trotz seiner neuen Socialtheorie, mußte er die alte Maxime des Kaufmanns bestätigen. Er hatte alle Taschen voll Brüsseler Cigarren und unterschied sich von seinem Glaubensgenossen im Coupé nur durch ein besseres Geschick. Uebrigens war es mir leicht,

ihn so unschädlich zu verrathen, denn ich hatte den Einkauf bei Kats, dem democratischen Cigarrenhändler in Brüssel, mit angesehn.

Der Kaufmann aber wurde nun grausam gegen den Feind alles Profits und sagte: „Also während Sie uns gewöhnliche Kaufleute Krämerseelen nennen und in unserm loyalen Gewinn eine Beraubung der Menschheit sehn, ergeben Sie Sich Selbst dem Schmuggel! ei, ei! das heißt ja ungefähr wie bei den christlichen Predigern: thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten!"

Er suchte zwar zu beweisen, daß man die alte Gesellschaft durch jedes Mittel auflösen und solche Mißbräuche wie die Douanen, gar nicht anerkennen müsse; aber die Cigarren zeugten wider ihn. Immer riefen wir ihm zu: „Sie sind ein Handelsmann, ein Profitmacher, ein Egoist, ein Speculant!" und er konnte diesmal nicht sagen, daß der Spaß nicht ernst wäre.

Doch hier endigt unsre Unterhaltung. Der Wagen donnert auf den klassischen Pflastersteinen der Barricaden, mit denen edle Herzen vor 15 Jahren die Dummheit und Niederträchtigkeit der Menschheit

vergeblich abzudämmen suchten; der Strom rauscht schon wieder über ganz Europa hin, und je höher die Bildung gestiegen, desto empörender ist sein Durchbruch, desto verruchter sein Lauf. Wird die ökonomische Revolution glücklicher sein, wenn sie sein wird? Verzeihe mir der Rabbi meine Zweifel.

8.

Paris und die Geschichte.

Paris! und Du bist nicht dabei! Daß ich Dich hier nicht herumführen kann! Aber es soll noch geschehn; Du sollst diese große neue Welt noch einmal mit Deinen eignen Augen entdecken und selbst sagen, daß Du vorher noch nichts gesehn hast. Ich hatte es nicht darauf angelegt, hier zu sehn und zu staunen; auch laß ich mich nicht leicht aus der Fassung bringen. Ich wollte Menschen sehn und wußte im Voraus ungefähr, was ich finden würde. Aber ich gestehe Dir, daß ich nun erst die ganze Wichtigkeit dieser ungeheuren Stadt begreife. Der Kaufmann ist sehr liebenswürdig. Er hat mich den ganzen Tag herumgeführt und zwar stiegen wir zuerst auf den

Mont Martre. Die Häuser gehn ganz hinauf, und oben steht eine kleine häßliche Kirche mit dem Telegraphen. Leider ließ man uns nicht hinauf, denn oben, wo man auf der einen Seite das Thal von Montmorency, auf der andern Paris sieht, muß es schön sein. Wir mußten nun eins nach dem andern nehmen. Eine Frau gab uns den Schlüssel zu dem Calvaire (so heißt Kirche und Garten), und die Anweisung, wie wir auf die Pariser Seite hinauskönnten. Die Pfaffen heulten in der Kirche, wie sie zu thun pflegen, und viele ganz nagelneue Stationen von Scenen aus der Leidensgeschichte waren abgebildet, um Processionen und andern Götzendienst wieder herzustellen. Seltsam nimmt sich dieser kleine Anfang des Alten aus gegen die ungeheuren Umgestaltungen der Revolution, die man hier unter den Füßen hat, und die immer noch fortgehn. Dieser ganze Berg und gut das halbe Paris gehörte den Pfaffen und ihren Klöstern. Man hat dies Geniste von der Erde vertilgt, Straßen entstehn auf dem alten Klostergrunde und Menschen bewohnen und genießen was sonst dem traurigen Götzen geopfert wurde und seinen widrigen Dienern zu Gute kam. Nur das kleine

Fleckchen des Calvaire mit diesem sehr beschränkten Processionsgarten hat das böse Princip behauptet Alles Andere ist Privat- oder Gemeindegut geworden. Die Bauplätze gleich hinter dem Garten, die am schönsten liegen, fanden wir aber noch nicht zugänglich. Erst allmälig wird sich die Straße so hoch herauf ziehn. Der harte Boden, sich selbst überlassen, bildet ein Distelfeld voll mannshöher Stauden. Es ist schwer sich durchzuwinden. Aber hier, welch' ein Anblick! Die Sonne trat aus einer Wolke und warf ihren vollen Glanz in das ungeheure Theater, grade als es sich vor uns aufthat. Wir konnten es mit Einem Blick nicht fassen, die Ausdehnung der Stadt läuft rund herum, sie macht einen Halbkreis, dessen Enden auf beiden Seiten sich uns entzogen. Zur Linken vor uns hin erblickten wir die waldigen Anhöhn, die den großen Kessel mit umschließen, in dem Paris liegt. Was wir vor uns haben, so weit das Auge trägt, ist Alles Paris, der Gesichtskreis seine Grenze.

Nicht weit vom Mont Martre mündet die Eisenbahn des rechten Ufers in die Stadt. Wir stiegen ein und blieben nicht lange unter Häusern, dann fuhren wir über den Fluß und in einem großen

Mont Martre. Die Häuser gehn ganz hinauf, und oben steht eine kleine häßliche Kirche mit dem Telegraphen. Leider ließ man uns nicht hinauf, denn oben, wo man auf der einen Seite das Thal von Montmorency, auf der andern Paris sieht, muß es schön sein. Wir mußten nun eins nach dem andern nehmen. Eine Frau gab uns den Schlüssel zu dem Calvaire (so heißt Kirche und Garten), und die Anweisung, wie wir auf die Pariser Seite hinauskönnten. Die Pfaffen heulten in der Kirche, wie sie zu thun pflegen, und viele ganz nagelneue Stationen von Scenen aus der Leidensgeschichte waren abgebildet, um Processionen und andern Götzendienst wieder herzustellen. Seltsam nimmt sich dieser kleine Anfang des Alten aus gegen die ungeheuren Umgestaltungen der Revolution, die man hier unter den Füßen hat, und die immer noch fortgehn. Dieser ganze Berg und gut das halbe Paris gehörte den Pfaffen und ihren Klöstern. Man hat dies Genïste von der Erde vertilgt, Straßen entstehn auf dem alten Klostergrunde und Menschen bewohnen und genießen was sonst dem traurigen Götzen geopfert wurde und seinen widrigen Dienern zu Gute kam. Nur das kleine

Fleckchen des Calvaire mit diesem sehr beschränkten Processionsgarten hat das böse Princip behauptet Alles Andere ist Privat- oder Gemeindegut geworden. Die Bauplätze gleich hinter dem Garten, die am schönsten liegen, fanden wir aber noch nicht zugänglich. Erst allmälig wird sich die Straße so hoch herauf ziehn. Der harte Boden, sich selbst überlassen, bildet ein Distelfeld voll mannshöher Stauden. Es ist schwer sich durchzuwinden. Aber hier, welch' ein Anblick! Die Sonne trat aus einer Wolke und warf ihren vollen Glanz in das ungeheure Theater, grade als es sich vor uns aufthat. Wir konnten es mit Einem Blick nicht fassen, die Ausdehnung der Stadt läuft rund herum, sie macht einen Halbkreis, dessen Enden auf beiden Seiten sich uns entzogen. Zur Linken vor uns hin erblickten wir die waldigen Anhöhn, die den großen Kessel mit umschließen, in dem Paris liegt. Was wir vor uns haben, so weit das Auge trägt, ist Alles Paris, der Gesichtskreis seine Grenze.

Nicht weit vom Mont Martre mündet die Eisenbahn des rechten Ufers in die Stadt. Wir stiegen ein und blieben nicht lange unter Häusern, dann fuhren wir über den Fluß und in einem großen

Bogen an ihm hin. Eine halbe Stunde so rasch, als die Räder laufen können, und wir sind in St. Cloud. Aber was hatten wir erreicht? Nur wieder einen Punkt, auf dem wir uns am Ende von Paris befanden. St. Cloud, Boulogne, Auteuil, Passy, Paris, ein ununterbrochenes Meer von Häusern, Eine Stadt. Die Aussicht von St. Cloud übertrifft Alles, was ich bisher gesehn habe. Denn was ist es am Ende, wenn wir das Meer groß und die Berge imposant finden? wenn aber solche Strecken eine einzige große Wohnung der Menschen geworden sind, so ist damit eine Eroberung über die Natur und eine Macht des Menschenlebens vor die Augen geführt, deren welthistorische Bedeutung man gar nicht zu kennen brauchte, um von ihrem Anblick ergriffen zu werden. Wien und Rom sind groß, ihre Lage ist schön, schöner vielleicht, als die von Paris; aber leider vergißt man es nie, wenn man sie ansieht, daß sie von Eseln bewohnt und nur spärlich durch Menschen colonisirt sind, während hier, und nur hier der Brennpunkt des europäischen Geistes, das Herz der Weltgeschichte vor uns liegt.

Freilich ist Paris lange Zeit nicht besser gewesen,

als Wien und Rom, und die Geschichte, die hier gemacht wurde, war nichts als das Alberne in jeder Form. Es ist leider noch genug davon übrig. Gleich diese Wasser von St. Cloud, zu denen sich heute die Menge versammelt, was sind sie anders, als eine ohnmächtige Dummheit, für Müßiggänger ins Werk gesetzt und von Narren ausgedacht? Selbst die lustige Menge, die Park und Rasen am Sonntage in Besitz nimmt und den losgelassenen Fontainen zujauchzt, versöhnt uns nicht mit diesen Resten der verrückten Roccocozeit. In Versailles ist das Alles noch unsinniger. Und man sieht es erst recht, nun Gras in seinen breiten Straßen wächs't. Der Magistrat von Versailles, sagte neulich der Charivari, hat beschlossen, täglich 30,000 Fußgänger von Paris zu miethen, um das Gras in den Straßen dieser königlichen Stadt zu dämpfen.

Ueberhaupt ist seit Athen und Rom die Geschichte der Menschen eine Geschichte ihrer Absurditäten geworden und die wieder humanisirte Weltbewegung noch sehr jung. Sie beginnt mit der Revolution, denn die Revolution war die erste Erinnerung daran, daß es einmal Helden, Republikaner und freie Men-

schen in der Welt gab. Es war ein schöner Traum! War es mehr? Und wenn wir Zeitgenossen dieser großen Rückkehr zur Geschichte der Menschheit sind, ist es nicht um so schlimmer, daß der Traum ein Traum blieb, und daß wir ihn nun nicht einmal mehr zu erzählen wagen? Kein deutscher Geschichtschreiber versteht die Bedeutung der großen Begebenheit, an der sich zu ihrer Zeit alle Herzen erwärmten und die edelsten Geister zu der Hoffnung eines „Fortschrittes der Menschheit“ sich aufrichteten. Kant und Klopstock haben uns diese Hoffnung hinterlassen, Schiller und Göthe ihren Verlust, und was wir Deutsche selbst später mit großem Geschrei vollbracht, ist weit unter der Kühnheit der Revolution. Wer hätte es damals gewagt, an die freisten Menschen, die Alten, zu erinnern? Wir erinnerten uns des Mittelalters, „es war ein Kreuzzug, war ein heil'ger Krieg“ und darum das Grab sein Lohn, das „heilige Grab“ der Freiheit und „die heilige Allianz“ für die Wiederherstellung der alten Grabesruhe unterjochter, ungeschichtlicher, entmenschter Völker. Ewige Schande über die bornirten Deutschthümler und die mystificirten Franzosenfresser!

Ich habe den Traum der Freiheit noch zu gut im Gedächtniß, um dies Erwachen aus ihm nicht unerträglich zu finden: aber leider ist die Poesie der wenigen Momente in der Geschichte, die wahrhaft lebenswerth und unsterblich sind, jetzt tief begraben unter der Prosa des zwecklosen Daseins, in dem wir festsitzen. Die Welt ist damit zufrieden und die Leute lieben es, sich zu rühmen, „wie sehr sie fortschreiten". Sie schreiten fort, indem sie den einzigen Fortschritt, den der Mensch machen kann, die Hingabe an die Vernunft, verläugnen.

Ohne Zweifel, ihr Vortrefflichen, kommt ihr eurem Ziel immer näher; ist es nicht dem, welches ihr wollt, so ist es doch dem, welches ihr nicht wollt. Seid ihr damit zufrieden, warum sollte man nicht sagen, ihr — schrittet fort?

„Ist denn kein Fortschritt in der Welt, kein Plan in der Geschichte, die ein ewiger Wille regiert? Hat nicht jedes Volk seine Mission?" sagen die Göttlichen. „Erfaßt der Weltgeist, der durch alle Völker dargestellt wird, nicht immer tiefer sich selbst?" sagen die Menschlichen.

Vortreffliche und große Worte: „der Fortschritt

der Weltplan, der ewige Wille, und gar die Missionen der Völker!" Sind die Missionäre Hunnen, Germanen, Araber, Russen und Türken, so können sie mitunter sehr ungelegen auftreten; und der „Weltgeist, der immer klüger wird", sollte es endlich dahin gebracht haben, sich von einigen Schlauköpfen nicht mehr bei der Nase herumführen zu lassen.

„Es ist Vernunft in der Welt, sagt Hegel, noch mehr, die Welt ist ein vernünftiges System und die Menschenwelt ist es ausdrücklicher, als die Natur, sie ist es mit Bewußtsein. Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit."

Eben deswegen, weil die Menschenwelt sich mit Bewußtsein vernünftig constituirt, kann sie sich auch mit Bewußtsein ihrer Vernunft, ihrer Menschenwürde begeben und blickt nur um euch, ob sie von dieser Freiheit nicht reichlich Gebrauch macht. Scheint sie nicht grade jetzt in Europa das Bewußtsein dieser Freiheit auf die Spitze getrieben zu haben? Giebt es noch eine diplomatische Note, die dies nicht bewiese? Die blinde Vernunft der Natur wird nie verletzt, die sehende der Menschenwelt überall unter die Füße getreten.

„Und was folgt daraus? Siegt die Vernunft nicht dennoch überall? Ist es nicht das Gewisseste von Allem, daß der Widerstand gegen die geistige Entwickelung nur ein Mittel zu ihrer Beförderung ist?" hör' ich den Chor der Fortschrittsgläubigen singen. — Ja, ihr habt Recht!

Wenn ihr die geistige Entwickelung so allgemein nehmt, daß sie nur den Verlauf der Geschichte, wie er auch ausfällt, bedeutet, so könnt ihr freilich nicht fehlen. Gelingt ihr die Republik nicht, so gelingt ihr das Kaiserreich, schlägt dieses fehl, so sind es die Bourbonen, und findet sichs, daß der Zeitgeist auch sie nicht will, dann ist es das System eines alten Fuchses, der den Hahn der ersten Revolution noch ungeboren kannte und jetzt sein Junges in der Geburt zu erwürgen sucht. Gelingt der geistigen Entwickelung endlich, wie bei uns in Preußen und Deutschland weder bürgerliche, noch litterarische Freiheit, um von der Emancipirung der untersten Klassen gar nicht zu reden, sondern nur Despotismus und Religion; nun so ist es das Glück der bürgerlichen Ruhe und die fromme Ergebenheit in jedes Geschick, zu dem der Geist sich entwickelt hat. Wollt ihr dies

Resultat unsrer nichtswürdigen Zeit annehmen, so hab' ich nichts mehr zu sagen, die Geschichte entwickelt sich allerliebst und „der Fortschritt" ist enorm. Nie war die Welt weiter — von der Freiheit und von der Geltung vernünftiger Principien entfernt.

„Wenn sie sich nicht weiter davon entfernen könnte, so müßte sie mit jeder neuen Minute mehr zu ihr zurückkehren."

Diese Mathematik eurer faulen Hoffnung und ein minutenweises Zurückkehren zum Bessern würde mich über unsre Lage nicht trösten, wenn überhaupt ein sittlicher Fortschritt die Aufgabe der Menschheit wäre. Die Menschheit kann sich vom Druck der Natur und von der Unwissenheit befrein, Wissenschaft und Civilisation schreiten durch neue Entdeckungen fort; ist aber die Freiheit die Kraft des Geistes und des sich selbst klaren Willens, ist sie der edle Charakter und die siegreiche Vernunft, die Existenz des wahren Menschen, so schreitet die Geschichte nicht zur Freiheit fort, sondern sie strahlt auf allen Punkten von Sternen der Freiheit. Hoffen wir für unsre Zeit; ihr scheint der Ehrgeiz zu fehlen, es der Vorzeit gleich zu thun.

„Ist es nicht möglich, die Menschen fortschreitend zu veredeln in ihren Gesinnungen und Entschlüssen; so ist es doch klar, daß die Befreiung der Menschen vom Druck der Unwissenheit und aus der Noth der Natur unmittelbar eine Humanisirung der Menschenwelt mit sich führt; die milderen Sitten sind nach Jahrhunderten, ja nach Decennien zu unterscheiden."

Seitdem wir aus der Barbarei wieder auftauchen und zur Humanität zurückstreben. Noch mehr, die Völker, welche sich die Bildung und Civilisation, die sie hinter dem Rücken ihrer Herren errungen haben, nicht wieder entreißen lassen, werden ihre geselligen und natürlichen Fesseln sprengen; aber der Mensch, welcher aufhört eines Menschen Knecht und ein verwahrlos'tes Wesen zu sein, ist darum noch kein sittlich freies. Sonst wären die Könige, die Reichen und die Gelehrten die edelsten und besten Naturen — vollkommene Menschen. Das Gegentheil ist jetzt in aller Welt Munde. Die Wissenschaft, die Erfindung und Benutzung der Naturkräfte hat zu einer grausamen Tyrannei der Reichen über die Armen, zu einer viel ausgedehnteren und gehässigeren Verwahrlosung der Menschheit geführt, als je eine vorhanden

war. Aber die Wissenschaft ist der Speer des Achilles, der die Wunden, die er schlug, auch zu heilen vermag. Weder die Bildung Aller, noch die Sicherung des Einzelnen gegen den blinden Einbruch der Naturnoth ist ein unlösbares Problem. Die Leiden des ausgesetzten, blinden, verwahrlos'ten, heimathlosen Oedipus werden alsdann der Menschheit erlassen, ihre Arbeiten dagegen sich zu Herculesarbeiten der Gesammtheit, zu systematischen Angriffskriegen auf die spröden Domainen der Natur erheben, wenn auch nicht zur Besänftigung aller Bestien und aller Klimate, wie Fourier prophezeiht. Aber schon hiemit würden wir uns vor der Hand begnügen, denn es wäre mehr als „ein Fortschritt im Bewußtsein", es wäre ein Fortschritt im Besitz der Freiheit, ohne daß darum der Kampf des Menschen mit sich, die Ausbildung und die Mißbildung der sittlichen Naturen wegfiele.

Ueberhaupt ist die Geschichte ein Kampf der Menschen mit einander, kein Naturphänomen, das man von selber herankommen läßt und dem man müßig zusieht, und Paris das lehrreichste Beispiel, daß die Sache des edleren Theils nie gesichert, die Befreiung des

Unterdrückten, selbst wenn er für den Augenblick den Sieg in der Hand hatte, immer noch problematisch, der Kampf der nobeln und der niederträchtigen Charaktere ein ewig erneuerter ist. Für den Augenblick hat nun die Niederträchtigkeit es davongetragen. St. Cloud und dieses Schloß, auf dessen Terrasse wir stehn, ist ihr klassisches Hauptquartier, aber es ist auch der tarpejische Felsen, und die Stadt zu seinen Füßen das Tribunal für die Verräther. Nur schade, daß ihre Herrschaft viele Decennien, ihr Sturz nur wenige Minuten dauert. Napoleon usurpirte hier den Besitz Frankreichs, er erzürnte hier den Genius der Menschheit, seine Usurpation war sein Sturz, Karl X. verspielte hier am glatten Whisttisch die Krone, und wenn die jetzige Dynastie in ihrem Spiel mit dem Volk auf die Kanonen der Forts reducirt sein wird, dann ist wieder St. Cloud und der Mont-Valérien gewiß ihre letzte Zuflucht. Allerdings, Paris ist unwiderstehlich. Dies Volk ist reich an Lieb und Haß; und es beweis't sich edel in beiden; die Autorität der Stadt ist der Wille Frankreichs, das hieher unaufhörlich seine besten Kräfte ausströmt. Gegen den edlen Charakter dieser gewaltigen Stadt

gäb' es nur dann einen endlichen Sieg, wenn es gelänge, sie um ihren Charakter zu bringen. Bis dahin sind alle Erfolge nur die Stufen, auf denen die Höhe des Sturzes erstiegen wird. Wer sich aber damit beruhigen will, der bedenk' es wohl, so lange die Stufen fortgehn, ist der tarpejische Felsen wirklich das Kapitol. Er beunruhige sich immerfort über den langen Athem des Erfolgs und tröste sich nie mit dem bevorstehenden kurzen Moment des Sturzes. Er hoffe nicht, er arbeite, er glaube nicht nur an die Erfolge des bösen Princips, die er vor sich sieht, er widersetze sich ihnen. Ich kenne viele Pariser, die sich dadurch rühmlich vor den Deutschen auszeichnen, daß sie nicht, wie wir, den Feind seinem Schicksal überlassen, sondern ihm sein Schicksal zu bereiten suchen; und diese sind bessere Historiker, als die weisen Männer, die nach hundert Jahren den Sieg jeder Parthei für den Fortschritt zu Buche bringen. Eine vernünftige Geschichte hätte eben so viel Tragödien als Triumphe des guten Princips zu berichten: die Geschichte wird nicht eher wieder vernünftig geschrieben, als bis man hierüber im Reinen ist.

Die europäische Geschichte knüpft sich noch immer

an die Geschichte von Paris. Die Stadt wird nicht wieder, wie in der ersten Revolution, gegen die Provinzen auftreten, es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie ihren verlornen Maire wiederbekommt, weil das Bedürfniß der Einheit in der Staatsgewalt, welches zu der jetzigen Stadtverfassung geführt hat, immer dasselbe bleiben wird: aber ob die Stadt 12 Mairieen in 12 Arrondissements und statt eines selbstgewählten Maire's einen Seinepräfecten hat, den die Staatsregierung ernennt; das geistige Uebergewicht von Paris bleibt dasselbe, und je weniger die Provinzen zu fürchten haben, von einem Stadtinteresse benachtheiligt und beherrscht zu werden, um so eher geben sie sich hin, wenn Paris in einem großen Partheiinteresse das Wort führt.

Für Deutschland ist Paris nicht minder wichtig, als für die Departemente. Unsre Siege und unsre Niederlagen erleben wir in Paris. Selbst unsere Philosophie, worin wir jetzt einen Schritt voraus sind, wird nicht eher zur Macht werden, als bis sie in Paris und mit französischem Geiste auftritt. Die Partheien gehn durch die Völker und die Völker haben kein höheres Interesse, als das Interesse ihrer Par=

theien. Ein Volk und seine Geschichte ist nicht mehr werth, als seine Partheien. Wohin kann es nun die Parthei der Freiheit bringen? Bei uns Deutschen zu der Einsicht, daß die Anstrengungen der Menschheit überall den freien Menschen zum Princip und zum Zweck haben, nicht gegen ihn selbst gewendet werden dürfen; bei den Franzosen zu der Praxis dieses Humanismus. Der militairische und der pfäffische Geist, beide opfern den freien Menschen auf, ihr Princip ist das Commando und der Glaube; diese beiden bösen Principien werden in Frankreich durch den Bonapartismus und seine Verwandlung in das starke und centrale Telegraphenregiment und durch den Katholicismus und seine Abschwächung in aufgeklärte Religiosität vertreten. Sie werden angegriffen durch die Democratie und die freie Zusammenwirkung, durch den freigelassenen Kampf der Ansichten in der Presse und durch die Erziehungsfrage, die, von den Priestern angeregt, dazu bestimmt ist die Priester aufzuheben. Sobald nämlich die Principien in Frankreich die Höhe der deutschen Philosophie erreicht haben, wird die ganze Religionsfrage eine Erziehungsfrage, nur durch Bildung befreit man die

Menschen, und man wird in Frankreich den Muth haben, sowohl die militairische, als die religiöse Rohheit zu zerstören und durch democratische Organisation das Commando, durch Volksbildung den religiösen Aberglauben zu ersetzen. Wie immer, so spricht auch jetzt die Reaction aller Orten das Stichwort der neuen Zeit zuerst aus, es ist die Erziehung. Die Bildung hat die Revolutionen erzeugt, die Verbildung soll ihnen die Quelle verstopfen. In Preußen werden Schulen und Universitäten mit Obscuranten angefüllt, in der Schweiz führt man Krieg gegen die Jesuitenerziehung, in Frankreich verlangen die Priester Freiheit des Unterrichts. In Frankreich wäre ihnen zu antworten mit der gänzlichen Ausschließung von allem Unterricht, denn in Frankreich ist es kein Geheimniß mehr, daß sie nichts wissen und nur ihre eigne Herrschaft lehren und predigen wollen. Um dies öffentliche Geheimniß wirksam zu machen, ist nur noch nöthig, daß die Mysterien der Religion, auch die der aufgeklärten Religion, den Franzosen so unwiderleglich enthüllt werden, wie dies jetzt in Deutschland geschehen ist. Wird dann das freie Individuum, wie es bei dem praktischen Talent der Franzosen nicht aus-

bleiben kann, wirklich der Staatszweck, so erhebt sich die Erziehung zur vornehmsten öffentlichen Function und alle militairischen und priesterlichen Müßiggänger, alle ihre Ehren und Würden werden in ihr nützlich verwendet. Es versteht sich von selbst, daß weder die durchgreifende theoretische, noch die universelle praktische Befreiung ohne democratische Organisation möglich ist. Die Institutionen, welche die Beherrschung und Ausbeutung der Menschen, eben so wie die, welche ihre Befreiung und ihr wahres Wohl zum Zweck haben, hängen an einander, wie die Ringe einer Kette. Der letzte Ring der europäischen Kette ist in Paris befestigt, d. h. er ist in der Hand der Democratie.

9.

„Sociale“ Bekanntschaften.

Du siehst, wie Paris mich anzieht, und grade im Gegensatz zu den Nationalen diesseit und jenseit des Rheins möcht' ich etwas für die Verbrüderung der deutschen und französischen Befreier thun. Wir brauchen nicht wählerisch zu sein, alle Nüancen der Oppo-

sition, ja sogar noch die ehrlichen Conservateurs des Juli-Frankreichs sind befreiende Männer für Deutschland. Schwieriger ist es für uns, den Franzosen genießbar zu werden; und es könnte sich wohl ereignen, daß wir nur mit dem alleräußersten Extrem zu einer Verständigung gelangten; nur die Communisten sind dem totalen Humanismus, welcher die sittliche Welt wie von allem Uebermenschlichen so von allem Untermenschlichen, und die natürliche von allem Uebernatürlichen reinigt, zugänglich. Bei alledem sind es nicht die Communisten, die ich hier suche, sie können keine Schriftsteller in dem Journal, welches wir projectiren, abgeben, und ich meines Theils habe es noch nicht zu dem Glauben an die allein und alles seligmachende Gütergemeinschaft bringen können.

Aber ich stoße bei jedem Schritt auf die Socialen und heute find' ich sogar in der „Democratie pacifique" die Ankündigung, ich sei nach Paris gekommen, um „die sociale Wissenschaft" (Fouriers System) zu studiren. Es ist etwas daran, nur choquirt es mich, der ich bisher alle Menschen für Socialisten gehalten habe, daß hier plötzlich der Socialismus erfunden und ein ganz neues System sein soll; und ich habe

geraume Zeit gebraucht, um mich in diese Usurpation einigermaßen hineinzufinden. Indessen wird es immer von Zeit zu Zeit nöthig, mit der ganzen Vergangenheit zu brechen, und so sei es denn drum: wir leben noch nicht recht zusammen und haben die wahre Form der Gesellschaft noch erst zu verwirklichen. Jedenfalls kann man nur dabei gewinnen, immer in bessere Gesellschaft zu kommen. Schafft die schlechte ganz ab und laßt von der guten niemand ausgeschlossen sein. Der Communistenrabbi, ein liebenswürdiger guter Mensch, sorgte dafür, daß ich mit „socialen Männern von Ruf" bekannt wurde und zunächst kam „der Pariser Correspondent", der in dem Communistenbericht aus der Schweiz auftritt, in unsre Gesellschaft, dann beehrte mich Madame Flora Tristan, die Verfasserin der Londner Spaziergänge und der Union ouvrière, mit ihrem Besuch und endlich lernte ich Herrn Victor Considerant, den Hauptredacteur des Fourieristischen Organs der Democratie pacifique, und Herrn Cabet und Dezamy, die zwei communistischen Notabilitäten, kennen, ehe ich noch daran gedacht hatte, meine ursprünglichen Besuchspläne bei nichtsocialen oder nur halbsocialisirten

Schriftstellern, die in Deutschland Autoritäten und Namen geworden sind, ins Werk zu setzen.

Der Rabbi unterrichtete damals „den Pariser Correspondenten", einen Mann von geringen Fähigkeiten, aber von großem Eifer, und der darum nur desto glücklicher von der Einen Idee lebt: „Wenn wir nur erst Gütergemeinschaft haben!" Er denkt sich alles Glück erreicht und alle Fähigkeiten aufs Höchste gesteigert, so wie der Communismus realisirt ist. Als wir zusammen bei Franconi im Circus die Damen mit Kühnheit und Grazie auf den Pferden tanzen sahn, rief er aus: „Vortrefflich und im Communismus werden alle Weiber so tanzen können." Er gehörte nicht zu den Brod- und Eisenpredigern, er setzte kein finstres Gesicht auf und lud die Proselyten, die er zu machen suchte, nicht zu dem puritanischen Sauertopf der Entbehrung, Fourier hatte ihn tolerant gegen die Genußsüchtigen gestimmt und er theilte Apfelsinen, Ananas, Champagner, Bananen, Austern und indianische Vogelnester an alle Communisten aus, wie er alle zu Franconi in die Lehre thun wollte. Disponirte er über Talent und Geschmack ohne Verstand, ohne Rücksicht auf die Waden, auf

den Schwindel und auf den Magen der künftigen Communisten, so that er es mit desto mehr Humor, und es hörte sich hübsch an, wenn er naiv und heiter von der glücklichen Zukunft sprach, wie die Kinder uns oft erzählen was sie alles haben und thun werden, wenn sie groß sind. Unterdessen verschmähte er vorläufig auch schon die Apfelsinen der „alten Gesellschaft" nicht und unterwarf sich für seine Person den Pariser Sitten sogar in der „freien Liebe". Er hielt das tausendjährige Reich des Communismus, wo die Liebe gänzlich frei, die Güter ehrlich verwendet und richtig ausgetheilt, die Talente vollkommen entwickelt sein werden, allerdings für nahe herbei gekommen, aber er glaubte auch, „die Gewalt thun, reißen es zu sich". Die gemeinen Communisten sind ökonomische Christen, die Prediger des Communismus ökonomische Pfaffen, theils heitre, wie dieser, den der Himmel des Communismus und das Elend der Armen dieser schlechten Welt, „der alten Gesellschaft", nicht hinderte sich gütlich zu thun und seinen Humor dabei zu haben, theils fanatische, die jetzt schon ihre Bannflüche gedruckt und ungedruckt ausgehn lassen und ihre Bullen mit der Guillotine siegeln. Neuer-

dings um die hierarchische Stufenleiter zu vollenden, ist auch noch ein Messias des Communismus aufgetreten. Er heißt Kuhlmann und verkündigt: „die neue Welt" in Lausanne, wo ihn als den, der da kommen sollte, sein Johannes, August Becker, schon vor 6 Monaten verkündigte. Unter den französischen Communisten fand ich die heitern, humanen und philosophischen Naturen vorherrschend. Cabet und Dezamy bestätigen diese Bemerkung. Der „Pariser Correspondent", der übrigens seinen Namen mit der That führt, denn er correspondirt nach allen Himmels- und Weltgegenden mit einem unverwüstlichen Eifer, ist bei alledem nicht ohne priesterliches Talent und exercirt sogar unmittelbar eine Art Sittenpolizei, die sich aber, da der Communismus den sonstigen Charakter aus dem ökonomischen entspringen läßt, nur auf den Beutel und auf die ökonomische Rechtgläubigkeit der Communisten und Communistengenossen richtet. Er nahm mich sehr freundlich für einen exoteren Anhänger, warf mir meine Verschwendung vor und meinte, ich könnte wohl monatlich 20 Franks erübrigen und zum Druck communistischer Schriften, es war von Weitlings Evangelium der armen Sünder die Rede, beisteuern.

Ich sah ihn verwundert an; er verzog keine Miene. Ich muß gestehn, fuhr ich sodann heraus, daß ich nicht darum der deutschen Polizeiaufsicht und Censur aus dem Wege gereis't bin, um hier von Ihnen sogar meine Wirthschaft controlliren zu lassen. Ich verbitte mir dies Interesse an meinen Privatangelegenheiten.

„Es giebt keine Privatangelegenheiten mehr, und man muß sich gegenseitig beaufsichtigen."

Ich Sie und Sie mich? Aber ich interessire mich nicht für Sie, wenigstens nicht genug, um Ihre femme und Ihre Menage in Ordnung zu halten.

„Männer von gleichen Principien müssen sich für einander interessiren."

Welche Principien meinen Sie?

„Die Gütergemeinschaft."

Ich bin nicht für die Gütergemeinschaft, am allerwenigsten mit Ihnen, weder Ihr Princip, noch die Art und Weise, wie Sie es zu realisiren suchen, gefällt mir. Und selbst wenn wir in den Principien harmonirten, so wäre mir das noch lange kein Beweggrund, mich persönlich mit Ihnen zu befassen.

Ich ging zornig davon.

Und doch hatte der naive Mann nur darin Un-

recht, daß er so naiv war. In der That, man wird es niemandem wehren, einen zu beobachten und zu censiren, aber man wird jedem das Haus verbieten, der sich mit dieser Absicht ankündigt. Und es ist nicht das geringste Hinderniß des Communismus, daß es unerträgliche Menschen und unverträgliche Charaktere giebt.

10.

Cabet und der Humanismus.

Der Rabbi führte mich zu dem Exdeputirten und Advocaten Cabet, dem Verfasser der Voyage en Icarie, eines communistischen Romans, in dem eine modificirte Gemeinschaft des Lebens und der Oekonomie, eine Verwaltung aller Güter und Geschäfte von Staats wegen mit Beibehaltung der Familie und der republikanischen Organisation des Ganzen beschrieben wird. Cabet war 1830 nicht ohne Einfluß. Der König zog ihn zu Rathe und suchte ihn zu gewinnen. Cabet erklärte sich schon damals gegen die Bourgeoisie und verlangte, der König solle sich auf die Masse, auf den Peuple, stützen und die radicale Demokratie vorbe-

retten. Louis Philipp hielt das für unmöglich. Die Masse sei zu einer solchen Stellung weder vorbereitet, noch aufgelegt. Cabet beschwor ihn und schwur, daß es gehn würde. Er drang nicht durch, doch blieb er noch auf gutem Fuß mit dem König und nahm bald darauf die schwierige Sendung nach Corsica an, um dort als Generalprocurator die Jury einzuführen. Später kam es zum Bruch, und jetzt ist Cabet in der extremsten Opposition, die er aber als geschickter Advocat rechtlich zu begründen und in den Schranken der Legalität zu erhalten sucht. Keine Nummer seines Monatsblattes, des „Populaire" erscheint, in der er nicht die sainteté de la famille proclamirte und gegen Gewalt und Verschwörung protestirte. Es stand der Toulouser Communistenproceß bevor. Cabet war im Begriff als Vertheidiger mehrerer Angeklagten nach Toulouse zu gehn und hielt sich fest überzeugt, daß ihre Unschuld vollkommen erwiesen werden würde. Die Freisprechung erfolgte auch wirklich, nur wurde Cabet auf jede Weise am Plaidiren verhindert, ja, man fürchtete ihn so sehr, daß man ihm sogar, als er sich freiwillig auf die Bank der Angeklagten setzte, das Wort verweigerte. Er sollte mit Gewalt aus

der Sache gehalten werden. Gleichzeitig erreichte er seinen Zweck. Die ganze communistische Parthei, die durch den Ausgang des Processes in eine viel günstigere Lage kam, mußte ihre Augen auf ihn richten, und wenn der Communismus im Stande wäre, die arbeitenden Klassen, auch nur in den Städten für sich zu gewinnen (die 130,000 Unterschriften zu Ledru-Rollins Arbeiterpetition sind freilich eine zu geringe Theilnahme), so würde Cabet sich an der Spitze einer unwiderstehlichen Heeresmacht befinden. Vor der Hand ist indessen die Communistenparthei sehr schwach, und völlig außer Stande, sich auf ihre eignen Füße zu stellen, oder gar eine Revolution zu beginnen. Alle französischen Socialisten, die überhaupt eine Revolution wünschen und erwarten, richten ihre Blicke auf die Bewegung der politischen Partheien. Sie glauben zwar, daß sie die Erben, aber nicht, daß sie die Väter der bevorstehenden Revolution sein werden. Es versteht sich, daß die Legalität Cabets sich nur auf die factische Haltung, nicht auf die Ansicht bezieht. Es giebt keinen Franzosen, für den das Gesetz eine andere, als eine provisorische Geltung hätte; die Franzosen haben daher alle den Vorzug voraus, daß

sie ihre Gesetze von ihrem Leben, nicht ihr Leben von ihren Gesetzen beherrschen lassen. Ist die Charte nie zur Wahrheit geworden, so ist es die Septembergesetzgebung eben so wenig; zwischen beiden aber liegt die französische Freiheit, die Bildung, die Haltung und die Praxis des humansten Volks der Erde. Cabet ist ganz Franzose, ein bejahrter Mann und noch feurig, wie ein Jüngling, mit einem freundlichen, gescheidten, ja, schlauen und sceptischen Gesicht. Er macht sich keine Illusionen über die Schwierigkeit seiner Aufgabe, Alles zu monopolisiren, zu confisciren, zu administriren und sodann den Ertrag gerecht zu verwenden, vorher aber jeden Einzelnen zur Erzeugung dieses Ertrags anzustellen. Denn so ausführlich seine Reise nach Icarien ist, so zweifelhaft bleibt immer das Wie und Wo; so sehr sich die Anhänger des Communismus vermehren mögen, so weit ist immer doch diese Secte noch von der Majorität und schließlich von dem Siege dieser Majorität entfernt. Aber Cabet ist nun einmal fest überzeugt, daß nur auf dem Wege der communauté alle Menschen zu Menschen gemacht werden können und darum will er diesen Weg einschlagen. Er fühlt auch, daß mit dem kahlen

Dogma der Gütergemeinschaft nichts anzufangen ist; darum hat er sich daran gemacht, die neue Einrichtung ausführlich und genau zu beschreiben. Er spricht die Probleme der Zeit mit großer Schärfe aus und sagte unter andern: „das Einfache ist überall das Wahre; es wird darum nicht früher entdeckt, wie denn der wirkliche Mensch erst jetzt gefunden und geltend gemacht wird.“ — Es interessirte ihn nicht wenig, daß wir Deutsche endlich mit großem Apparat von Gelehrsamkeit auch dort angekommen seien, wo im Grunde schon das 18te Jahrhundert stünde, und er hörte mich aufmerksam an, als ich ihn über die Entwickelung des deutschen Geistes und über die Nothwendigkeit unserer theoretischen Gründlichkeit unterhielt. Mit großer Geschicklichkeit hob er jede wichtige Wendung der Sache hervor und vor allen Dingen interessirte ihn die Behauptung, daß es gefährlich sei, die Metaphysik, wie die Franzosen und Engländer gethan, bei Seite zu lassen; man müsse vielmehr die Metaphysik durch sich selbst aufheben und alle ihre Mysterien auf den einfachen, wahren Grund zurückführen, den physischen und den geistigen, indem man die Menschenwelt aus der Natur des Menschen und die Natur aus sich selbst erklärte.

„Man nimmt also der Wissenschaft den mysteriösen Hintergrund, und was man nun nicht erklären und begreifen kann, was fängt man damit an?" fragte er.

Es bleibt ein wissenschaftliches Problem, das man nur wissenschaftlich lösen kann; es ist kein Mysterium, das irgend ein Betrüger durch übervernünftige Taschenspielerei offenbaren könnte, um es dann immer noch, offenbart wie es ist, als Geheimniß verehren zu lassen.

„Das ist sehr richtig; aber wenn man so bei Ihnen die Wissenschaft realisirt und die Gedankenwelt vernünftig constituirt, was thut man zur Realisirung des Menschen und zur vernünftigen Einrichtung der Gesellschaft?"

Nichts oder doch so gut als nichts, im Gegentheil, man sucht auch die Wissenschaft wieder unvernünftig und die Verfassung der Gesellschaft möglichst russisch zu machen.

„Sie sprechen von der Regierung. Die unsrige ist nicht besser und wenn sie nicht Rußland, sondern nur unser altes Königthum im Kopfe hat, so wüßt' ich nicht, was wir voraus hätten. Wir haben Preßfreiheit und man nimmt die Bücher weg, die der

regierenden Klasse nicht gefallen, wir dürfen Journale schreiben, aber die Parthei, welche nicht wenigstens eine halbe Million Franks anzulegen hat, ist von der journalistischen Oeffentlichkeit ausgeschlossen, die Parthei der Armen also, die Masse des Volks, wird unterdrückt, kommt nicht einmal zu Worte. Ich meinte also mit meiner Frage nicht die Regierungen, ich meinte unsre Parthei."

Sie existirt nicht in Deutschland, antwortete ich.

Erschrocken fiel mir der Rabbi ins Wort und erklärte, es gäbe allerdings bereits viele Communisten in Deutschland.

Aber gewiß keine communistische Parthei, erwiederte ich.

„Und Sie Selbst, sind Sie nicht Communist?" fragte Cabet mich, augenscheinlich ein wenig verwundert.

Ich begriff, daß ich mit meiner deutschen Partheilosigkeit in eine ziemlich schiefe Stellung gerathen war. Cabet und der Rabbi wollten und mußten deutsche Communisten und eine Ausbreitung des Communismus in Deutschland haben, und wenn ich selbst nicht ein Beweis der deutschen Propaganda sein wollte, womit konnt' ich meinen Besuch, um nicht zu

sagen meine Existenz rechtfertigen? Ich faßte mich indessen schnell und da ich einmal die Wahrheit gesagt hatte, so wollte ich dabei bleiben und antwortete: „Diese praktische Frage des Humanismus liegt uns so fern, daß wir sie uns noch nicht einmal aufgeworfen haben, wir sage ich im Namen der philosophischen und politischen Opposition. Im Princip jedoch sind wir mit Ihnen einig, wir erklären, wie Sie, den wirklichen Menschen für das Princip und den Zweck der Gesellschaft; aber wir sind über die Art und Weise, wie die Gesellschaft zu diesem Zweck constituirt sein müsse, noch nicht im Reinen. Wir können vor der Hand nichts weiter thun, als einzeln human sein, an einer Theorie, wie man mit Einem Schlage alle humanisiren könne, fehlt es uns aber durchaus noch. Ich bekenne daher meine Unwissenheit, aber auch meinen Eifer, sie aufzuheben, und werde mir Ihre Werke und die der übrigen Systematiker von Ruf zu verschaffen suchen."

Hiemit war der freundliche Mann vollkommen zufrieden, ja, unsre Unterredung war ihm so wichtig, daß ich beim Weggehn ihm noch einmal Alles recapituliren mußte. Er hielt ein förmliches Schluß-

verhör mit mir und es hatte ganz den Anschein, als wolle er sich Punkt für Punkt notiren, was ich ihm mitgetheilt hatte.

11.

Dezamy und die Preßfreiheit.

Cabet ist sehr eifersüchtig auf seine Suprematie und vergaß in seinem Streit mit Dezamy, der in allen Punkten offener und ehrlicher radical ist, die Brüderlichkeit, in der Kritik der Flora Tristan die Galanterie; man sollte denken, keine Gesellschaft von Gleichen würde ihm gefallen, in der er nicht der Erste wäre. Indessen vielleicht sind die bittern Ausfälle communistischer Schriftsteller gegen ihre Brüder, die weiter gehn oder zurückbleiben, nur eine Sünde der „alten schlechten Gesellschaft", welche verschwindet, sobald „die gute Gesellschaft" realisirt ist.

Dezamy besuchte mich wiederholt, er war mit mir zu Tische und wir haben bis zuletzt einen angenehmen Verkehr unterhalten. Er ist Materialist und sucht die Welt aus sich selbst zu erklären, er giebt weder ein Christenthum nach seiner Interpretation,

noch eine Gesetzlichkeit nach Cabets Zuschnitte vor, er läugnet es nicht, daß mit dem Privateigenthum auch die Privatwirthschaft der Familie aufhören und an die Stelle der Ehe die „Liebesbündnisse" treten würden. Kurz er giebt alle Consequenzen des Princips der totalen Gemeinschaft offen zu. Cabet ist alt und wartet auf seine Zeit wie einer, der sich mit unzeitigen Pronunciamento's die Finger schon verbrannt hat, Dezamy dagegen ist jung, seine Sache reißt ihn hin und er vertraut der Wahrheit genug, um sie laut zu verkündigen. Er sagt eben so wenig, als Cabet, wir wollen durch einen Aufruhr zum Ziele kommen; aber seine ganze Art zu reden ist ein Aufruhr gegen die gäng und gebe Denkungsart der Franzosen, die es viel schrecklicher finden, wenn ein Mensch sich Atheist und unchristlich, als wenn er, wie Lamartine und Thiers, sich einen Sohn der Revolution nennt, sie fürchten die Philosophie mehr, als die Pflastersteine, und je weiter sie sich in der Liebe den Zügel schießen lassen, um so strenger halten sie es im Bekenntniß mit der **sainteté de la famille**. Und sie haben nicht Unrecht: ein principloses Factum ist nichts, das Factum eines Princips ist Alles. Die Gesellschaft der Cabe-

tisten in Toulouse wurde frei gesprochen, Dezamys **Almanach de l'organisation sociale** von 1844 verurtheilt und weshalb? wegen gottloser Doctrinen. Die Strafe war Vernichtung des Büchelchens, 300 Franks Buße und 8 Wochen Gefängniß. Als dies Urtheil bekannt wurde, nahm sich kein politisches Journal des Communisten an. Ich hatte den äußerst anständig gehaltenen Almanach gelesen und sprach verschiedenen Redacteurs der oppositionellen Blätter über das Gefährliche, wenn man Tendenzprocesse aufkommen lasse, aber die Antwort war überall dieselbe: „er ist nicht von unserer Parthei", und der Gesichtspunkt der Gerechtigkeit schien für diesen Fall gar nicht zu existiren. Ja, der Charivari, der doch wahrlich nicht zu den Heiligen gehört, ging so weit, daß er Felix Pyats Verurtheilung wegen Injurien gegen J. Janin mit der von Dezamy zusammenstellte. Der eine habe einen schlechten Schriftsteller vernichtet, der andre vernichte alle Grundlagen der Gesellschaft, die Religion, das Eigenthum und die Familie und der erstere werde zu 2000 Franks Strafe und zu 6 Monat Gefängniß, der andere zu einer Kleinigkeit verurtheilt. Vielleicht könnte man den ganzen Almanach in Deutschland mit

dem Imprimatur irgend eines vernünftigen Censors drucken, so gehalten, ja zum Theil doctrinär ist er abgefaßt; aber die Franzosen haben Robespierres Anathem gegen gottlose Philosophie und die Verurtheilung des Communisten Baboeufs noch im Kopf, und die Partheien sind gleich ungerecht nach unten und nach oben. Einige Beispiele aus dem Almanach und aus dem Charivari mögen diese Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten veranschaulichen.

Die Herausgeber des Almanach sagen: „Vernunft und Einheit (rationalisme et unité) ist unser Princip." Die Einheit sowohl gesellig, als auch metaphysisch genommen. Dezamy fährt fort: „Die Ursache, Stütze und Anfang von Allem was ist, war und sein wird, der einzige, der constante und universelle Grund von Allem was geschieht, im Bösen, wie im Guten, ist die Natur, ein ewiges, universelles, einziges Wesen, unbegreiflich in seinem letzten Grunde, aber handgreiflich in seiner Existenz; und seine Manifestationen sind im Ganzen und Wesentlichen harmonisch, gesetzmäßig, gerecht und wohlwollend."

Diese unbegreifliche und wohlwollende Natur ist nicht einmal ganz ohne Mysticismus, sie ist „unbe-

greiflich" und nicht ohne die gewöhnlichen allerhöchsten Entschließungen, die „gerecht" und „wohlwollend" sind, sie ist auf keinen Fall schlimmer, als die Principien unserer officiellsten Philosophieen; und wie machen die verworfenen Schriftsteller, die sogar der Charivari gottlos findet, Natur und Vernunft geltend? Sie sagen: „Wir publiciren dieses kleine Buch, um die Wissenschaft von der Gesellschaft ins Volk zu verbreiten. Es enthält in der Kürze den Plan, wie die universelle Gemeinschaft einzurichten wäre. Das System, welches wir der Prüfung der öffentlichen Discussion unterwerfen, ist keine Theorie, die mit Abstraction von den Elementen der jetzigen Gesellschaft gefaßt wäre und sich nur in Anwendung bringen ließe nach einer vorbereitenden Uebergangsperiode, kein System, dessen Triumph nur möglich wäre in Folge eines großen Umsturzes und einer blutigen Katastrophe. Im Gegentheil, wir haben die Elemente der jetzigen Gesellschaft sorgfältig studirt und erwogen, wir haben alle Schäden, die das Unglück des Menschengeschlechts nach sich ziehn, gemustert; und aus diesem Studium, aus dieser strengen Prüfung ist für uns die feste Ueberzeugung entsprungen:

das System der Gemeinschaft wird vollkommen ausführbar sein, sobald nur seine Richtigkeit und seine Vortrefflichkeit durch die öffentliche Meinung anerkannt sind."

Der erste Aufsatz wendet sich darauf unmittelbar an die arbeitenden Klassen. „Arbeiter, so beginnt er, Alles um euch her verbessert sich, nur eure Lage nicht. Soll das so bleiben? Nein. Wie wollt ihr es ändern? Aendert euch selbst, geht aus eurer Gleichgültigkeit heraus, lernet wollen, nachdenken, studiren, und macht eure Rechte geltend. Brüder, hört die befreundeten Stimmen, die aus eurer Mitte ertönen. Zieht die Lösungen der geselligen Probleme in Betracht, die wir hier geben und, wir zweifeln nicht daran, ihr werdet bald die Gewißheit erlangen, daß die Uebel, die euch niederdrücken, wie groß und schrecklich sie immer sein mögen, gänzlich getilgt werden können."

„Wir lieben die Gewalt nicht, die uns regiert, aber wir rufen euch nicht zu den Waffen. Dennoch aber ist unsre Lehre nicht Entsagung, nicht Selbstverleugnung, nicht Aufopferung, wir gehören nicht zu denen, die ein Glück jenseit des Grabes

hoffen. Das Glück ist auf der Erde im Schoße der Welt, die uns umgiebt, wir werden euch die Mittel zeigen, es zu verwirklichen. Und dies bedenkt, meine Brüder, es ist hier in diesem Leben, wo wir das Glück zu suchen haben; denn, sprechen wir es offen aus, nach dem Tode ist nichts mehr zu hoffen."

Der Verfasser, Herr Navel, ein Arbeiter, zeigt dann weiter, daß alle Revolutionen den untern Klassen nichts nutzten, nur darum nicht, weil diese nicht die nöthigen Kenntnisse besäßen, um an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. „Die Einrichtung der Gesellschaft, fährt er fort, ist die einzige Ursache des Uebels, diese müßt ihr studiren, diese reformiren. Und welches ist die beste Einrichtung der Gesellschaft? Nach langem und ernsthaftem Studium dieser Frage bleibt uns kein Zweifel übrig: es ist die Gleichheit der Lage und die Gemeinschaft der Güter. Alle müssen in derselben äußern Lage, in demselben geselligen Verhältniß sein, heißt, allen muß dieselbe Leichtigkeit sich zu entwickeln und zu erhalten, dieselbe Möglichkeit frei ihre Kraft zu üben, gegeben werden. Und damit dies möglich sei, dürfen nicht Einzelne die Früchte

und die Quellen des natürlichen und geselligen Producirens in Beschlag nehmen. Daher die Gemeinschaft der Güter."

Ein anderer Arbeiter, Namens Gay, läßt sich sodann über die Ehe aus. Er sagt: „Die ganze Menschheit ist Eine Familie, diese Familie aber ist nicht constituirt und ist es nie gewesen. Unsre Aufgabe ist es also jetzt, sie zu constituiren und zwar durch einen Gesellschaftsvertrag, der ganz dem der Ehe entspricht, und wodurch das Glück der Gemeinschaft allen und jedem unter uns gesichert wird. In dieser großen Familie hört die kleine auf. Die Individuen der beiden Geschlechter werden die Freiheit ihrer besonderen Zuneigung, zu der sie von Natur bestimmt sind, behaupten und hierin durch keine Unterschiede und künstliche Ungleichheiten gehemmt sein. Und die frei Verbundenen sind selbst durch die Erziehung ihrer Kinder nicht an einander gefesselt, wenn ihre Charaktere und Neigungen aus einander gehn. Die Kinder sind so wenig ein Eigenthum als die Frau, sie werden von der Gesellschaft erzogen. Der Mann wird der Bruder, der Freund und der Liebhaber, nicht mehr der Herr der Frau sein." Dies ist die viel besprochene

Emancipation der Frauen. „Und die Liebesbündnisse werden dauerhafter und angenehmer, als jetzt sein; denn da die Unabhängigkeit der Frau thatsächlich und rechtlich vorhanden ist, so wird man, um den Gegenstand seiner Liebe nicht zu verlieren, alle mögliche Liebenswürdigkeit und eine ununterbrochene Anhänglichkeit beweisen; während unzertrennlich Verbundene sich nicht fürchten rücksichtslos gegen einander zu sein."

„Und wozu sollte die Ehe in der zukünftigen Gesellschaft noch dienen? Jetzt freilich, wo alles getheilt ist, wo die Menschen unaufhörlich im Kampf, in Concurrenz, in Nebenbuhlerschaft leben, ist eine kleine Gemeinschaft, die Familie, der einzige Zufluchtsort, wo wir einen wahren Freund, einen treuen Genossen finden können. Hat aber die universelle Gemeinschaft und Brüderschaft, die wir vorschlagen, nicht mehr, als jede unvollständige Gemeinschaft, die Eigenschaft, alle Menschen in treue und eifrige Freunde zu verwandeln? Der Einzelne wird nach und nach mit aller Welt befreundet, und diese Freundschaften werden reiner sein, als irgend eine in der jetzigen Welt, und je größer ihre Zahl wird, desto glücklicher wirst du

sein, sicher gegen die Leiden der sittlichen Welt, desto fester wird die menschliche Familie vereinigt sein."

Dies sind in der Kürze „die furchtbaren Lehren" des jungen Dezamy und seiner Freunde Ravel und Gay. Sie verdienten gewiß weder Gefängniß, noch Verbot. Man kann es nicht besser mit der Welt meinen, als sie es thun, man kann nicht klarer und unverfänglicher seine Ansicht und seinen Zweck aussprechen, man könnte auch den dümmsten Schreier, so scheint es, mit so viel Humanität und Liebenswürdigkeit zum Schweigen bringen; und es wäre gegen „den verrufenen Communismus" nichts in der Welt zu sagen, wenn er möglich wäre. Leider ist eine Welt von Brüdern und die Einheit der Menschheit in Einer Familie nichts — als ein Traum. Der Separatismus ist der unzertrennliche Gegenpol des Communismus. Der positive Pol der Freundschaft existirt nicht ohne den negativen der Feindschaft, die Liebe nicht ohne den Haß, die Einheit nicht ohne die Zwietracht. Aber wenn der Communismus des Lebens und der Güter unmöglich ist, wenn die Eigenthümlichkeit und das Eigenthum der Einzelnen sich nothwendig überall gegen die Einigkeit und Einheit

Aller empört; warum fürchtet man den Communismus so sehr?

Auch das Christenthum ist unmöglich, ja seine Unmöglichkeiten sind noch viel augenscheinlicher, wo sie nicht wörtlich dieselben sind, wie die des Communismus, nämlich allgemeine Liebe und ungestörte Eintracht; aber die Unmöglichkeit seiner Forderungen und Verheißungen hat das Christenthum nicht gehindert, die Welt zu beherrschen. Auch das Christenthum schien theoretisch und praktisch ohne Zukunft zu sein, als es auftrat; aber die Weltverhältnisse wurden in Kurzem so verzweifelt, daß Alles sich in das Himmelreich flüchtete, um wenigstens in Gedanken die „schnöde Welt" los zu werden. In Gedanken ist nun auch der Communismus möglich; er kann also überall, wo die Wirklichkeit unerträglich wird, und man muß gestehn, daß sie es für die arbeitenden und armen Volksklassen vielfältig bis zum Uebermaß geworden ist, seine Anhänger finden; er kann sich im Kampf und im Siege zum Fanatismus ausbilden und wie das Christenthum, trotz aller Bruderliebe, mit Feuer und Schwert dareinfahren. Seine Täuschungen und sein Fanatismus sind nicht

anders aufzuheben, als durch freiwillige Aufnahme der Unterdrückten in die Reihe der Freien. Dies ist es, was die bevorzugte Klasse nicht will, und darum bestrafte sie die menschenfreundlichen Schwärmereien des Almanach de l'organisation sociale als ein Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung.

Vergleichen wir einen Augenblick einige Proben der ungestraften Presse mit dieser verurtheilten. Wir wollen nur den Charivari, der an Keckheit von seinem Vorgänger, dem Figaro, und von seinem Nachfolger, dem Corsaire-Satan, oft noch überboten wird, anführen, weil der Charivari es war, der es für nöthig hielt dem verurtheilten Schriftsteller statt seines brüderlichen Beistandes noch einen Fußtritt in den Kauf zu geben.

Am 4. Juli 1844 nach dem Scheitern der plötzlichen Dotationsforderung des Moniteur enthält der Charivari einen Artikel, welcher den censirten Ohren der Deutschen fürchterlich klingen müßte, wenn auch die Vignette, ein Teufel, der durch den Anfangsbuchstaben kuckt und höhnisch die Handbewegung des Zahlens macht, nicht davor stünde. Er heißt: „Kein

Zauber mehr! — In der denkwürdigen Sitzung, wo die Kammer in den Bettelsack der Civilliste gespuckt hat, sagte Herr Cherbette: heutzutage giebt es keinen Zauber mehr. Kaum war dies Wort über seine Lippen, so begann Herr Guizot auf seiner Bank zu rucken und zu gesticuliren, um möglichst deutlich die Meinung auszudrücken: Es giebt noch Zauber genug; es giebt welche. Ich habe sie gesehn, sapperlot!" —

„Die Bemerkung Cherbette's ist darum nicht minder treffend und vernünftig; es ist eine von den wenigen Wahrheiten, die in der Kammer gesagt werden. Ja, es gehört zum Charakter unserer Zeit, daß sie alle Fetische der Vergangenheit bei Seite geworfen, und nicht glaubt, bevor sie untersucht hat. Alle Flügelschläge Guizots sind vergeblich dagegen. Es ist ein Unglück. Aber Guizot ist nicht der Mann sich viel um Thatsachen zu kümmern; er zieht es vor, sie nach seinen Theorieen zu biegen und wenn sie fehlen, welche zu erfinden. Es giebt noch Zauber, er braucht sie, er hat sie gesehn. Wir möchten wissen wo und wann?"

„Weil Cherbette's Wort sich auf das Königthum bezog, so wollen wir das Königthum nehmen. Vor-

diesem war ein König von Frankreich kein Mensch, sondern ein Wesen, welches mitten inne schwebte zwischen Mensch und Gott, unfehlbar, wie der Pabst, und ewig, wie der Ewige. Der König ist todt, es lebe der König! Dieser Ruf sagte Alles. Der König hatte allen Reichthum, allen Geist, alle Schönheit. Er blendete wie die Sonne. Man wagte ihn nicht anzusehn, und Ludwig XIV. hatte Zeit zu leben und zu sterben, niemand an seinem Hofe wurd' es gewahr, daß der Monarch einäugig war. Ein einziger Mensch, der Engländer Lord Argyle bemerkte diesen Fehler und verzeichnete ihn in seinen Memoiren. Wenn man jetzt weiß, daß Ludwig XIV. einäugig war, so verdankt man dies Lord Argyle."

„Zeigt mir heutzutage einen solchen Zauber; er hat sich eben so verloren und fast zu derselben Zeit, wie das Geschlecht der Möpse."

„Wenn der größte Heiligenschein, der erste nach politischen Begriffen, zerstört ist, welcher andre existirt denn noch?"

„Der ministerielle? Denkt Herr Guizot, daß man ihn für den Groß-Lama hält? Fragt Herrn Guizot selbst, ihn, der so gröblich zerzaust wurde in der be-

rühmten Sitzung: „Ich bin in Gent gewesen." Fragt die Minister der Restauration, sie, die 1830 zwischen zwei Gensdarmen ihr Urtheil empfingen!"

„Oder wär' es die Pairie, die uns blendete? Noch gestern traf ich einen Mann aus der Provinz, der fest überzeugt war, seit 1830 wäre das Luxenburg geschlossen und das théâtre de Bobino in seinem ehmaligen Sitzungssaal etablirt."

„Nein, es giebt keine Blendwerke mehr, weder über den König, den man für einen Menschen, wie einen andern ansieht, noch über die Minister, noch über Herrn Pasquier; und Frankreich ist für immer von dem politischen Götzendienst geheilt, der verderblichsten Krankheit, von der eine Nation befallen werden kann."

Und nun, nachdem alle politischen Altäre umgerannt sind, kommt der Witz noch hinterdrein, mit dem die gescheiterte Dotation ausgeläutet wird:

— „Wenn der Intendant der Civilliste arm ist, so gehört er wenigstens nicht zu den verschämten Armen.

— Herr Montalivet behauptet, die Civilliste sei 30 Millionen schuldig für einen Kanal, den sie ge-

baut. Sie hat doch sonst nicht die Gewohnheit, ihr Geld ins Wasser zu werfen.

— Nach dem Moniteur hilft sich der Hof nur durch Anleihen. Vielleicht in seiner Politik, die scheint freilich immer eine geborgte zu sein."

Welcher Galgen wäre hoch genug für einen deutschen Schriftsteller, der diese „unehrerbietigen", „böswilligen", „hochverrätherischen" Dinge von deutschen Groß-Lama's gesagt hätte; aber den Franzosen ist das Privateigenthum und der Theismus viel heiliger, als der König und alle Würden des Reichs. Bei uns ist es umgekehrt: Jeder weiß, was er zu verlieren hat. Wir Deutsche haben kein Geld und keinen Glauben,; wir wären ganz ruinirt, wenn wir nun auch noch unsere Könige verlören, die beides haben; während es in Frankreich viel Leute giebt, die es sehr vortheilhaft fänden, die ganze Civilliste zu sparen.

Gleich nach seiner Verurtheilung besuchte mich Dezamy und lud mich ein, mit ihm zu seinen Freunden nach England zu reisen.

„Und sind Sie nicht genöthigt ins Gefängniß zu gehn?" fragte ich ihn.

„„Ich werde es nach meiner Rückkehr thun,"" ant-

wortete er ruhig, als ob sich diese Freundlichkeit der Justiz ganz von selbst verstände. Er versteht kein Wort englisch, aber natürlich verstehn die Engländer französisch; so hätt' ich ihm wohl nützlich werden können, wenn ich mit ihm gegangen wäre, und ich selbst hätte viel dabei gelernt; aber ich mußte wegen eines heftigen Schnupfenfiebers, mit dem ich mich acclimatisirte, das Zimmer hüten.

12.

Flora Tristan und die union ouvrière.

Flora Tristan ist in der Blüthe ihrer Jahre gestorben. Wahrscheinlich war ihr früher Tod eine Folge der unseligen Schußwunde, die ihren Mann 15 Jahr auf die Galeeren brachte, und an der sie im Winter 43 auf 44 fortdauernd litt. Im Sommer 43, als ich sie kennen lernte, war sie gesund und muthiger, als viele Männer. Vornehmlich mit den friedlichen Fourieristen grollte sie. Einmal fand ich einen der Redacteure der „Democratie pacifique" bei ihr, der seine Ansicht, die sociale Umgestaltung des Erdkreises sei unter jeder Regierungsform möglich, mit

seinem gewohnten Aberglauben vertheidigte. Sie hörte ihn lächelnd an und er empfahl sich, indem er die Hoffnung ausdrückte, sie werde sich noch überzeugen. Kaum hatte er die Thür hinter sich, so wandte sie sich ungeduldig zu uns andern, die wir noch im Salon waren, und rief aus: „Diese Menschen! sie haben kein Blut in den Adern, kein Feuer im Herzen! Sie glauben an nichts, nicht einmal daran, daß dieses schmachvolle System, unter dem wir jetzt seufzen, noch einmal vor dem Unwillen des edlen Frankreichs zusammenstürzen wird. Keine zwei Jahre geb' ich ihm noch Zeit. Seine Tage sind gezählt; und wenn es seit 1830 in jeder Unverschämtheit gewachsen ist, so ist auch in diesen 14 Jahren eine Generation mitaufgewachsen, die das Nest der Revolution, unser schönes Vaterland, von dieser Kuckucksbrut zu befrein entschlossen und im Stande ist." Sie stand auf. Ihre große Gestalt und ihre edlen Züge, belebt durch feurige schwarze Augen, machten ihre Rede doppelt wirksam. German, ein deutscher Poet, der neben mir saß, rief mir zu: „Welch ein Weib! sie wird die Fahne nehmen und voranziehn! erst jetzt begreif' ich die Franzosen!"

„Fourier, fuhr sie fort, ist ein großer Mann, er

hatte das Recht die Revolution und ihr Product unsre jetzige Gesellschaft zu tadeln, aber er hat uns diese Schwachköpfe hinterlassen, die seinen Fehler, die Ungerechtigkeit gegen die Revolution und gegen die Eroberung einer freien Verfassung, verewigen wollen."

Der Poet warf ihr vor, in ihren Schriften spräche sie nicht so entschieden; ja, sie versuche, selbst unter den jetzigen Verhältnissen, unmittelbar etwas für die arbeitenden Klassen zu thun, ganz im Geiste Fouriers.

„Man muß immer etwas thun, sagte sie, aber man muß nie vergessen, was zu thun man verhindert wird. Und eins der drückendsten Hindernisse ist grade dies, daß wir nicht schreiben können, wie wir denken. Jedes Wort aus voller Brust wär' eine Brandfackel in das System, die gleich erstickt werden müßte."

Aber man muß sie hineinschleudern, meinte der Poet.

„Nicht eher, sagte sie, als bis man sicher ist, daß sie unlöschbar zündet. Sie sind kein Schriftsteller, sonst würden sie nicht fordern, daß man aufhören sollte zu existiren, ehe man noch angefangen."

Der Salon füllte sich nach und nach. Es kamen einige junge Leute, die Litteraten waren, und so viel

deutsche und französische Handwerker, daß eine Versammlung von 15 bis 16 Personen zusammen und alle Stühle besetzt waren. Sie eröffnete ihre „erste Session", zu der sie auch uns eingeladen hatte.

Die Handwerker waren elegante und gescheidte Leute. Die Tristan kannte sie schon länger. Auf ihren Besuchen in den Schenken und Versammlungsörtern, wo sie gemeinschaftlich mit ihnen unmittelbar dem alten Trink- und Fehdeunwesen der Gesellenverbindungen entgegengewirkt hatte, waren diese Bekanntschaften gemacht, und es handelte sich nun darum Bildungsklubbs zu gründen, in denen diese jungen Leute die Lehrer und Seminarvorsteher sein sollten. Die Union ouvrière, welche die Tristan projectirte, war auf alle Arbeiter in ganz Frankreich berechnet. Sie meinte, es müsse eine ungeheure Summe zusammen kommen und Bildungs- und Versorgungsanstalten über ganz Frankreich zu gründen sein, wenn nur jeder von den 14,000,000 Arbeitern jährlich 2 Franks beisteuerte. Dabei wollte sie mit der Organisirung der Union in Sectionen eines großen Bildungsvereins beginnen; die Beiträge und die Etablissements sollten erst später folgen Die Tristan und zwei junge

Männer, die sich schon vorher mit ihr verständigt, (sie waren keine Handwerker, sondern Literaten), trugen diesen Plan vor und fragten nun die Notabeln, wie er wohl auszuführen wäre und ob sie die Errichtung von Bildungsvereinen für den richtigen Anfang einer allgemeinen union ouvrière hielten. Die Deutschen nahmen nur negativ Theil, obgleich sie die Discussion sehr wohl verstanden und auch durch die Sprache nicht eben genirt waren; die gesetzlichen Verhältnisse, welche sie gänzlich in die Discretion der Polizei geben, gestatteten ihnen nicht, wie es hier nöthig wurde, bis an die Grenze des Erlaubten mit Schriften und Versammlungen vorzubringen. Die Franzosen dagegen gingen gründlich auf den Vorschlag ein. Alle meinten, die Hauptschwierigkeit sei die, daß die Arbeiter nicht unmittelbar selbst die Geschäftszweige, die sie besorgten, für ihre Rechnung übernehmen und einrichten könnten, ja daß nicht einmal allgemeine Verbindung zu Versorgungs- und Arbeitnachweisungsbureaux geduldet würden. So bliebe nur die Literatur und die freie persönliche Einwirkung zur Aufklärung der allgemeinen Interessen übrig, wenn man nicht gradezu den Septembergesetzen gegen Coalition und

verbotene Zusammenkünfte trotzen wolle. Einer bemerkte, die Feindseligkeit der Eigenthümer und Arbeitgeber rufe umgekehrt eine Feindseligkeit gegen das Eigenthum und gegen die Unternehmer hervor; und wie die Frage jetzt läge, sähe er kein anderes Auskunftsmittel, als, wie dies auch schon Proudhon gethan hätte, das Eigenthum und seine absolute Berechtigung gradezu anzugreifen. Nur unter dieser Voraussetzung, daß nämlich alle Arbeiter gradezu in ihrem eignen Namen, als coalisirte Gewerke, ihre Geschäfte betrieben, sei die union ouvrière zu einer erfolgreichen Unternehmung zu machen.

Die Tristan bemerkte, die Bildung, welche zu dieser Einsicht und einer ihr gemäßen Einrichtung (organisation) der Arbeit gehöre, müsse man erst erzeugen, brauche daher die Bildungsvereine.

Neben mir auf dem Sopha saß ein großer Mann mit schwarzen Locken und einem ausgebildeten Gesicht. Er war ein Hutmacher. Mit seinen schwarzen Fingern langte er ein großes Manuscript aus der Brusttasche hervor und sagte:

„Es sind zwei Wege, die hier vorgeschlagen werden, der eine geht von allgemeinem Bedürfniß aus,

der andere von der Noth des Einzelnen; der eine führt zur Bildung Aller, der andre zur Verbesserung der äußern Lage eines Jeden. Wir sind auf den ersteren hingestoßen, weil uns der zweite versperrt ist. Ich habe erwartet, daß die Discussion diesen Verlauf nehmen würde, wir können uns nicht bewegen ohne an die Gitter unsers Käfigs unsern Kopf zu stoßen und doch müssen wir uns aus Leibeskräften regen und anstrengen, um nicht in dem unerbittlichen Strudel der Industrie zu Grunde zu gehn. Wären die praktischen Associationen zur Aushülfe und Arbeitsfindung nicht unterdrückt worden, wie die der Hutmacher und Schneider, so würden sich die Bildungsvereine leicht daraus entwickelt haben und die Vereinigung verschiedener Vereine durch den Vortheil, den sie mit sich führt, sehr bald bewirkt worden sein. Jetzt freilich sind wir aus dem natürlichen Geleise heraus geworfen und da es wenig Meister giebt, die, wie ich, das Interesse der Gesellen für das ihrige erklären, so ist ein Kriegszustand eingetreten, in dem allerdings guter Rath theuer ist.

Um so mehr Anerkennung verdient Madame Flora Tristan für ihren Versuch einer union ouvrière auf

friedlichem Wege und für die Vorschläge, die in ihrem Büchelchen enthalten sind. Ich habe dieselben mit großer Aufmerksamkeit gelesen und wiederholt bedacht. Aber ich muß leider bekennen, daß ich durchaus mit meinen jungen Freunden, die bereits gesprochen haben, übereinstimme: von einem rein theoretischen Interesse aus sind die Arbeiter nicht zu vereinigen, einen allgemeinen Gesichtspunkt kann der nicht fassen, dem seine eigne persönliche Noth keine Ruhe läßt. Ich halte daher den Plan der Madame Flora Tristan, die von dem Allgemeinen ausgeht und alle Einzelnen für die gemeine Sache unmittelbar interessiren will, für unmöglich. Ich habe meine Gedanken und die Vorschläge, die ich für ausführbarer halte, aufgesetzt: Darf ich sie vorlesen?"

Er las uns eine lange durch und durch vernünftige und wirklich praktische Abhandlung vor, die in keinem Punkte von seiner Frage abwich, wie die union ouvrière zu begründen und das Interesse auch der Rohen für die Bildung zu gewinnen wäre. „Laßt den Arbeiter, der nie mehr verdient, als er braucht, hieß es unter andern, für sein directes Interesse und Bedürfniß monatlich, ja wöchentlich 2 Franks beisteuern;

er kann sie geben und er giebt sie. Verlangt nur 2 Franks das ganze Jahr für ein Institut, das er nicht unmittelbar braucht; er hat sie nicht übrig. Welche Institute braucht der Arbeiter? Die Verbindungen, die ihn zum Miteigenthümer seiner Arbeit machen. Wird er Geld haben, solche Institute zu gründen? Es ist nicht zweifelhaft, und diese Associationen werden wiederum reich genug sein, um alle Vorschläge zu Bildungs-, Versorgungs-, Sicherungsanstalten aufzunehmen und durchzuführen."

Daß Madame Flora Tristan ihren Versuch mache, könne nicht schädlich sein; er jedoch glaube nicht an den Erfolg und schlage dagegen vor, die praktischen Vereine für das wirkliche Bedürfniß, soviel die ungerechten und tyrannischen Gesetze gegen die Arbeiter und zu Gunsten der Unternehmer dies erlaubten, zum Ausgangspunkt zu nehmen. Die Sache sei freilich weit aussehend; aber selbst um irgend einmal eine Revolution für die Befreiung der unterdrückten arbeitenden Klassen benutzen zu können, müsse man diesen Weg einschlagen.

Die Versammlung war überzeugt, und das Resultat gleich der ersten Sitzung fiel im Grunde gegen

den Plan der edelmüthigen Dame aus. Gleichwohl versprachen alle die jungen Leute und selbst der Hutmacher ihre Mitwirkung zu dem Versuch, und sie selbst reis'te am andern Morgen ab, um in allen Hauptstädten Frankreichs Vorsteher zu den Bildungs- und Unterstützungsvereinen aufzusuchen und anzustellen.

Als ich sie später einige Monate vor ihrem Tode sprach, gestand sie selbst, ihr Plan sei vor der Hand gescheitert und sie habe sich überzeugt, daß man ihn so unmittelbar nicht ins Werk richten könne. Doch war sie nach wie vor eifrig thätig, und gab mir ein zweites Exemplar ihres kleinen Schriftchens, um es ins Deutsche zu übersetzen. In Deutschland, wo niemand die Prätension macht, nicht unterdrückt zu werden, würde es wenig Anklang finden. Man braucht bei uns nicht erst Septembergesetze zu erlassen, um eine allgemeine Arbeitervereinigung zu unterdrücken, der deutsche Gebrauch, die Gesindeordnung und die Polizei reichen vollkommen dazu aus. Flora Tristan starb auf einer zweiten Reise in die Provinz.

13.

Der Salon der Democratie pacifique.

Der Vater aller der Gedanken und Systeme, welche jetzt die französische Welt unter dem Namen des Socialismus bis in ihre untersten Schichten durchdringen und in der Literatur vielfältig ohne Bewußtsein über ihren Ursprung zum Vorschein kommen, ist Fourier. Er spielt eine ähnliche Rolle in der französischen Welt, wie Hegel in der unsrigen; allen Partheien leiht er seine Waffen. Seine Polemik gegen die Philosophie und Revolution gefällt den Reactionären, seine Kritik der Civilisation, des Handels, der Familie, der Moral und Politik den Revolutionären. Wie man von Hegel nicht sagen kann, ob er für oder gegen ist, wenn es sich um einen entschiedenen Conflict der Partheien handelt, jede kann ihn für sich citiren, die tyrannische so gut als die republikanische; eben so ist es mit Fourier. Unter Fouriers Schülern findet man ebenfalls die Analogieen wieder. Die orthodoxen und gelehrten Schüler verweisen auf seine Science sociale, als auf die Lösung aller Räthsel und wer nicht positiv in der Terminologie und in der Richtung,

der hier alle Probleme folgen, arbeitet, der wird es nie dahin bringen, daß sie ihm zugestehn, er hätte die Science begriffen. Derselbe Fall bei unsern bemoos'ten Schulhäuptern; und eben so wie bei uns haben sich in Frankreich die jüngeren oder kühneren Charaktere gegen den Meister gewendet und Folgerungen aus ihm gezogen, die zugleich seine Kritik sind. Der Communismus ist nichts als die Association einseitiger Weise zu all ihren Consequenzen gebracht, und wenn „die neue Ordnung der Gesellschaft" bei Fourier ein gordischer Knoten ist, so zerhaut ihn der Communismus mit dem Einen Alexanderstreich der Gütergemeinschaft.

Als ich einigermaßen diesen Zusammenhang entdeckt hatte und doch die Fourierschen Schriften noch nicht alle und nicht so genau kannte, um gleich für eingeweiht gelten zu können; fürchtete ich mich vor der Gesellschaft der Fourieristen, so sehr sie mich auch interessirten, vornehmlich der edle und einfache Victor Considerant, den ich durch meinen Freund, den Rabbi, bereits kennen gelernt hatte. Später, als ich die Unmöglichkeit entdeckte, den Anforderungen der Schule zu genügen, ohne ihr Anhänger zu sein, fiel

diese Furcht weg und ich konnte, unter der Voraussetzung die Science immer noch vor mir zu haben, frei mit ihnen verkehren. Die Fourieristen, die Alles von der Ausbreitung ihrer Schule, von dem Studium der Fourierschen Lehre, die wirklich wie eine Offenbarung verehrt wird, erwarten, sind weniger dem Fanatismus ausgesetzt, als die Communisten, die ungeduldig den Augenblick herbeiwünschen, wo sie die Welt mit Einem Schlage glücklich machen können und deshalb über jeden, der an ihrer Panacee zweifelt, sich erbittern. Ich habe jedoch bemerkt, daß unter den Franzosen selbst die revolutionären Communisten bei weitem toleranter und humaner sind, als die betrunkenen deutschen Schreier, die plötzlich aus den Fesseln unserer todten Welt in dies luftige Element versetzt wurden. Diese haben den theoretischen Proceß nicht mitgemacht, in dem die Franzosen zu Hause sind, sie bekommen die Dogmen als fertige Resultate, und selbst die kritischen Köpfe, deren übrigens sehr wenige sind, müssen die Wirkung erfahren, plötzlich auf einen Punkt geworfen zu sein, wo die Ungeduld, von der Doctrin die Probe zu machen, ausbricht und der Fanatismus der Propaganda, der Haß gegen „Indolenz“, „Un-

wissenheit" und „Unglaube" die weitere Stufe wird. „Das Kreuz ist euch lange genug gepredigt. Nehmt es auf euch und ziehet hin, das gelobte Land des absoluten Glücks zu erobern!" So denken diese, während die Franzosen theils die Gutmüthigkeit haben, ihre Erfindungen immer von Neuem vorzutragen, theils die Vernunft, einzusehn, daß die politische Entwickelung und die nächsten Probleme der Freiheit: Republik und Theilnahme Aller an der Organisirung des Ganzen unerläßlich sind, um die Probleme des Glücks oder das gesellige Heil wirklich auf die Tagesordnung zu bringen.

Ueberhaupt ist in einem fremden Lande das deutsche Element noch ungenießbarer als zu Hause. Erst in der zweiten und dritten Generation verliert in der Regel der Deutsche in Belgien, Nordamerika und Frankreich die Ringe seiner Ketten, mit denen er in der ersten gewöhnlich entweder prahlt, oder wie ein Rasender um sich schlägt. Selbst in der Schweiz erheben sich wenige aus ihrer zähen, unpraktischen, confusen Substanz, der sie entronnen sein und dennoch immer noch angehören möchten, die sie hassen, wenn sie fliehn, und die sie anbeten, wenn sie entflohen sind.

In dem Salon der „Democratie pacifique“ war es vornehmlich die französische gesellige Sitte und ihre unendlich über die unsrige erhabene Form, wodurch die Schulfuchserei des Fourierismus so gut als beseitigt wurde. Man verkehrt völlig frei, man lies't, wenn man will, man spielt Schach, man sieht zu, man disputirt, man hört es mit an, man politisirt, man berath sich; und man hat bei dem ganzen Verkehr Zustände zur Voraussetzung, die von uns Deutschen zu den unerhörten Dingen gerechnet werden. Die Opposition ist öffentlich, ihre Berathungen so gut, als ihre Maßregeln werden nicht verborgen und ihre freien Journale, wenn sie entschieden und gründlich in einer Sache auftreten, haben das ganze Gewicht des motivirten Volkswillens. Hier also kommen freie Männer zusammen, und jedes Wort, womit eine öffentliche Schwierigkeit gelös't wird, findet einen fruchtbaren Boden.

Victor Considerant hat eine Vorliebe für die Deutschen. Der Fourierismus, der sich sogleich auf den ganzen Erdkreis erstreckt, begünstigt natürlich die Annäherung der beiden Nachbarvölker bei allen seinen Anhängern. Ich fand daher mit dem Plan einer

Alliance intellectuelle der Deutschen und Franzosen in einem Organ, von Schriftstellern beider Nationen geschrieben, den günstigsten Boden. Doch hatte ich das Vorurtheil gegen mich. Die legitimen Fourieristen dachten sich so ungefähr, daß ich in den deutschen Jahrbüchern zur Empörung aufgefordert und deswegen mit Recht zum Schweigen gebracht worden wäre. Sie verstehn fast alle nicht deutsch genug, um unsre im Französischen unbegreiflichen Verhältnisse an der Quelle zu studiren. Sie schüttelten daher ungläubig den Kopf, als ich ihnen sagte, es werde Alles unter der Autorität und mit der speziellen Erlaubniß der Regierung veröffentlicht und es würde z. B. ihrem Blatte schon wegen seines Titels der Eingang in die königlich preußischen Staaten verboten, ja, es sei uns sogar dasselbe Heft unserer Zeitschrift, welches die Regierung vorher mit ihrem Erlaubnißstempel zum Druck befördert, hinterher weggenommen und ohne alle Entschädigung zurückbehalten worden.

„Dann allerdings haben Sie das Recht eine Revolution zu machen," riefen mehrere Stimmen zugleich.

Das Recht? Wozu hätten wir nicht alles das Recht? antwortete ich lächelnd und ergrimmt zugleich.

Leider ist es in politischen Dingen noch nicht dahin gekommen, daß nicht das Unrecht die Macht und das Recht nur die Feigheit auf seiner Seite hätte. Auf diesem Gebiete existirt nichts als die Willkür, gezügelt durch ihren eignen Vortheil, der es mit sich bringt, die einfältigen Massen nicht hinter dieses Geheimniß der hohen Region kommen zu lassen.

„Und dennoch, glaube ich, sagte ein junger Mann von feiner Gesichtsbildung, Fourier hat Recht, wenn er die Socialreform und das Glück Aller unter jeder Regierungsform für möglich erklärt.“ —

Sie würden alle dadurch überflüssig werden, bemerkte ich.

„Sie würden dies erst einsehn, fuhr er rasch darein, wenn sie selbst einwilligen müßten, sich für überflüssig zu erklären, indem sie für all' ihre alte Thätigkeit den Stoff verlören.“

„Würde ich in Berlin, fragte Considerant, Zuhörer finden, wenn ich über Fourier Vorträge hielte? Ich habe eine Reise dahin vor.“

Ohne Zweifel, erwiederte ich mit voller Ueberzeugung, würden Sie ein sehr großes Auditorium haben, um so größer da Sie französisch sprechen müßten.

„Die Sprache wäre also kein Hinderniß?“

Im Gegentheil; auch würde man Ihnen gewiß die Erlaubniß zu den Vorträgen eben darum nicht verweigern, und es ist ein so guter Gedanke, daß Sie ja nicht auf seine Ausführung verzichten dürfen, antwortete ich.

Leider ist es nicht dazu gekommen. Victor Considerant ist ein so schöner, einnehmender und humaner Mann, daß sein Auftreten eine äußerst günstige Wirkung hervorbringen und viele Vorurtheile gegen die französischen Doctrinen und Charaktere mit der Wurzel ausrotten würde. O, wie viel haben die Franzosen vor uns Deutschen voraus? Sie sind sicher überall, wohin sie kommen von allen Gebildeten verstanden zu werden; ein Deutscher würde in ganz Paris nicht zehn Franzosen finden, die einem deutschen Vortrage folgen könnten!

Dies Gespräch hatte einen großen Kreis um uns versammelt. Man erfuhr, daß ich ein deutscher Schriftsteller und erst vor Kurzem angekommen sei. Von verschiedenen Seiten erkundigte man sich sogleich nach dem Stande der Fourierschen Wissenschaft in Deutschland, und ich sah mich genöthigt zu gestehn, daß in

dieser ausführlichen systematischen Form die sogenannten „socialen Fragen" so gut als gar keine Existenz hätten, um so wünschenswerther, setzte ich hinzu, wäre Herrn Considerants Reise nach Berlin. Dagegen hätte sich die communistische Fortbildung dieser Fragen durch Schriften und persönliche Ueberlieferung nach Deutschland verpflanzt, es wäre aber schwer zu sagen, wie viel Boden sie gewonnen; die Unterdrückung der deutschen Presse mache aus der Stärke aller Partheien ein Geheimniß.

Bessere Nachrichten brachte ein Arzt, der aus Neuorleans zurückkam und nach mehrjähriger Abwesenheit heute Abend zum ersten Mal seine Freunde wieder sah. Nachdem er von der großen Theilnahme der Amerikaner jener Gegenden für den Fourierismus erzählt hatte, kam er auf dessen Schicksal in Frankreich und freute sich über den Aufschwung der Schule und ihres Journals; erfuhr aber gar bald, daß man wenig Hoffnung hegte, noch weiter vorzudringen, und viel eher an eine Ueberflügelung durch den Communismus glaubte.

„Ohne Zweifel, sagte ein Mann, der mich von diesem Augenblick an vorzugsweise interessirte, wird

man erst praktisch die Unmöglichkeiten der communistischen Abstractionen erfahren müssen, um dann später zu dem verwickelteren System Fouriers, welches sich grade auf die individuellen Verschiedenheiten der Menschen und ihrer Neigungen stützt, zurückzukehren."

Ich gerieth mit ihm in ein Gespräch über meine Bemerkung, daß man bis jetzt auch noch kein Phalanstère habe zu Wege bringen können.

Als er mir antwortete, fiel er plötzlich ins Deutsche. Er sprach den Pfälzer Dialekt ganz geläufig und war ein Belgier von Geburt. Als Schumacher hatte er in Deutschland gearbeitet, jetzt war er Meister und Vorsteher einer großen Werkstatt in Paris. Er zeigte mir seine Hände, denen man allerdings sein Tagewerk noch ansah, und sagte: „Sie sehn, daß auch unter uns Handwerkern die Lehren Fouriers Freunde finden, so complicirt sie auch sind, und obgleich aus Mangel an großartigen Versuchen, die Praxis bis jetzt nicht dafür entschieden hat. Ich meines Theils verdanke dieser Lehre meine Bildung, meine Beruhigung, meine Erholung und den angenehmen Kreis meiner Freunde, in dem Sie mich finden; und wenn wir selbst zugeben, daß unser System noch nicht voll-

endet ist, so dürfen wir doch an seiner Fruchtbarkeit für die Menschheit nicht zweifeln. Sie begegnen Fouriers Ideen überall, wohin Sie blicken, nur die Rohheit des Globe (des Guizotschen Particularorgans, das Granier de Cassagniac, der Vertheidiger der Negersklaverei, redigirt) konnte neulich Fouriers geniale Schilderungen einer neuen Welt neben die plumpen Dogmen seiner Moral stellen, um sie zu verketzern. Dagegen ist die Wahl Considerants in den Gemeinderath von Paris das sicherste Zeichen, wie sehr das unbefangene Publicum die Aufrichtigkeit und den guten Kern des Systems zu schätzen weiß. Ich will nicht weiter davon reden, daß die Literatur überall mit und ohne Bewußtsein von den Ideen Fouriers erfüllt ist, Sie wissen es selbst."

Hätte man nie vorher an die Fruchtbarkeit der Science sociale für die Menschheit geglaubt, so wäre dieser Schuhmacher allein hinreichend gewesen, um sie zu beweisen. Wir unterhielten uns noch lange und zuletzt trat ein Freund von mir, der sich eifrig mit Feuerbach beschäftigt hatte, herzu und kritisirte Fouriers mangelhafte Theologie oder vielmehr seinen theologischen Mangel. Dieser ganze Gedankenkreis

war dem Schuhmacher fremd und man sah deutlich, wie unbequem er es empfand, die Sprache und Vorstellungsweise, in die er sich eingelebt, in Zweifel gezogen zu sehn. Doch ließ er der Discussion ruhig ihren Lauf und hörte mit großem Interesse zu, als der amerikanische Arzt und einige jüngere Leute Fourier bei weitem rationeller erklärten, als gewöhnlich geschieht. Bei dem großen theoretischen Interesse der Fourieristen war dies Gespräch ein Ereigniß und mehrere von ihnen erklärten, man müsse die Kritik des Herrn Feuerbach studiren.

Wir begleiteten den Schuhmacher nach Hause und versprachen ihm beim Abschiede, uns öfter in dem Salon der Fourieristen zu treffen.

14.

Fourier und das Problem der bürgerlichen Gesellschaft.

Ich hatte mir Fouriers Werke mitgenommen und machte die Entdeckung, daß immer noch Manches davon auch das deutsche Publicum lebhaft interessiren müßte, wenn man es so treu, wie möglich mittheilte. Man ist zu doctrinär oder zu feindselig mit ihm um-

gegangen, man hat seine Stärke oder seine Tollheit allein genommen und in beiden Fällen ein ganz falsches Bild von ihm gegeben.

Mir fiel zuerst seine Abhandlung von dem freien Willen in die Augen, die sich allerdings nach deutschen Begriffen wunderlich genug ausnimmt und gleichwohl die Grundlage der ganzen „socialistischen Richtung" geworden ist. Fourier nimmt nicht den möglichen, den metaphysischen, sondern den wirklichen, den existirenden freien Willen. Er sagt:

„Halb kommt er Gott, halb dem Menschen zu; erst die Attraction passionelle schafft ihn. Ehe diese Ordnung der Objectivität, dieser Wille Gottes, des Grundes aller Bewegung, entdeckt und realisirt ist, giebt es keinen freien Willen."

„Die Philosophie will alles der Vernunft, die Theologie alles Gott zuwenden, was ist daraus entstanden? — Robespierre und Torquemada."

„Gott ist jetzt nicht frei, weil sieben Achtel der Menschen nicht Menschen sind. Der Mensch kann im Sinne, er kann aber auch gegen den Sinn Gottes handeln."

„Wenn man einem Hungrigen sagte: „Ich erlaube dir dies Brot zu essen, nimmst du aber eine Krume

davon, so schieß ich dir vor den Kopf;" könnte man sagen, daß er freien Willen hätte? In dieser Lage sind sieben Achtel der Menschen in der barbarischen und civilisirten Gesellschaft. Wenn wir, ohne die Vernunft zu fragen, dem natürlichen Antrieb, wohin er uns zieht, nachgeben, so werden wir gestraft; und wenn wir der Vernunft folgen, die uns befiehlt, unsrer Leidenschaft zu widerstehn, so werden wir doppelt gequält durch Zwang und Bedürfniß. — Wahrlich einen bessern Begriff, als wir Civilisirte, hatte jener Wilde vom freien Willen. Der König von England fragte ihn (er war Häuptling): „„Gehorchen Dir Deine Unterthanen gut?"" Er antwortete: „„Warum nicht? Ich gehorche ihnen ebenfalls gut."" Die Freiheit hat zwei Seiten. Im freien Willen müssen Passion und Raison zusammenstimmen."

„Die Civilisirten haben keinen freien Willen, sie haben ihn nur negativer Weise. Nun ist aber das Problem, den positiven und zusammengesetzten freien Willen zu erreichen. Diesen kann uns also die Civilisation nicht geben und wir werden ihn nur erlangen durch das Heraustreten aus der Civilisation und durch das Eingehn in die neue gesellige Ordnung.

welche dem Volke Luxus, Bequemlichkeit, Vergnügungen und folglich den Geschmack an der guten Ordnung und Liebe zu der Einrichtung der anziehenden Arbeit sichert und alle Zuflucht zum Zwange unnöthig macht."

„Mit vollem Recht beklagt sich der Mensch, daß er unglücklicher ist, als die Thiere, die bei ihrer einfachen Attraction und ihrer „Passion pure" sich völlig hingeben und ihres freien Willens genießen können; während wir, die wir zu dem zusammengesetzten freien Willen oder zu der combinirten Wirkung der Leidenschaft und der Vernunft bestimmt sind, keinen Genuß haben, weder von der einen, noch von der andern. Einige Ausnahmen, die sich höchstens auf den achten Theil der Menschheit erstrecken, dienen nur dazu den allgemeinen Mangel zu bestätigen."

„In den jetzigen Ordnungen der Gesellschaft, der Wildniß, der Barbarei und der Civilisation existirt kein freier Wille. In der Wildniß existirt blos politische Freiheit, die Gesellschaft ist unthätig; in der Civilisation existirt blos eine industrieuse Gesellschaft, keine Freiheit."

Eine Aufgabe, wie den (libre arbitre composé et positif) zusammengesetzten und positiven freien Willen

können die Civilisirten nicht lösen. Vorher muß man die neue Ordnung der Dinge beschreiben, um zu sagen, wo diese Wohlthat genossen werden kann. Sie ist dieser Zustand der Harmonie der Triebe, in dem die Genüsse unendlich vervielfältigt und die Arbeiten in Genüsse verwandelt sind durch den Wetteifer und den Reiz der industriellen Ordnungen, wo also auch der ärmste Mensch in jedem Augenblick seine Genüsse zu wählen hat. In der Harmonie genießt auch der Aermste ein zehnfaches Glück. In der Harmonie ist keine moderirende Vernunft mehr nöthig, weil die Moderation von selbst aus dem Ueberfluß des Vergnügens folgt."

„In der Civilisation ist die vollkommene Freiheit für Wenige. Sie müssen zugleich Gesundheit, Reichthum, Klugheit und Sicherheit haben. Nur einige wenige Epikuräer erreichen dies Ziel, wenn auch nur für einige Zeit, denn es giebt kein beständiges Glück in der Civilisation."

„Es giebt 12 Ausgänge aus der Civilisation (er beschreibt sie II, 140), die bis jetzt noch nicht entdeckt waren. Alles, was uns bisher Weisheit

schien, ist Unsinn, wenn man es auf die Formen der Gesellschaft bezieht, die noch zu entdecken waren. Und so können wir die Albernheiten, welche uns unsre gelehrten Sekten über die Freiheit, die politischen Rechte, die Rechte des Menschen, den freien Willen vortragen, auf ihren wahren Werth zurückführen."

„Die Philosophie und die Theologie bringen die sieben Plagen hervor: Armuth, Schurkerei, Unterdrückung, Gemetzel, übertriebene Unordnung in der Witterung, neue Seuchen und den cercle vicieux. In der Civilisation hat der Mensch nicht die Freiheit zu essen, wenn ihn hungert, obgleich er sich von einem Ueberfluß von Eßwaaren umringt sieht."

Von der Revolution, welche ihm eine Folge der Philosophie ist, zählt er sogar sechszehn böse Folgen auf, unter andern, daß man die Juden in die Bürgerschaft aufgenommen und die Corporationen abgeschafft.

„Der Gelehrteste in der civilisirten Politik ist der größte Neuling in der socialen."

„1821 hätte man mit den Türken die Pest erstirpiren können. Statt dessen duldet man, daß die Pesten

sich kreuzen.“ „1788 kannte man nur Eine Pest, jetzt kennt man ihrer 4: die orientalische Pest, das gelbe Fieber, den Typhus und die Cholera. 1822 drang sie von Bagdad nach Aleppo vor.“

„Die Witterungsunordnung vermehrt sich und nie waren die Erdbeben furchtbarer. Aleppo, Java, Chili, Sicilien wurden die Opfer. 1822 hatte keinen Winter, 1823 keinen Frühling. Diese Unordnung, die seit 10 Jahren anhält, ist die Wirkung einer lésion aromale (Sache und Wort sind Fouriers Privateigenthum), die der Planet durch die zu lange Dauer des Chaos der Civilisation, Barbarei und Wildniß erfahren hat. Werden die Philosophen nach ihrer Gewohnheit antworten, diese Uebel seien unzertrennlich von der Civilisation?“

„Die vier sophistischen Wissenschaften sind Politik, Metaphysik, Moralismus und Oekonomismus.

„Was haben diese socialen Charlatane gegen die politischen Geißeln, Revolutionen und Staatsschulden, für Mittel gewußt? Volksrepräsentation, welche die Schulden nur vermehrt und Unterdrückung, welche die Revolutionen aus der Asche wieder hervorruft. Statt dessen hätte man den revolutionären Geist

in neuen Interessen absorbiren müssen, die mächtig genug sind, die demokratischen Chimären in Verachtung zu stürzen. Das wird die Wirkung der Association sein."

„Bei dem mindesten Versuch der Association wird man den falschen Liberalismus der Revolution stürzen sehn, er wird lächerlich werden, er der zugleich die persönlichen und das Gesammtinteresse Aller verräth."

„Der wahre Liberalismus muß sich mit allen Formen der civilisirten Regierungen vertragen, muß auf industrielle Verbesserungen speculiren und nie auf die Aenderung der Administration und der Aemter. Er ist das Gegentheil von dem civilisirten oder revolutionären Liberalismus, der nur die Regierung erobern und dem Volk seinen Bettelsack lassen will. Statt der Minister, sollte man die Philosophen verantwortlich machen."

„Die Wissenschaften haben nichts für das gesellige Glück gethan, so lange sie nicht für unser vornehmstes Bedürfniß gesorgt haben, das Bedürfniß des abgestuften Reichthums, wodurch dem Armen ein anständiges Minimum gesichert wird. Die sociale Theorie

wäre nur ein neuer Vorwurf für die Vernunft, wenn sie uns nur die Wissenschaft und nicht den Reichthum, der unser erstes Bedürfniß und unser einstimmiger Wunsch ist, gäbe."

Wir wollen Fourier nicht beim Wort nehmen, wir rücken es ihm nicht vor, daß der „Reichthum" noch nicht gegeben ist und noch lange nicht von Allen erreicht sein wird; es ist schon ein großes Verdienst, den Hauptmangel der Gesellschaft, den ökonomischen, nicht für eine Naturnoth zu halten, sondern ihn für einen Mangel der Einrichtung und für einen Gegenstand der Wissenschaft zu erklären. Es ist hiemit ähnlich, wie mit dem Schatz, der in jenem Weinberge gesucht wurde. Als man ihn nicht gefunden hatte, war der ganze Weinberg umgegraben und als man wieder zur Cultur der Reben zurückkehrte, der Schatz gefunden. So ist ja auch hier die „Wissenschaft", oder die Arbeit, zu einem gerechten System der bürgerlichen Gesellschaft und zu einer Vernunft in dem System ihrer Arbeit zu gelangen, der „Reichthum" selbst. Die socialen Theoretiker graben nach dem Schatz; unmittelbar finden sie ihn nicht; ihre Theorieen aber wühlen den ganzen Wein-

berg Frankreichs um bis tief hinunter, sie interessiren, sie cultiviren, sie humanisiren das Volk; und wenn auch nicht gleich für den Erdkreis: für die gebildeten und historischen Völker ist das Problem einer Gesellschaft, die den Menschen zum Princip erhebt und jeden Einzelnen in viel höherem Grade, als es jetzt der Fall ist, der geselligen Noth entreißt, ohne Zweifel zu lösen. Da er nun selbst Philosoph geworden ist, er der Arzt sein wollte, da man auch ihn längst von allen Seiten einen Charlatan gescholten hat, so wollen wir den Philosophenfeind Fourier unter die Philosophen aufnehmen; die socialen deutschen Schreier, die alle seine Weisheit ausgeschrieben und wüthend auf seinen Steckenpferden vor uns umherreiten, werden sich am wenigsten gegen diese Aufnahme sträuben, denn wer wollte seinen Vater nicht geehrt sehn? Ich habe die Hauptsattelpferde unserer Messiasse des Socialismus unterstrichen, es fehlt nur noch die „Concurrenz", „der Handel, der ein Betrug ist", „die Agiotage" und „die freie Liebe".

Uebrigens ist es niemandem zu verdenken, wenn er die Schilderungen Fouriers von der besseren Welt eifrig ergreift und denen zürnt, die sich der Einführung

so glücklicher Verbindungen widersetzen. Könnte der Reformator nur die Hälfte von dem halten, was er verspricht, so wäre es immer schon des Versuches werth. Fouriers Princip ist indessen sehr zu berücksichtigen. Er geht davon aus, daß jede Neigung und jedes Talent berechtigt sei, man brauche nur dafür zu sorgen, daß es seine Sphäre, seinen Gegenstand nicht verfehle. Der Genuß falle alsdann in die Arbeit und die Vereinigung beider löse das Problem des Glücks. Die Hauptursache der verfehlten Bestimmung liege in der Erziehung, die weder Neigung noch Talent der Kinder berücksichtige und von vornherein den Menschen verdürbe. Seine Ausführung über die Passionen der Kinder (z. B. in den quatre mouvements 103—104) sind ausgezeichnet. Er zeigt, wie selbst ihre Spiele zum großen Nutzen der Gesellschaft verwendet werden könnten.

„Dies Princip läßt sich nur in einer eigends darauf angelegten Association, dem Phalanstère verwirklichen, nicht in der Civilisation, deren Charakter die zerstückelte unorganisirte Industrie ist." Das Phalanstère ist die Woh-

nung der associirten Commune von etwa 400 Familien, so eingerichtet, daß jede Neigung ihre Arbeit und jede Arbeit die entsprechende Neigung trifft. Es ist zugleich ackerbautreibende und industrielle Association.

„Die Menschheit hat in den Jahrtausenden, die sie existirt, die „Association industrielle et agricole“ noch nicht erreicht. Sie existirte und existirt in „Sauvagerie, Patriarchat, Barbarei und Civilisation“. Die Civilisation beruht auf der Arbeit und Industrie, aber der Industrie morcelée und ihre entwickeltste Form ist die Concurrenz, oder die commercielle und industrielle Anarchie. Die großen Monopoleurs und Eigenthümer haben einen neuen commerciellen und industriellen Feudalismus gegründet. Und daran sind die Philosophen schuld.“ „In einer Generation haben sie zweimal die Bewegung der Gesellschaft rückgängig gemacht.

1) 1793 als sie durch das Uebermaß der politischen Freiheit Europa mit reißender Schnelligkeit zur Barbarei zurückführten

2) und heutzutage, wo sie durch das Uebermaß der Handelsfreiheit uns wieder zu einem neuen Feudalismus zurückführen.“

„Das sind die traurigen Folgen unsers Vertrauens auf diese wissenschaftlichen Charlatans, die keinen andern Zweck haben als Controversen zu erheben, um durch den Verkauf ihrer Bücher ihren Unterhalt zu finden. Die Philosophie mußte irgend eine Chimäre in Credit bringen, um die theologischen Discussionen, die sie aus dem Wege geräumt hat, zu ersetzen; und nun hat sie auf das goldene Kalb, den Handel, ihre Augen geworfen, um aus ihm den Gegenstand des socialen Götzendienstes und scholastischer Debatten zu machen."

„Aber was ist der Handel? Die Lüge und ihr ganzer Anhang, Banqueroute, Agiotage, Wucher und Betrug von allen Arten." — „Die Gilde der Kaufleute ist nichts anders in der geselligen Ordnung, als eine Truppe von verschwornen Piraten, ein Schwarm von Geiern, welche die landwirthschaftliche und Manufacturindustrie verschlingen und die Gesellschaft in jedem Sinne in Sklaverei stürzen." (Quatre mouv. 340).

„Man müßte die freie Concurrenz, die Unabhängigkeit des Kaufmanns, durch die sociale Concurrenz, die solidarische Verbindung und die Unterordnung des Handelsstandes unter die Inter-

essen der Producenten, also der Manufacturarbeiter und Landbebauer, ersetzen."

Die Separatwirthschaft will er durch gemeinsamen Tisch (wie die Syssitien der Griechen), die ausschließliche Ehe durch völlig freie Neigung beider Theile und durch gänzliche Emancipirung der Frauen ersetzen; aber er schlägt nicht vor, daß man in der Civilisation irgend eine Institution der Association vorwegnehmen solle. Wie die Wilden aus der Civilisation nur Einzelnes aufnähmen und dadurch nur schlechter als die reinen Wilden und nicht so gut als die Civilisirten würden, so wäre es auch, wenn man einzelne Institutionen, z. E. die freie Liebe aus der höheren Stufe der Association in die niedere der Civilisation einführen wollte, bevor das Princip der neuen Gesellschaft durchgängig zur Anwendung gekommen wäre.

Fouriers Kritik der Ehe, der öffentlichen Hochzeiten, der Hahnreiwirthschaft und seine Beschreibung der zukünftigen natur- und vernunftgemäßen oder freien Einrichtungen enthält eben so viel Komisches und Uebertriebenes, als Wahres und Schlagendes. Eben so seine Kritik der Civilisation überhaupt. Die unläugbare Richtigkeit seiner Forderung einer natur-

und vernunftgemäßen Einrichtung der jetzt sich selbst und ihrem guten Glück oder auch ihrem bösen Geschick überlassenen bürgerlichen oder industriellen Welt giebt ihm ein starkes Selbstgefühl und wie er in der Beschreibung künftiger und fremder Welten, ja in der Construction der Jahrtausende, die noch kommen werden, sich übernimmt, so thut er es auch im Selbstgefühl, wenn er in den Quatre mouvements ausruft: „Ich allein werde 20 Jahrhunderte politischer Schwachköpfigkeit zu Schanden gemacht haben, mir allein werden die jetzigen und künftigen Generationen die Eröffnung eines unendlichen Glücks verdanken. Vor mir hat die Menschheit mehre tausend Jahre verloren in einem thörichten Kampf gegen die Natur; ich zuerst habe mich vor ihr gebeugt, als ich die Attraction, das Werkzeug ihres Willens, studirte. Sie hat dem einzigen Sterblichen, der ihr opferte, zugelächelt und mir alle ihre Schätze überliefert."

Das Richtige im Fourierschen System ist die Forderung: den Fluch von der Arbeit zu nehmen und sie dadurch zum Genuß zu erheben, daß man die Neigung überall auf ihren Gegenstand hinlenkt. Das Unmögliche wird aber sogleich ausgesprochen, wenn er

irgend einer geselligen Einrichtung die vollkommene Verwirklichung dieser Forderung zumuthet. Eine Harmonie ohne Disharmonie läßt sich da nicht erreichen, wo, wie in der Menschenwelt, der Irrthum in der Wahl unvermeidlich ist. Könnte sich niemand in der Wahl seines Berufes vergreifen, so wäre jeder nur für Eins und dafür mit unzweifelhafter Gewalt, mit der Macht des Instincts, mit der Nothwendigkeit der Schwere, mit der Sicherheit eines Naturereignisses, zu dem alle Bedingungen feststehn, hingezogen. Das ist bei dem Menschen nicht der Fall. Eben weil er von Natur universell ist, kann er sich willkürlich für dies oder das bestimmen und die wenigen, die unter der Herrschaft eines entschiedenen, sie ganz beherrschenden Instinctes stehn, die Talente und Genie's für eine einzige Specialität, sind nicht die Regel, sondern die Ausnahmen.

Die Association Aller auf der Basis der Attraction passionelle und einer detaillirten Psychologie gründen zu wollen, ist daher eben so unrichtig, als der Passion des Individuums, dem Egoismus und dem specifischen Beruf des Einzelnen den Weg zu verrennen mit dem Communismus aller Arbeit und alles Genusses.

Nicht für jeden Menschen läßt sich eine specifische Befähigung ausmitteln, manche sind zu allem Möglichen einigermaßen, zu nichts eminent befähigt.

Eben so wenig kann man allen die gleiche Arbeit und den gleichen Genuß gewähren. Wen der Gegenstand anzieht, wen er hinreißt, der arbeitet und genießt in dieser Arbeit hundertfach vielleicht, wofür ein anderer weder Sinn noch Kraft hat.

Wären alle Menschen passionirt oder specifisch befähigt und ließe sich diese schlummernde Kraft überall mit Sicherheit in Bewegung setzen; so wäre der Fourierismus längst realisirt.

Ließe sich der Egoismus und die Eigenthümlichkeit der besondern Naturen beseitigen; so stünde dem Communismus nur noch die Natur mit ihrer Ausdehnung und Ortsverschiedenheit entgegen.

Das Commune oder Gemeinschaftliche ist die universelle Natur des Menschen, das Separate ist die specifische Befähigung oder die individuelle Existenz der Menschennatur in jedem Einzelnen.

Wollte man das Problem alles menschlichen Zusammenwirkens französisch ausdrücken, so könnte man sagen, es sei eine Vermittlung des Fourierismus

und des Communismus oder des Princips der Individualität und der Gemeinschaftlichkeit in der Constituirung der arbeitenden Menschheit.

Alle Arbeit, zu der jeder fähig ist, kann das Gemeinwesen unter alle vertheilen, auch die Leistungen nach den Alters- und Geschlechtsunterschieden abstufen; jede Arbeit aber, die eine specifische ist und ein intensiveres Verhältniß des Arbeitenden zu seinem Gegenstande erfordert, muß außer der allgemeinen Leistung dem Einzelnen freigegeben werden, der sich grade dazu gezogen fühlt.

Wird die specifische Thätigkeit (z. B. die künstlerische) Genuß durch die Attraction passionelle, so werden es die allgemeinen Leistungen durch das Sentiment universel, durch den Gemeinsinn, oder durch den geselligen Trieb, mit Vielen und im Großen für das Ganze zu wirken. Fourier hat schöne Ausführungen über die armées industrielles und über die Macht des Enthusiasmus und des Wetteifers in solchen Vereinigungen.

Soviel ist klar, und darin hat der edle Eugène Buret in seinem gründlichen Werk „über die Noth der arbeitenden Klassen in England und Frankreich"

ganz richtig geurtheilt, die ganze Sphäre der bürgerlichen und industriellen Welt, deren Princip bisher das Laisser-faire und die Anarchie war, muß mit Plan und Bewußtsein und im menschlichen Interesse aller Betheiligten geordnet und constituirt werden.

Wie soll anders die Sklaverei der Industriebevölkerung und das Elend dieser Massen aufgehoben werden, um nicht zu fragen, wie soll beiden Erscheinungen unserer Zeit, die schon ganze Länder mit ihrer Geißel verwüsten, vorgebeugt werden? Wie soll die Menschheit sich vor einen neuen furchtbaren Sturz in die Barbarei retten? fragt Buret, und rühmt mit Recht von Fourier, „daß er das große und mächtige Wort, das Wort Association ausgesprochen, und weil er mit bewunderswürdiger Einsicht erkannt habe, daß die Feindseligkeit der ökonomischen Interessen, die Trennung des Capitals und der Arbeit, die wahre Ursache all unsrer Uebel sei, so habe er geschlossen, das einzige Mittel sie zu heben sei, die entgegengesetzten Interessen durch Association in eine innige solidarische Gemeinschaft zu vereinigen."

Der Staat, der die Freiheit will, muß die Sklavenarbeit und ihre Ursachen aufheben, selbst mit Verletzung der Einzelnen, selbst mit Beschwerung Vieler, die jetzt nicht mitarbeiten. Die solidarische Gemeinschaft wird im Stande sein, die Noth derer, die jetzt verwahrlos't werden, aufzuheben, aber sie wird ebenfalls die, welche jetzt fühllos für sich leben, bei dem Gemeinwohl ernstlich betheiligen, und in die allgemeine Noth eben so ernstlich verwickeln, als bei der allgemeinen Arbeit betheiligen.

Es gab eine Zeit, wo die Soldaten gemiethet wurden, und sie schlugen sich für wenige Groschen muthig einander todt. Es ist jetzt dahin gekommen, daß jeder Bürger Soldat ist und daß schon darum die leichtsinnigen Todtschlägereien beseitigt sind. Auch erobert man nicht mehr Land und Leute, wo die Freiheit hingedrungen ist. Nur für Barbaren und bei Barbaren giebt es noch etwas zu erobern. An die Stelle der brutalen Gewalt der Eroberung durch die Waffen muß die Eroberung durch die Arbeit der civilisirten Welt treten, an die Stelle der Militairarmee tritt die industrielle Armee. Die Befreiung der industriellen Armee aus dem Söldnerstande, die No-

bilitirung der Arbeit und die Aufhebung des industriellen Feudalismus unserer Zeit, gegen den Fourier eifert, muß um jeden Preis, nur nicht um den der Humanität und Freiheit selbst, errungen werden.

Hätte man einem Bürger aus dem siebenjährigen Kriege gesagt: hebt die Soldateska auf, das geht aber nicht anders, als daß ihr das ganze Volk zu einem einzigen Heer organisirt; er würde geglaubt haben, einen Wahnsinnigen zu hören.

Eben so klingt es jetzt, wenn man sagt: Hebt die Sklavenarbeit auf, indem ihr alle sie übernehmt und die Noth, indem ihr euch solidarisch dagegen verbindet.

Ist eine solche Constituirung auf dem Wege der Wissenschaft, der Erfindung und der Gesetzgebung zu erreichen? Oder wird eine Revolution, die fürchterlichste von allen, mit Barbarei beginnen, um die existirende Barbarei aufzuheben, und mit Barbarei endigen, wie die Befreiung und Verwüstung des schönsten Landes der Welt, der Insel Haiti?

Ueber diese Alternative kann nur die Historie entscheiden. Selbst die sonnenklare Wahrheit wird nicht eher gehört und begriffen, als bis sie mit unerbitt-

licher Nothwendigkeit erzwungen wird. Die Vernunft wird zur Gewalt. Glücklich, wenn darüber die Gewalt nicht die Vernunft verliert.

15.

Die Alliance intellectuelle mit den Franzosen.

Du siehst mich gleich von Anfange an in die ökonomischen Theorieen der Socialisten verwickelt; sie sind unvermeidlich. In der Praxis sowohl, als in der Theorie drängt Alles darauf hin, Mittel zu finden, um die höchste Entwickelung der Civilisation und Industrie vor dem Untergange durch ihre eignen Excesse zu bewahren, und die neuen Sklaven, die sie hervorgebracht, zu emancipiren. Man hat es noch nicht weiter gebracht als zu Theorieen, vielleicht eben darum, weil die Theorieen selbst noch nicht weit genug ausgebildet sind. Dies Verhältniß ist mehr deutsch als französisch. So weit ihm die Theorie einleuchtet, übersetzt der Franzose sie sogleich in seine Verhältnisse, und die socialistische Richtung ist wahrlich nicht ohne Theilnahme geblieben bei den edlen Naturen, die ihr Leben nach der Wahrheit einrichten wollen, wenn sie

ihnen aufgegangen ist; aber die socialistische Wahrheit selbst ist spröder gegen die Verwirklichung, als es früher z. B. die Aufklärung war. Ist es nun möglich mit dieser Richtung, d. h. mit irgend einer Sekte derselben die Vermittlung des deutschen und französischen Geistes zu unternehmen? — Es wird nichts leichter bei uns eingeführt, als was in Paris erfunden ist und wären es auch Deutsche gewesen, die es in dieser Hauptstadt der europäischen Welt ans Licht gebracht, es empfiehlt sich durch seinen Geburtsort. Ohne Zweifel wird daher auch der „Socialismus" seine Reise nach Deutschland fortsetzen und dort eine gute Weile „die neuste Richtung" sein. Will man aber mehr als eine Doctrin und eine Sekte, will man die ganze Geistesentwickelung der Franzosen berücksichtigt wissen, so bieten sich sogleich die größten Schwierigkeiten dar. Die Franzosen sind daran gewöhnt, nur in bestimmten Partheiorganen aufzutreten, keine berühmte Person ist ohne Partheifarbe und jede würde sich sogleich etwas zu vergeben glauben, wenn sie mit einer andern nur wenig anders nüancirten Größe usammenwirkte.

Unter den Franzosen lebt jeder für die Verwirk-

lichung seiner Partheizwecke. Können wir Deutsche in einer Publication für Deutschland und Frankreich irgend einen bestimmten französischen Partheizweck annehmen? Die liberalen Politiker sind dynastisch, fromm und positivistisch, und wenn sie für sich weder katholisch, noch orleanistisch denken, so halten sie doch dafür, daß es politisch sei, so zu reden und zu schreiben so lang es irgend möglich ist. Sollen wir für oder wider Guizot, für Thiers oder Odillon Barrot wirken?

Die Republikaner sind allerdings schon universeller, aber sie sind national und wenigstens zur Hälfte katholisch, sie haben gar keinen Sinn für eine wirklich universelle Politik. Hatte Guizot gegen sie nicht Recht, wenn er bei seiner Reise nach Gent die Parthei über die Nation setzte? und waren nicht wirklich die Bourbonen besser für die Freiheit, als Napoleon? Die Restauration der Bourbonen ist die Restauration der Revolution.

Alle Zwecke der politischen Partheien, obgleich sie uns Deutsche wesentlich interessiren müssen, sind zu enge gesteckt, als daß wir mit dem Plan einer geistigen Vereinigung direct auf sie eingehn könnten. Wir

müssen die berühmten und tüchtigen Männer der freien Richtung zu überzeugen suchen, daß für beide Nationen ein anderer Gesichtspunkt, als für die Eine zu fassen sei. Was kann einleuchtender sein, als daß für uns selbst das Journal des débats noch ein freies Journal und viele seiner Mitarbeiter für Deutschland befreiende Schriftsteller wären? Ich hatte wenig Mühe, diese Ansicht geltend zu machen, auch versprachen wirklich verschiedene Schriftsteller von sehr verschiedener Farbe ihre Mitwirkung zu den „deutsch-französischen Jahrbüchern", und würden ohne Zweifel ihr Wort gelös't haben, wenn das Project nicht aus andern Ursachen gescheitert wäre. Denn so wenig die Franzosen politisch auf die Deutschen geben, so sehr steht unsre Literatur bei ihnen in Achtung. Sie würden sich gewöhnt haben in einem universelleren Interesse und, abgesehn von ihrer Stellung in der französischen Welt, zu der deutschen zu sprechen.

Aber es gelang uns selber nicht, die allgemeine Haltung einer formell freien und nicht unmittelbar in das französische Partheiwesen verwickelten Publication anzunehmen und zu behaupten. Gleich die ersten Hefte fielen in den entschiedensten Communismus,

also in die Richtung einer Sekte, die in Frankreich sehr speciell abgegrenzt und von bedeutenden Talenten fast gar nicht unterstützt ist, in Deutschland dagegen eine ziemlich unmotivirte Erscheinung bildet und höchstens von einer kleinen Handwerkerpropaganda getragen wird. Dazu kamen gleich in den ersten Bogen noch einige für Deutschland allerdings zu starke Persönlichkeiten zum Vorschein. Als nun der Faden abriß — die Verlagshandlung ließ uns im Stich —, war es vornehmlich wegen dieses Inhalts nicht möglich ihn wieder anzuknüpfen. Die vorliegenden Hefte schreckten die Buchhändler ab. Dazu überzeugte ich mich sehr bald, daß unter den zunächst erreichbaren deutschen Mitarbeitern auf andere, als craß socialistische Schriftsteller, die noch dazu nur unpopuläre Ausführungen über längst bekannte communistische Themata brachten, nicht zu rechnen war. Dennoch bemühte ich mich in Hoffnung auf eine Entwicklung aus dieser Gährung, die mit dem Fortarbeiten selbst eintreten würde, nach zwei ablehnenden Antworten von eingeschüchterten Verlegern, um einen dritten, als plötzlich mein Mitredacteur, ein auflösendes, sophistisches Naturell, dessen praktische Talente ich sehr

überschätzt hatte, mir erklärte, er könne mit mir, da ich nur Politiker, er aber Communist sei, nicht weiter gemeinschaftlich arbeiten. Vom September 1843 bis zum März 1844 hatte er diesen Fortschritt zum „crassen Socialismus" zurückgelegt, gegen den er noch in seinem Briefe (Jahrbb. S. 37) sich sehr vernünftig ausließ.

Ich hätte nun auf einer neuen Basis ein neues Journal herausgeben können; aber ich hätte es eine gute Weile allein schreiben müssen, wenn ich es nach meinem Sinne haben wollte; und immer war der Erfolg, die Sammlung der nöthigen schriftstellerischen Kräfte aus Deutschland, um unsre Seite würdig zu vertreten, sehr zweifelhaft. Die Deutschen bilden so viel Partheien, als sie Köpfe zählen, und die Niederlage der Opposition in der Literatur hat das Uebel noch ärger gemacht, vornehmlich durch den communistischen und sophistischen (absolut kritischen) Tollwurm, der Alles das zur Maxime erhebt, was von jeher für unverträglich mit dem Bestande einer Parthei gegolten hat unter andern die Treulosigkeit und die Zanksucht selbst. Und erst wenn das Fieber des „crassen Socialismus" ausgetobt und die universell

politische Richtung eine größere Menge tüchtiger Köpfe unter den Deutschen ergriffen hat, wird das Project, eine Pariser Revue mit den Franzosen zusammen zu gründen, wieder aufgenommen werden können. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Probleme der „Socialen" einen sehr wesentlichen Theil der Politik bilden würden.

Unterdessen werden auch die Franzosen ihre Furcht vor unserer gottlosen Philosophie verloren haben. Theils bilden sich entsprechende Richtungen unter ihnen, z. E. Herrn Comte's positive Philosophie, d. h. das System der wirklichen Wissenschaften, und die Humanitaires, wie sie sich in Dezami's Almanach aussprechen, endlich gewinnt Voltaire immer mehr Boden in den untern Schichten der Gesellschaft; theils neigt die Philosophie am Collége de France in Quinet und Michelet, ja sogar in der Cousinschen Schule, die ihnen bei der Sorbonne gegenübersteht zu demselben Ausgang, den die deutsche Philosophie genommen hat. So bereitet sich die Möglichkeit einer literarischen Gemeinschaft auch außer dem politischen Gebiet, in der principiellen Region vor. Dies ist sehr wichtig. Denn die formelle Selbstbeherrschung und die wis-

senschaftliche universelle Haltung, die ich in dem Plan zu den deutsch-französischen Jahrbüchern vorschlug, wird zu jedem künftigen Unternehmen der Art die Hauptbedingung bleiben. Paris aber ist ein dankbarer Punkt. Der Plan verdient noch immer realisirt zu werden, und da nur Geld und ein halbes Dutzend freier junger Männer dazu nöthig ist, so gehört seine Ausführung durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten. Ein solches Unternehmen ist nicht blos ein oppositionelles. Selbst wenn Deutschland es zu derselben Freiheit, wie Frankreich, bringt, bleibt diese Vermittlung beider Literaturen und ihr Ausgang von Paris eine ungemein wünschenswerthe Sache; könnte sie jetzt durchgesetzt werden, so wäre es eine Eroberung, die kaum ihres Gleichen hätte und die man zum zweiten Mal zu versuchen, sich nicht gereuen lassen dürfte.

Vielleicht ereignet es sich, daß die Franzosen von ihrer Seite die Deutschen heranziehn. Die Revue indépendante steht uns am nächsten und es bedürfte nur einer geringen Modification ihrer Direction, um die deutsche Philosophie mit der französischen Freiheit in Staat und Literatur zu vereinigen. Ob es alsdann gerathen sein würde, deutsche Originalbeiträge

u veröffentlichen oder Uebersetzungen und Bearbeitungen deutscher Einsendungen zu liefern, müßte von der Redaction nach ihren Mitteln und Verbindungen entschieden werden. An einem Interesse des Publicums würde es weder für die eine, noch für die andre Form fehlen.

Unter den Deutschen in Paris gehört Heine zu den talentvollsten. An einer periodischen deutschen Publication in Paris nahm er das regste Interesse. Er hat einen sichern Tact für das befreiende Element einer philosophischen Richtung, ohne eben ein tieferes Studium daraus zu machen. Prosaisch kann er deshalb nicht nachhaltig wirken, in seinen Poesieen dagegen ist er nach Göthe der freiste Deutsche. Allerdings vergreift er sich hin und wieder, weil er von Fesseln befrei'n will, die nur gelös't, nicht abgeworfen werden können. Keine Form der Poesie braucht nöthiger die Feinheit und die Decenz, als die übermüthige Satire; man verzeiht ihr jeden Uebermuth, wenn sie ihn mit Anstand ausübt, man wendet sich gegen sie, sobald sie die Form verletzt. Vor seiner Reise nach Hamburg, als die „deutsch-französischen Jahrbücher" eingingen, ließ Heine mehrere kleine Satiren in das

tendenz- und bewußtlose Blättchen „Vorwärts" drucken und bemühte sich, aus dieser Publication etwas zu machen. Er gab in der That dadurch den Anstoß zu den späteren Schicksalen dieses kleinen Freibeuters. Zuerst bewog er mich, einen Brief an die „New-Yorker Schnellpost", als ich ihn eben absenden wollte, dem „Vorwärts" mitzutheilen, und drang sehr in mich, die Leitung des Blättchens zu übernehmen, ja, er wollte sogar, wenn ich ein Gleiches thäte, zur neuen Begründung und Fortführung eine Summe beisteuern. Sowohl die Vergangenheit des Blättchens, als auch seine wahrscheinliche Zukunft, die schwerlich eine Wirkung über Paris hinaus versprach, ließ mir die Sache als unpassend erscheinen. Dagegen übernahm Bernays, der früher eine Zeitlang die Mannheimer Abendzeitung redigirt hatte, die Leitung des „Vorwärts", er übernahm sie, d. h. er hatte sich auf eine merkwürdige Weise durch die stärksten und directesten Angriffe der ursprünglichen Redaction imponirt. Ich habe solche Erfolge, die gegen alle Kriegsregeln sind, früher für unmöglich gehalten und eben deswegen eine Weile auch an fernere Eroberungen des kleinen regsamen Menschen geglaubt. Diese waren aber von

der niederschlagendsten Art. Das Blatt wurde allerdings etwas, es wurde communistisch; aber der Exceß und die Ohnmacht erschienen unter ihm und dem späteren Redactionscomité als der Charakter desselben, bis zuletzt die Herren Redacteure ihre Liebesabentheuer beschrieben und aus der Aufrichtigkeit, mit welcher die armen Betrogenen blosgestellt und bezeichnet wurden, eine „sociale" Maxime machten. Seltsamer Weise erhitzte sich die deutsche Diplomatie wegen einiger Neckereien gegen hohe Häupter so sehr, daß sie es im Laufe des Jahrs 1844 zu einer Verurtheilung des Redacteurs und im Januar 1845 zu der bekannten Verweisung von zwölf deutschen Schriftstellern aus Paris brachte.

Muß man sonst bedauern, daß die Franzosen so schwer zu einer gründlichen Kenntniß unserer Verhältnisse und Literatur zu bringen sind, so war es in diesem Falle ein Vortheil, daß sie die Blößen der deutschen Schriftsteller in Paris nicht bemerkten und bei der Vertreibung sich einfach an das Tyrannische der Maßregel hielten. Hätten sie die ganze Lage der Sache gekannt, sie würden gesagt haben, die Tyrannei hat diesmal der guten Sache einen Dienst geleistet,

denn sie hat die Blamage der extremen Opposition und ihre völlige Discreditirung zerstört.

16.

Audienzen bei Lamennais und Louis Blanc.

Um Dich nicht zu ermüden, sollte ich Dir billiger Weise zur Abwechslung wieder einmal eine Erzählung einschieben. Ich will es thun. Die Vorfälle bei einigen Audienzen, welche ich mir erbat, um französische Schriftsteller für die Jahrbücher zu gewinnen, gehören hieher.

Wir hielten es für möglich, Lamennais zu einem Briefe über unsern Plan zu bewegen und denselben im ersten Heft mitzutheilen. Wir baten ihn um eine Audienz und er schrieb uns eine freundliche Antwort, die zugleich als Einlaß bei ihm dem Pförtner vorgezeigt werden sollte. Er wohnt hinter der Madelaine in der schönen rue Tronchet, aber im sechsten Stock. Als wir nach ihm fragten, hieß es, er sei nicht zu Hause, und wir erinnerten uns noch zur rechten Zeit unseres Billets, um unsere Reise, wie man in Paris

mit Recht die Geschäftsgänge nennt, nicht vergeblich gemacht zu haben.

Lamennais ist ein kleiner hagerer alter Mann, der bei all seiner Ketzerei sehr lebhaft an den Geistlichen erinnert; und ein entschiedenes Docentenbewußtsein, welches an die Stelle des glühenden Predigerglaubens getreten ist, mildert diesen Eindruck nur, es löscht ihn nicht aus.

Als er uns aufmerksam angehört hatte, sagte er: Sie werden bei uns nicht zum Ziele kommen. Sie müßten sich an eine bestimmte Parthei anschließen, und ich wüßte Ihnen keine zu rathen, wie ich denn selbst im Grunde zu keiner ganz mich bekennen könnte.

Wir bemerkten, er habe nur Frankreich, wir aber beide Nationen im Auge, und wenn auch er uns zurückweisen wolle, wo man denn ein universelleres Freiheitsinteresse suchen solle?

Diesem Einwurf widerstand er nicht, bat sich unser Programm aus und versprach, sich darüber in einem Briefe an die Redaction auszulassen.

Es ist wahr, wir konnten eine wirkliche Mitwirkung von ihm nicht erwarten, und obgleich wir nichts weiter vorbrachten, als das Princip, die Wissenschaft frei

vom Glauben zu halten und in der sittlichen Welt den Menschen zum letzten Zweck zu erheben; so machte ihn doch schon das stutzig. Er gab zwar zu, daß auch er zu diesem Resultat gelange, aber vermuthlich auf einem ganz andern Wege als wir, und um uns zu verständigen, fügte er hinzu, „erlauben Sie mir ein wenig Metaphysik".

Er trug uns nun in einer sehr fließenden Vorlesung, die fast zwei Stunden währte, seine Metaphysik vor, die merkwürdiger Weise eine Art Religionsphilosophie war und mit der althegelschen Art zu philosophiren die entschiedenste Aehnlichkeit hat. Die Construction und der Inhalt der Trinität beschäftigte ihn zuletzt, und wie sie bei Hegel zu Momenten des dialektischen Processes und der Gott zum Begriff wird, so wird bei Lamennais die Trinität zur égalité, fraternité und liberté. Die Dialektik ist die Freiheit und diese Trinität ist es nicht minder, freilich die eine deutsch-theoretisch, die andere französisch-politisch; wundern darf man sich aber schon jetzt darüber, daß beide Männer sich so viel mit den theologischen Masken herumschlagen, während sie sich ihrer menschlichen Gesichter sehr wohl bewußt sind und doch auch am

Ende nicht vermeiden können, sie dem Publicum zu zeigen, wie sie sind.

Dazu kommt, daß beide nichts von einander wußten, als sie gleichzeitig ähnliche Operationen mit den Dogmen vornahmen. Solche Richtungen gehn aus der Weltbewegung, an der sich die Nationen betheiligen, hervor, ohne daß man später den gleichmäßigen Ursprung sogleich erkennt. Die Construction der religiösen Dogmen ist seither immer toller geworden; aber sie hat das Interesse eingebüßt und der Erklärung und Vermenschlichung der alten Vorstellungsformen das Feld geräumt. Wir haben schon bemerkt, daß auch hieran beide Völker gleichzeitig arbeiten und zum großen Theil unabhängig von einander. Die beiden Literaturen durchdringen nämlich sich bei weitem nicht in einem solchen Grade, daß jede Geistesschwingung der einen in der andern sogleich klar und deutlich empfunden würde.

Lamennais entließ uns mit dem wiederholten Versprechen, uns über unsern Plan ausführlich zu schreiben; als er ihn gelesen hatte, kam er jedoch auf seine ursprüngliche Ansicht zurück und fügte nur noch hinzu, wir möchten uns erst durch Thaten bewähren,

um sodann die gleichartigen Elemente der französischen Welt anzuziehn.

Frankreich ist dem Franzosen die Welt, sie ist es zu sehr; und Lamennais würde schwerlich in Hegels Religionsphilosophie, wenn er sie läse, ein befreundetes Element erkennen.

Lamennais vereinigt das jugendliche Feuer mit den Bedenklichkeiten, die dem vorgerückten Alter eigen sind. Er hielt eine neue Revolution für unvermeidlich; die Wirkungen der Freiheit durchdrängen zu sehr das ganze Volksleben, als daß die dynastischen Illusionen von einer Wiederherstellung des alten Königthums daran nicht scheitern müßten; dennoch sei es sehr zu fürchten, daß auch die bevorstehende Revolution wieder scheitere. Das Volk wisse zwar die Tyrannei zu stürzen, aber es sei nicht vorbereitet auf die dauerhafte Einrichtung der Freiheit.

Auch mit der Jugend in der demokratischen Parthei war er nicht zufrieden; er drückt sich sehr stark aus über die Gährung aller der Elemente, die ihm fremd und widerwärtig entgegen kommen, obgleich selbst die extremsten ihre Keime in seinen eignen

Schriften, vornehmlich in den „Worten des Glaubens“ nachweisen könnten.

Besonders ist ihm Louis Blanc mit seinen despotischen Gedanken, daß man unter Umständen der Dictatur bedürfe und keine absolute Preßfreiheit gestatten könne, sehr wenig zu Sinn; und wirklich hat Lamennais gegen alle diejenigen Recht, welche die Freiheit durch das Regime der Tyrannei einzuüben gedenken und 1793 darin noch übertreffen, daß sie die Dictatur nicht als Nothstand, sondern als dauernden Zustand zur Durchsetzung einer Doctrin im Auge haben.

Louis Blanc findet indessen für seine Dictaturmaximen wenig Anklang in der demokratischen Parthei; desto mehr gilt er als einer der gewandtesten Schriftsteller und als ausgezeichneter Redner.

Wenn die Parthei eine Zukunft hat, so darf man an der seinigen nicht zweifeln. Diese Parthei ist diejenige Fraction der republikanischen, welche vermittelst der republikanischen Institutionen die „Socialreform“ herbeiführen will, und Louis Blanc gehört zu den Schriftstellern und Politikern, welche das „sociale“ Element aus dem theoretischen Sektenleben in die

politisch-existirende Region, den Journalismus, die Kammer u. s. w. und in die formelle und eingreifende Literatur aus den doctrinären und gelehrten Speichern einführen. Nächst der George Sand ist Louis Blanc in dieser Arbeit der glücklichste Autor.

Wie diese ganze Parthei, so ist sich auch Louis Blanc über die „Socialreform" nicht klar. Man will nur die Interessen und Rechte des Volks, welches unter dem Mittelstande, der Bourgeoisie in Verlassenheit und Unterdrückung lebt; aber man will weder den Fourierismus, noch den Communismus und hat doch keine bestimmte Ansicht, die man jenen Systemen gegenüberstellen könnte. Nur darin hat man Recht gegen beide Sekten, daß man alle Reformen der menschlichen Gesellschaft als Reformen des Staats behandelt und die sociale Sektirerei zu einer politischen Parthei zu erheben sucht.

Die untern Schichten der Gesellschaft in den Staat zu erheben durch das allgemeine Stimmrecht, und zum Zweck des Staats das Wohl Aller zu machen, das ist es, was der demokratischen Parthei zunächst als Aufgabe vorschwebt. Sie schlägt der Revolution nicht ins Gesicht, wie die Fourieristen, sie hängt nicht

all ihre Hoffnung an eine Unmöglichkeit, wie die Communisten; sie hat die Tradition der Revolution und den Instinkt der Freiheit, welcher alle französischen Herzen durchzieht, für sich. Aber ihr Programm ist einigermaßen leer und formell. Wenn Alle stimmen dürfen und die Demokratie realisirt ist; nun so fragt es sich, wofür werden sie stimmen und wie weit wird ihre Einsicht reichen? Ohne Zweifel so weit und noch weiter vielleicht, als die Einsicht der nordamerikanischen Republikaner; aber wie wird man das Wohl Aller verstehn, und wie es realisiren?

Man ist noch weit davon entfernt, die ökonomischen, die Erziehungsfragen und die religiösen Schwierigkeiten (die den Geist hindern zu den directen Aufgaben der Menschheit zu gelangen), kurz alle politischen Probleme, welche das öffentliche Leben in Frankreich hervortreibt, im Sinne des humanen Princips zu lösen. Das ist der theoretische Mangel, an welchem die demokratische Parthei in allen ihren Organen, sowohl in der Journalistik, als in den Werken der Einzelnen, empfindlich leidet. Gewinnt die Parthei den nöthigen theoretischen Inhalt und die geistigen Kräfte, wodurch sich dieser Mangel aufhebt, so gehört die

Zukunft ihr, denn ihr Princip ist ohne allen Zweifel die Aufgabe der Geschichte. In der Kammer wird sie systematisch nur von der äußersten Linken, von Arago, Joly und Ledru-Rollin, zufällig etwa von Lamartine vertreten, in der Journalistik durch die „Reforme" und die „Revue indépendante". So werthvolle und eingreifende Sachen von Zeit zu Zeit in diesen beiden Organen der politisch avancirtesten Richtung erschienen sind; im Ganzen haben sie Mühe sich zu halten, und es ist immer noch mehr die Hoffnung, als die Wirklichkeit von der sie leben. Den genannten Notabilitäten ist diese Lage sehr wohl bekannt, um so höher muß man die Ausdauer schätzen, mit der sie ihre Thätigkeit fortsetzen.

Wir kommen auf Louis Blanc zurück. Er geht in seiner Kritik der Gegenwart, welche sich durch seine Geschichte der zehn Jahre von 1830—1840 hindurchzieht, nicht über Fourier hinaus und findet hier, wie in seinem Büchelchen über die Organisation der Arbeit den Grund alles Uebels in der freien Concurrenz; nur daß er, wie die demokratische Parthei, der er angehört, die bestimmte politische Fehde gegen den ehemaligen dritten, jetzt einzigen, d. h. regierenden Stand,

die Bourgeoisie, erhebt, während dagegen Fourier die Civilisation überhaupt angriff. Freilich ist es nicht der ganze Mittelstand oder die Bourgeoisie im eigentlichen Verstande, welche herrscht; die Opposition gegen die Bourgeoisie wird daher leicht eine zu weitgreifende Phrase; und hierin liegt nicht zum geringsten Theil der Grund zu der Unpopularität, unter welcher die Parthei seufzt.

In seinen Erklärungen am Anfang und am Ende der zehn Jahre bezeichnet Louis Blanc uns sehr deutlich diese Stellung und alle die Mängel, an der sie leidet. „In der magischen Geschichte Napoleons und des bewaffneten Volks scheint die Bourgeoisie gänzlich von der Bühne zu verschwinden. Wenn man jedoch schärfer hinblickt, wird man gewahr, daß in Sachen des Handels, der Industrie, der Finanzen Napoleon das Werk der constituirenden Versammlung fortgesetzt hat. Die im Princip des Gewährenlassens verborgene Tyrannei hat er aufrecht erhalten und befestigt. Er hat das Princip der Theilung des Eigenthums geheiligt. Er hat nichts gethan, um den individuellen Credit durch den des Staats zu ersetzen. Mit Einem Wort, er hat

alles das befestigt, was heute die Grundlage der Bourgeoisie-Herrschaft ist."

Louis Blanc hält offenbar ein einziges ungetheiltes Staatseigenthum und eine gleiche Betheiligung Aller dabei für das Richtige; die Herrschaft aber, welche durch den Privatcredit und das große Privateigenthum erzeugt wird, für die aufzuhebende Tyrannei.

Dies ist der deutlichste Ausdruck der politisch-ökonomischen Opposition; es ist zugleich die schärfste Hervorhebung ihrer Schwierigkeit: wie nämlich ist die gleiche Betheiligung am Staatsvermögen zu erreichen? Würde nichts weiter verlangt, als die Sicherung jedes Einzelnen im allgemeinen Vermögen, so wäre die Aufgabe immer noch schwierig genug, aber doch nicht gleich logisch unmöglich gemacht.

Durch die Vorrede zu der Uebersetzung seines Werkes von G. Fink, welche im Literarischen Comptoir in Zürich erschienen ist, kam ich mit ihm in näheren Verkehr. Ein Bekannter von mir hatte sie übersetzt; wir besuchten ihn, und er hörte die ganze kleine Abhandlung, die sich viel weniger auf sein Buch, als auf die deutsche Politik bezieht,

mit großer Geduld zu Ende. Als die Vorlesung beendigt war und wir ihn um sein Urtheil fragten, sagte er: „Ihr Aufsatz ist reich von schönen Sachen, aber sehr gelehrt und unendlich lang! In Frankreich lies't so etwas Anstrengendes nur der Proletarier und der Gelehrte, und wo finden Sie ein Organ, um es diesen beiden Arten von Lesern vorzulègen? Vielleicht, aber auch nur vielleicht in der Revue indépendante. Machen Sie den Versuch." Der Versuch mißlang. Zugleich versprach er einen Aufsatz über die intellectuelle Allianz mit Deutschland, wovon in meiner Vorrede die Rede war, für das deutsch-französische Journal, von dem ich ihm den Plan mittheilte. Dieser Aufsatz erschien später in der Revue indépendante und enthielt die bestimmtesten Erklärungen gegen die neudeutsche gottlose Philosophie. Louis Blanc beantwortet die Frage nach der Autonomie oder Heteronomie der Welt etwas brüsk mit seinem eignen Bedürfniß nach einem persönlichen Gott, den man sich übrigens nach Belieben mit oder ohne Bart denken könne, denken aber müsse man ihn. Unsre Frommen werden von dieser Frömmigkeit nicht sehr erbaut sein; und sie werden sehr Recht haben. Die Metaphysik aller jetzigen Deisten

unter den Franzosen, die bei der fixen Idee von Ursache und Wirkung angekommen ist, kann eines schönen Morgens zu der weiteren Kategorie der causa sui, oder dem Wesen, welches seinen Grund in sich selbst hat, fortgehn; und es ist dann sehr wahrscheinlich, daß die gottlosen Franzosen die Welt darunter verstehn werden, weil sie diese zunächst unter Händen haben.

Louis Blanc wird die Geschichte der großen Revolution schreiben. Er wird sie, wie es heißt, in Opposition mit Thiers und aus dem Standpunkte Robespierre's schreiben; aber er wird Robespierre viel von seinen Intentionen leihen, wenn er einmal mit ihm zufrieden sein will. Die Dictatur, der politisch nothwendige Gott, das Volk der Zweck und die Verfügungen von Staatswegen über Alles zum allgemeinen Wohl sind ohne Zweifel die Anknüpfungspunkte. Es wäre aber für die Franzosen eben so nützlich, ihnen die Verehrung vor Robespierre, als die vor Napoleon zu nehmen; und Thiers hat in der Dialektik, an der seine revolutionären Größen untergehn, mehr historische Weisheit entwickelt, als in seinem System politische: Thiers Historie der Revolution ist daher schwerer anzugreifen, als seine Politik.

Uebrigens ist Louis Blanc noch jung und bildungsfähig; die Arbeit selbst wird ihn vielleicht auch über Robespierre hinausbringen zum großen Nutzen für sein Werk und seine Parthei. Er hat das Talent, sich vor einem großen Publicum gerecht zu machen, und ich gestehe gern, ich habe mir seinen Vorwurf: trop serieux et infiniment long, was wir Deutsche fast immer sind, ernstlich zu Herzen genommen; das Publikum mag entscheiden, ob mit Erfolg.

17.

Victor Schölcher und seine Schriften über die Antillen.

Die freiste Bildung unserer Zeit ist nicht die, welche bei der Empörung gegen die Vorzeit und ihre Götzen stehn bleibt, sondern die Ausprägung des eignen humanen Gehaltes in Sitten, Kunstwerken und Thaten. Göthe's Humanität hat die Kritik des 18ten Jahrhunderts hinter sich, sein Griechenthum den Kampf mit den Griechen oder vielmehr mit den Drachen, die ihre Schätze hüten, und seine Poesieen, so sehr sie auch mit dem Zopfwesen seiner Zeit kämpfen, treten nicht polemisch oder satyrisch auf, sie verbreiten leben-

dige Bilder einer neuen Welt in die alte. Dies Verfahren läßt den Kampf nicht liegen, im Gegentheil, es benutzt den Sieg, es schließt das Interesse gegen den Feind nicht aus, es schließt den Kampf sogar ein, läßt aber mehr den Künstler, den Geschichtschreiber, den Beobachter als den Partheimann hervortreten. Es giebt wenig Franzosen, welche die Revolution so zur Grundlage machten, wie Göthe das 18te Jahrhundert, es giebt überhaupt sehr wenig Schriftsteller, welche über der Revolution nicht die Humanität des 18ten Jahrhunderts vergäßen; und Paris verstimmte mich fast, als ich hier, selbst unter den vorgerücktesten Männern so viel nationales und religiöses Nebelwesen entdeckte. Von Talenten, wie Eugen Sue, der in seiner Bildung nichts als ein gottseliger deutscher Bedienter ist, nicht zu reden, so ist z. B. die George Sand religiös und romantisch umnebelt und der Klarheit des 18ten Jahrhunderts so abgeneigt, wie der Kälte, dem Unpoetischen, dem Herzlosen. So kommt die Quelle ihrer Freiheit und ihrer herzerhebenden Größe vielen Franzosen jetzt vor, und sie preisen sich glücklich diese Zeit überstanden zu haben, ohne sie zu verstehn.

Einer von den wenigen Männern, welche das 18te Jahrhundert und die ganze politische Emancipation zugleich zur Grundlage machen, ein ruhiger, plastischer Charakter, eine wahrhaft humane Gestalt ist Victor Schölcher, einer der Notabilitäten der social-demokratischen Parthei. Schölchers Name und Abstammung ist deutsch; er selbst ist es nicht. Unsre Sprache ist ihm fremd; er wuchs in Paris auf, wohin sein Vater aus dem Elsaß eingewandert war. Unabhängig durch ein ansehnliches Vermögen lebt er ganz der Wissenschaft und der Freiheit. Seine Reisen nach den Antillen und im vorigen Winter nach dem Orient, und seine Werke „über die französischen, die fremden Colonieen und Haiti" haben ihn zu einer Autorität in der Sklavenfrage gemacht. Diese Sache ist für ihn nicht eine Specialität: die Sklavenfrage ist die Freiheitsfrage und das ethische sowohl, als das theoretische Interesse ein ganz allgemeines. Schon Alexander Humboldt, den Schölcher anführt, faßt die Sache so: „die Schriften von Las Casas, sagt er, schließen alles das in sich, was in neuster Zeit gegen die Befreiung der schwarzen und weißen Sklaven in beiden Welten eingewendet worden ist. Die langen

Streitigkeiten über die Abschaffung der Negersklaverei, über die Freilassung der Leibeigenen, und über die allgemeine Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen bieten immer dasselbe traurige eintönige Gemälde dar von dem Kampf der Interessen, der Leidenschaften und des Elends der Menschen." Nun hat aber die Sklavenfrage durch die englischen Philanthropen eine friedliche Lösung erhalten, die ungemein lehrreich ist, und wodurch die freien Neger der englischen Colonieen zwischen die revolutionär-befreiten Schwarzen von Haiti und die Sklaven der spanischen und französischen Colonieen treten. Die englischen Philanthropen waren allerdings durch die Religion mit den Negern der englischen Colonieen, die von protestantischen Missionären bekehrt und mit ihnen zugleich von den Pflanzern gemißhandelt wurden, in ein näheres Verhältniß getreten, als aus der bloßen Sympathie mit unbekannten Menschen jenseits des Weltmeers entspringt, es war ein Parthei- und Sekteninteresse vorhanden; aber das Recht des Menschen schlechthin, der kein Sklave sein darf, blieb doch immer der Grundton des Philanthropismus. Seitdem ist die socialistische Schule und die furchtbare Entwickelung der industriellen Sklaverei

in England (man vergleiche die Londner Spaziergänge der Tristan, Eugen Buret über das Elend der arbeitenden Klassen in Frankreich und England und Engels die arbeitenden Klassen in England) dazu gekommen, und die Frage der Sympathie, der Religion und der Humanität eine Frage des unmittelbaren Interesses, ja, der unmittelbaren Noth geworden. Die Emancipationsfrage hat sich von den Colonieen in das Mutterland verpflanzt, und die Vorgänge auf den Antillen nehmen nun den Charakter theils eines bloßen Vorspiels, theils eines warnenden Beispiels an. Haiti z. B. zeigt um 1789 eine schwindelnde Höhe der Boden- und Fabrikcultur, des Luxus und des Handels, alles in kurzer Zeit durch Sklavenarbeit hervorgebracht, und dann durch die Grausamkeit und Rohheit der Pflanzer und ihres Gehülfen des Henkers Napoleon, als sie die Sklaverei wieder herstellen wollten, einen Rückfall fast bis zur Verwilderung. Erst das verwüstete Haiti sollten die armen Befreiten erben.

Schölcher ist Socialist, Republikaner und von der Religion emancipirt. Wir haben daher in seiner Auffassung jener Verhältnisse eine ganz freie. Die Darstellung ist einfach, klar und so objectiv, daß seine

eigne Meinung, obgleich er sie nirgends verhehlt, nie störend eingreift, sondern überall aus den Thatsachen hervorspringt. Die klassische Ruhe seiner Schriften ist ein treues Bild seiner persönlichen Erscheinung; und wenn die Ruhe, die methodische Festigkeit, der Ernst und die Gründlichkeit deutsche Tugenden sind, so macht Schölcher seinem Ursprunge Ehre, während die gebildete Form und das große, freie Interesse, der humane Beruf und die freie Bewegung in ihm die edlen Producte Frankreichs und seiner Hauptstadt sind.

Schölcher ist ein großer, schöner Mann, von einnehmendem Wesen, entschieden, aber mild, kein Philosoph, aber klar, kein Enthusiast und dennoch ganz und ohne Rückhalt Republikaner. Aber er hat viele Fehler seiner Parthei, auch ganz abgesehn von ihrer religiösen Unklarheit, abgelegt. Weder haßt er die Engländer, noch liebt er Napoleon; weder die despotischen Menschheitsbeglücker, noch die humanen Kopfabschneider sind seine Leute; und wenn er für die Gleichheit der Menschen ist, so findet er keinen Geschmack an der Gleichheit unter dem eisernen Joch eines Systems, das die Freiheit ignorirt, sondern nur an der gleichen Achtung der freien und humanen Per-

sönlichkeiten, deren Erzeugung in allen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft obliegt. Er beträgt sich mit unerschütterlicher Festigkeit nach dieser Maxime und hat nicht, wie das so leicht in der unterdrückten Parthei vorkommt, den Hang zu einem gewaltsamen Verfahren und zu dem Axiom: Rohheit gegen Rohheit, Tyrannei gegen Tyrannei! obgleich er sehr gut weiß, daß die Eroberungen und Uebergänge nicht mit der Sammtbürste gemacht werden. Eben so sehr wie gegen den Despotismus im Namen der Freiheit, ist er gegen die Willkür, die man jetzt grade von den Socialisten in der Form von Anarchie und Prophetenthum viel anpreisen hört; er schickt sich in die Majorität selbst mit dem Bewußtsein, ihr in der religiösen Frage, in der Stellung zu England, in seinem Urtheil über Napoleon und **1793** — und auf beides kommt gegenwärtig sehr viel an — voraus zu sein. Wäre die ganze Parthei der „Reforme" zu der Freiheit und Humanität, wie Schölcher gelangt, und sobald sie dahin gelangte, so wäre sie in Wahrheit das, was sie jetzt noch erst werden will.

Ich besuchte ihn einmal zur Zeit, als die Jesuiten- und Erziehungsfrage in der Schweiz heftig discutirt

wurde mit einem Freunde, dem der Unterschied von Willkür und Freiheit, wie Allen, die nur den Instinkt, nicht die Logik des Republikanismus haben, bisweilen lästig wurde. Sie werden zur Willkür verleitet, weil die wahre Willkür, die Wahl der vernünftigen Intelligenz oder die vernünftige Selbstbestimmung allerdings die Bedingung aller Freiheit ist.

„Wenn die Luzerner Bauern, sagte er, die Jesuiten wollen, so hat man kein Recht, sie ihnen zu nehmen; wenn ich mein Kind von den Jesuiten erziehen lassen will, so muß es mir freistehn, oder der Staat ist eine Tyrannei."

Weder der Wille der Luzerner Bauern, noch Ihr väterliches Belieben ist die Freiheit, antwortete ihm Schölcher.

„Und was ist denn die Freiheit?"

Sie sind Philosoph, sagte Schölcher zu mir, darauf müssen Sie antworten. Ich denke, wir geben weder unsre Wissenschaft, noch unsre Cultur auf, wenn die Jesuiten und die Bauern es für gut finden.

Gewiß nicht, fuhr ich fort, denn die Freiheit ist ja die vernünftige Welt und der vernünftige Mensch; weder ein Kind mit seinen Launen, noch ein Bauer

mit seinen vorweltlichen Einfällen, noch ein Jesuit mit seinem Widerspruch gegen die Geschichte, noch ein Vater mit jesuitischen Gelüsten sind frei. Alle diese haben kein Recht, sich gegen die Wissenschaft und Bildung unsrer Zeit aufzulehnen. Ein Gesetz aber, welches diese Bildung von allen Bürgern forderte, wäre nichts als der Ausdruck der Freiheit. Wo freilich die Aufklärung noch nicht in den Gesetzen ist, da mag es nöthig sein, daß man sich mit den Jesuiten und ihrem Anhang herumschlägt; wo aber die Welt vernünftig organisirt ist, da darf niemand sein Kind weder zur Rohheit, noch zur Opposition gegen die Aufklärung erziehn lassen. Eben daß die Einzelnen dies nicht dürfen, beweis't, daß die Freiheit eine Realität ist.

„Sie wollen also die Aufklärung, nennen Sie sie nun Vernunft oder Atheismus oder Protestantismus oder Wissenschaft, gleichviel, zum Princip machen und jeden dazu zwingen, der unter Ihren Gesetzen lebt? Ist das Freiheit? Ist das nicht das baare Gegentheil davon?“ erwiederte unser Gegner.

Aber nein, sagte Schölcher. Sie vergessen ja, daß die Vernunft das Gesetz Aller ist und daß die,

welche sich ihm nicht entziehn, der historischen Fortbildung der Menschen Recht geben müssen. Dieser Zwang, der Zwang der Vernunft, oder der Fortbildung und Aufklärung der Menschheit, ist nicht zu vermeiden, so wie Sie nicht sagen können, daß fünf gerade sei.

„Nun dann giebt es keine Freiheit," sagte jener.

Nein, in Ihrem Sinne nicht, antwortete Schölcher. Die Freiheit ist das Product der Geschichte und der Ausdruck der menschlichen Bildung. Die Freiheit ist ein logischer Zwang, den man darum nicht als Zwang empfindet, weil er die Befriedigung unserer vernünftigen Natur und die Genugthuung ihrer Entwickelung ist. Wer sich gegen die allgemein gewordene Wahrheit sträubt, den kann kein Mensch befrein. Sträubt man sich also gegen die Entdeckung z. E. der Wahrheit, daß fünf nicht gerade sei, und empfindet in der allgemeinen Anerkennung derselben ein fremdes Zwangsgesetz, so ist man freilich nicht frei, so wenig, als es die Jesuiten und die Luzerner Bauern sind. So lange solche Capricen unschuldig bleiben, ist nichts einzuwenden, sobald sie aber wesentlichere Dinge betreffen und alsdann die Welt

nach sich einrichten und wieder zu ihrer Einfalt zurückschrauben wollen, so ist der Krieg unvermeidlich.

„Krieg? also Sie appelliren mit all Ihrer Vernunft und Humanität doch wieder an die rohe Gewalt und an das Argument der Kanonen?"

Die Gewalt ist nicht roh, welche die Rohheit aufhebt, erwiederte ich, während es umgekehrt eine schmähliche Rohheit des Gemüths wäre, wenn man der systematischen Verderbniß der Menschheit durch die Reaction ohne Empörung und Krieg ihren Lauf lassen wollte.

„Ja, Sie haben Recht, rief hier unser Gegner aus; es kommt auf den Inhalt an; sonst dürfte man keine Idee mit dem Degen in der Faust durchführen."

Dieser Ausgang unsers Jesuitenkriegs erregte große Heiterkeit, und einer der Anwesenden bemerkte, „bei dem Degen erinnert unser Freund sich jedesmal, daß man ihn unter Umständen ziehn darf, während er das Recht der brutaleren Kanonen immer noch erst bewiesen haben will."

Schölchers Schriften über die Antillen sollten auch in Deutschland beachtet werden; obgleich wir keine

Colonieen besitzen, so haben wir doch genug zu emancipiren und vor allen Dingen den einfachen Satz zu lernen, daß Reichthum, Luxus und Pracht auf einem andern Wege als auf dem der Sklaverei vieler Millionen zu suchen sind oder, wenn es sein muß, mit allem Reichthum der Erde die Freiheit nie zu theuer erkauft wird.

In Frankreich giebt es Vertheidiger der Sklaverei, wie bei uns der patriarchalischen Leibeigenschaft, und besonders seit die Concurrenz von allen Seiten angegriffen und das traurige Loos des armen, freigelassenen und verlassenen Arbeiters hervorgehoben ist, hat die Reaction die Stirn zu behaupten, der Sklave in Amerika sei besser daran, als der Proletarier in Europa. Sie hat vergessen, was Mirabeau den Creolen antwortete, die das Glück der Sklaven priesen: „Warum fürchtet ihr denn die Abschaffung der Sklaverei? Wenn die Sklaven ihre alte Lage der neuen vorziehn, so werden sie freiwillig zu euch zurückkehren.“ Und Schölcher sagt sehr richtig: „Fragt jede Mutter, was sie für ihr Kind wähle. Die Creolen sagen: die Schwarzen verlangen keine Freiheit; aber sie belohnen große Dienste mit Freilassung und müssen

alle ihre Kähne bewachen, damit die Neger nicht auf die englischen Inseln entfliehen, weit übers Meer und mit der entschiedensten Lebensgefahr. Aber es ist wahr, die Sklaverei entwürdigt den Menschen: die Neger halten die Weißen für höhere Wesen, für die natürlichen Herren und sich für die natürlichen Diener. Sie verlieren durch die Sklaverei das Selbstgefühl. Ebenso ist es ja mit den weißen Sklaven z. B. in Rußland. Ein russischer Herr begehrte die Liebe seiner Leibeignen. Sie flieht. Er schickt zwei andre auf ihre Verfolgung; sie bringen sie zurück und wer waren diese Beiden? Der Bruder und der Verlobte des Opfers." — Es ist sehr schwer, daß der Mensch sich über seine Verhältnisse erhebt, sind doch die Deutschen nicht einmal im Stande sich politisch zu emancipiren! um so mehr muß man die Neger bewundern, die während der ganzen Zeit der Sklaverei auf allen Inseln und auf dem Festlande, auf St. Domingo im Gebirge Neyba, in Jamaica auf den blauen Bergen förmliche Staaten von Flüchtlingen (Maronen) bildeten. Die freien Republiken der geflüchteten Neger an der Grenze von Guiana führten glückliche Kriege mit den Holländern und machten einmal zur Vergel-

tung gefangene Holländer bei sich zu Sklaven; und die Maronen auf St. Domingo waren die Befreier ihrer Brüder.

Die Neger leben als Sklaven im Concubinat, aber Schölcher belegt es mit vielen Beispielen, wie heilig sie ihr Verhältniß und überhaupt die Blutsverwandtschaft halten. Er zeigt uns die Intelligenz und natürliche Gutmüthigkeit der Schwarzen im vortheilhaftesten Lichte; aber auch die unerhörte Erniedrigung, Verderbniß und Brutalität, in die Herren und Sklaven zugleich durch dies schmähliche Verhältniß gestürzt werden; und sagt den Creolen, seinen Gastfreunden auf den französischen Inseln, ganz unverholen: „Jede Empörung der Sklaven ist in meinen Augen nicht nur gerecht, sondern auch ehrenwerth. Der Sklave, der seine Ketten bricht, um welchen Preis es auch sei, hebt eine Ungerechtigkeit auf und ehrt die allgemeine Sittlichkeit, die in der Unterjochung seiner Person total verletzt war."

Die Engländer haben ihre Neger emancipirt; die Dänen bereiten die Emancipation entschieden vor; aber die Franzosen, wenn sie auch Napoleons verabscheuungswürdige Maxime, den Negern unauflösliche Ketten zu

schmieden, aufgegeben haben, verzögern dennoch von Jahr zu Jahr die Maßregel der Befreiung. Sie fürchten für ihren Handel und führen das Beispiel von Jamaica an, dessen Production um die Hälfte geschwunden ist, seit die Sklavenarbeit aufhört.

Schölcher beweis't, daß hieran niemand anders, als die Colonisten auf Jamaica selbst schuld sind, die bei der allmälig eintretenden Befreiung die Uebergangszeit bis zur gänzlichen Emancipation der Neger aufs Grausamste mißbrauchten, und schließlich entschieden feindlich mit ihnen aus einander gingen. Wer nur irgend konnte, kehrte nicht zur Hacke des Herrn zurück, und es entstanden ganze Dörfer von kleinen freien Eigenthümern unter der Begünstigung der Missionäre und Philanthropen.

Hieraus entwickelte sich der bekannte Mangel an Arbeitern auf den Fabrikgehöften von Jamaica, und das englische Gouvernement kam auf den Gedanken, den Sklavenhandel so ungefähr zu erneuern durch „die freie Einwanderung" der Befreiten von den Sklavenschiffen u. s. w. Hier ist nun Schölcher keineswegs für die Engländer und

fordert Frankreich auf, diesen neuen officiellen Sklavenhandel, unter welcher Form es auch sei, zu hindern.

Was hat nun die englische Regierung im Auge, wenn sie Jamaica auf diese Weise aufhelfen will? Den Uebelstand, daß dort die Arbeit theurer und die Arbeiter glücklicher geworden sind. Ist dies ein Unglück? Und Schölcher ruft aus: „Da die politische Weisheit in Europa dahin gekommen ist, uns vierzig Arbeiter, die Hungers sterben, auf Einen Fabrikanten, der in Carossen fährt, zu geben; so wollen wir vergnügt sein, daß in Jamaica der Bauer nicht von der Gnade des Gutsherrn und Fabrikbesitzers abhängt." Die Antillen sind die glücklichsten Länder der Welt. Sie bringen von selbst hervor, was der Mensch braucht, und dennoch sind die Schwarzen alle ohne Ausnahme der Arbeit treu geblieben, nur freilich, so viel sie konnten, für sich selbst. Rechnet man, sagt Schölcher, die Producte der kleinen Freien und den durch sie gesteigerten Verbrauch im Lande selbst, so bringt Jamaica noch immer zwei Drittel von dem hervor, was es vor der Befreiung leistete. Die französischen Creolen aber schreien, da seht ihrs (und sie finden Gehör damit), wenn ihr die Neger emancipirt, so arbeiten sie nicht:

„Es scheint ihnen gerecht, sagt Schölcher, die Menschen als Sklaven zu behalten, weil diese Menschen in der Freiheit keinen Zucker machen würden.“

Schölcher behauptet, das Klima der Antillen sei durchaus gesund für jeden, der nur mäßig und vernünftig lebe, und es würde das Beste sein, durch europäische Einwanderer, die ihre Rechte besser als die Neger zu wahren wüßten, den liegenden Fabriken der Zuckerpflanzungen wieder aufzuhelfen. Vielleicht ist es noch besser, sie liegen zu lassen, bis sich die Sache von selbst wieder ausgleicht. Mit Proclamirung der Antheilswirthschaft könnte jeder verlegene Pflanzer gewiß Arme genug finden; denn die Arbeiter haben sich ihm ja blos entzogen, weil sie bei seiner Arbeit ihre Rechnung nicht fanden, oder nicht für sich arbeiten konnten. Statt sich aber der Gerechtigkeit zuzuwenden, denken die Pflanzer von Jamaica nur darauf, sich neue Sklaven zu verschaffen, und Lord Palmerston, der edle Whig, hat ihnen in diesem noblen Verlangen gewillfahrt.

Um übrigens zu beweisen, daß Jamaica an seiner jetzigen Lage selbst schuld ist, kommt Schölchern die kleine Insel Antigua trefflich zu Statten. Als hier

die Parlamentsacte über die Aufhebung der Sklaverei ankam, fand ein vernünftiger Gutsbesitzer, Salvage Martin, die vielen Uebelstände, die in der festgesetzten Uebergangszeit lägen, müsse man durch unmittelbare gänzliche Freilassung beseitigen, und wenn einmal, sagte er, das Recht der Neger auf Freiheit verkündigt worden, ist es ein Verbrechen, sie ihnen länger vorzuenthalten. Er trug seine Meinung einem Freunde und dieser der gesetzgebenden Versammlung vor; es gab eine große Aufregung, aber die Wahrheit drang endlich durch; und man hatte das erfreulichste Resultat, das sich denken läßt.

Die Befreiung ging ohne alle Erschütterung vor sich; das Verhältniß der Weißen und Schwarzen hat sich nur verbessert, die Arbeit sich gesteigert, die Production sich vermehrt, die Verbrechen sich verringert, die Strafen sich bis zu einem selbst in Europa unerhörten Grade humanisirt; und alles dies in Folge des Einen freien und vernünftigen Entschlusses, der Gerechtigkeit ganz und augenblicklich zu gehorchen.

Bei Gelegenheit der humanisirten Gesetzgebung und Strafmethode auf Antigua, sagt Schölcher: „Man weiß jetzt durch die Philanthropen, daß das

Gesetz den Schuldigen nicht strafen, sondern bessern soll. Ist ein Mensch ein Verbrecher, so ist er es aus Irrthum, man muß ihm also seinen Irrthum zeigen, nicht ihn brutal züchtigen, und ist dieser Satz wahr, so ist dem Verbrecher den Kopf abschneiden mehr als ein Act der Barbarei, es ist ein Act der Dummheit."

Schölcher ist nach der Erfahrung auf Antigua für die unmittelbare und gänzliche Abschaffung der Sklaverei, und hat den französischen Kammern dies jedesmal, wenn die Frage wiederkehrte, aber leider bis jetzt vergeblich zu Gemüthe geführt.

Immer werden es aber zuletzt die Neger sein, welche mit harter Arbeit und furchtbaren Leiden diese schönen Länder erwerben und wo sie am grausamsten leiden, dort am ersten. Auf Jamaica hat der Druck sie weiter gebracht, als auf Antigua die Milde; die furchtbaren Katastrophen von Haiti haben die ganze Insel, dieses Paradies der Welt, in ihren Besitz gebracht. Sie wissen ihn nicht zu benutzen? Man sagt es. Schölcher ist andrer Meinung, und wenn sie es nicht wüßten, sie sind frei, und besser ein Wilder in der Freiheit, als ein Sklave in der Civilisation.

Ich gestehe es, erst durch Schölcher habe ich den neusten Verlauf der Haitischen Angelegenheiten verstanden und die unwissende Verzweiflung an den Schwarzen aufgegeben. Schölcher giebt uns die Gewißheit, und die neusten Ereignisse bestätigen seine Ansicht, daß die Civilisation auch ohne die Europäer sich wieder ermannen wird, seitdem in der Regierung die ächten Neger an die Stelle der Mulatten getreten sind.

Die Gewalt ist der Typus, den die Geschichte dieser Insel seit der Entdeckung durch die Europäer annimmt. Das idyllische Volk der Indianer wurde vertilgt. Die Flibustier nehmen die Insel ein. Dieser Antheil wird der französische. Man schickt ihnen Weiber aus dem losen Volk von Paris, über welches die Polizei disponirte. Erst 1728, wo die Insel förmlich Domaine des Staats wird, beginnt hier der afrikanische Sklavenhandel. Domingo hebt sich durch den ruchlosesten Verbrauch von Menschen so sehr, daß es 1789 mit 700,000 Sklaven die Producte für zwei Drittel des ganzen auswärtigen Handels von Frankreich hervorbringt. Ein mäßig alter Mann hat den Anfang und das Ende dieses Flors sehn können.

Aus einem Zeitgenossen der Blüthe dieser menschenmörderischen Civilisation führt Schölcher an: „Jeder französische Colonist lebt wie ein Fürst auf seinem Gut in einem prächtigen Hause, geziert mit Geräthen, die viel schöner sind, als wir sie in den Palästen unsrer Gouverneurs finden; sie führen einen reicheren Tisch, als unsre Großen, ihre Alcoven und Zimmer sind herrlich überspannt und mit reich überzogenen Betten für ihre Freunde oder für Reisende versehn. Barbiere und Perrückenmacher stehn zu ihren Diensten und ordnen ihre Toilette. Dazu haben sie drei oder vier Kutschen, mit denen sie sich zu einander begeben und ins Schauspiel der nächsten Stadt fahren, wo sie dann zusammenkommen, üppig leben und sich von den Neuigkeiten aus Europa unterhalten."

Außer diesen Pflanzern gab es kleine Weiße, Mulatten und Schwarze. Die Mulatten sind freigelassene Sprößlinge der Pflanzer und besitzen beim Ausbruch der Revolution ein Drittel des beweglichen und ein Viertel des unbeweglichen Werthes der Insel. Die Revolution bewegt die vier Klassen im verschiedensten Sinn.

Die Herren von Land und Leuten verstanden

wie überall, so auch hier, unter Freiheit nur Unabhängigkeit (vom Mutterlande), nur die blieb ihnen zu wünschen übrig.

Die kleinen Weißen verstanden unter Freiheit die Gleichheit (mit den Großen), das Wort des Bürgers: sie wollen nicht nur einige, sondern alle politischen Rechte.

Die Mulatten, die sich excludirt fühlten, verlangten überhaupt politische Rechte. Sie waren nur bürgerlich frei, wie jetzt die Preußen.

Die Schwarzen endlich lernten bei dieser Gelegenheit das Wort des Sklaven, die Freiheit im prägnanten und eigentlichen Sinn, aussprechen. Sie besannen sich zu Menschen. Man hatte sie bisher in einem so viehischen Zustande erhalten, daß sie die Freiheit weder zu wünschen, noch zu denken wagten. „In ihrem Herzen liegt die menschliche Würde im tiefsten Schlaf und erwacht erst bei dem Waffenlärm ihrer Herren. Die Echo's der Freiheit wiederholen sich unabhängig von dem Willen derer, die ihren Ruf erheben."

Die ersten und die letzten Märtyrer in dem blutigen Drama, welches jetzt beginnt, werden die Mu-

latten. Als die Nationalversammlung 1790 alle Freien für politisch berechtigt erklärt, wagt der Gouverneur das Gesetz nicht auszuführen, denn die Colonisten haben zwei Mulatten blos wegen Petitionen um politische Rechte grausam hingerichtet. Endlich, nachdem die kleinen Weißen sich dem Gouverneur und den Truppen angeschlossen, erleiden die Colonisten eine Niederlage. In der Verwirrung, die hieraus folgt, fliehen viele Sklaven in die Wälder. Bukmann, ihr erster Anführer, begeistert sie mit einer prophetischen Rede und der Schwarm bricht in die reiche Ebene des Caps unter dem Ruf: Rache! Rache! Die Sklaven ziehn siegreich ein in die Sitze des Luxus und Despotismus, die sie selber gebaut, und werfen die Feuerbrände in das Werk ihrer Hände, das sie verwünschen. Nun rücken die Colonialtruppen heran. Die Neger werden geschlagen man verfolgt sie unmenschlich. Bukmann fällt. Aber die Grausamkeit treibt neue Banden in die Wälder, mit denen Jean François und Biassou ein Schrecken der Insel wurden. Endlich, als die Spanier, vereinigt mit diesen Banden, von der Landseite, die Engländer, verbunden mit den Pflanzern, von der Seeseite anrückten,

und der Conventsdeputirte Sonthonax keine andre Rettung, als durch die Schwarzen sah, proclamirte er in Einverständniß mit mehreren Colonisten, die dem Mutterlande treu geblieben waren, die Freiheit aller Neger, die unter die Fahnen der Republik treten würden. Die Engländer suchten nun die Insel zu erobern. Die Spanier, wie gesagt, hatten die Banden von Jean François und Biassou in Sold, unter ihnen war Toussaint Louverture Oberst, als Sonthonax die Freiheit proclamirte. Toussaint bewog 5000 Neger, ihm zu den Fahnen der Republik zu folgen.

Hier ist nun der Ort, wo die Civilisationsfrage sich anknüpft. Die Gesellschaft war in der vollkommensten Auflösung, und die Conventsdeputirten mußten darauf denken, zugleich den äußern Feind zu schlagen und die innere Ordnung wieder herzustellen. Die Engländer nahmen die Städte und Forts an der Küste. Polverel, der College von Sonthonax, kam also auf die Idee, daß man sich auf dem Lande durch Wiederherstellung der Cultur halten und mit neuen Mitteln versehn müsse. Er publicirte im Mai 1794 ein Culturreglement, dessen Prin-

cip die Association der Eigenthümer und der Arbeiter ist. Den Arbeitern gehört der vierte Theil des Bruttoertrags. Die Arbeit wurde darauf sogleich wieder aufgenommen, was die Schwarzen ohne Besorgniß thun konnten, denn am 4. Februar 1794 hatte der Convent die Abschaffung der Sklaverei in allen Colonieen beschlossen.

Zugleich ging der Krieg fort. Toussaint schloß die Engländer immer enger ein und vertrieb sie zuletzt aus allen ihren Positionen. Am Fieber und in den Schlachten sollen sie 45,000 Mann verloren haben. Die Expedition hatte ihnen 7500 Millionen Franken gekostet.

Sobald der Krieg beendigt war, machte sich Toussaint an die Weiterführung des Polverelschen Culturplans. Er wollte die Freiheit und zugleich die Wiederherstellnng der alten Blüthe, deren Erinnerung ihn reizte; aber er verfuhr zur Erreichung dieser Zwecke mit einer eisernen Tyrannei. Diese entfremdete ihm viele Herzen, und als nun auch noch sein Nebenbuhler im Süden, der Mulatte Rigaud, sich auf seine Raçe zu stützen suchte, wurde damit der Grund zu der Raçenfeindschaft und in Folge derselben zu der furcht-

baren Versunkenheit gelegt, aus der erst die letzten Revolutionen, die 1844 und 1845 gegen Boyer und sein Demoralisirungssystem losbrachen, die Republik wieder erheben werden. — Toussaint siegte über alle seine Feinde, auch über Rigaud; aber es war ihm nicht vergönnt, trotz der Vernichtung Rigauds und der Bändigung der Mulatten, der Besiegung der Engländer und Spanier, der Amnestirung und Zurückberufung der Colonisten, der Wiederherstellung der Arbeit und der Constituirung der ganzen Insel, sein Werk zu behaupten und zu vollenden. Es trat ein Ereigniß ein, welches die Festigkeit seiner Schöpfung auf die grausamste Probe stellte und ihn selbst die üblen Folgen seiner gutgemeinten Tyrannei, dieses revolutionären Kaiserschnitts, um die Freiheit mit Gewalt hervorzubringen, empfinden ließ.

Die Colonisten in Paris, die nicht unter einem ehemaligen Sklaven leben wollten, bewogen Bonaparte und vor allen Joséphine, die ihre Creolengedanken noch immer im Kopf hatte, ihre Parthei zu ergreifen. Der erste Consul entschloß sich, die Schwarzen zu unterwerfen, die Sklaverei wiederherzustellen und die „Legitimität wieder ins

Leben zu rufen", wie diese Räuber sich ausdrückten, die nichts Geringeres im Sinn hatten, als alle Neger auf Domingo mit Weib und Kindern zu tödten und die Insel von der afrikanischen Küste aus wieder zu bevölkern. Sie sprachen dies in ihren Broschüren unumwunden aus. Bonaparte schickte nach und nach 50,000 Mann von der Armee Moreau's, die er in Europa los sein wollte, unter Leclerc nach Haiti.

Als die Weißen erschienen, zündeten die Generale, die Toussaint treu geblieben, die Städte an und zogen in die Wälder und Berge. Viele aber, und vornehmlich die Mulatten, fielen von ihm ab und Leclercs lügenhaften Proclamationen gelang es endlich, einen Frieden und eine Abdankung Toussaints zu Wege zu bringen. Aber Bonaparte's niederträchtiger Zweck war damit noch nicht erreicht, man überfiel Toussaint auf seinem Landsitz, man schleppte ihn nach Frankreich und ließ ihn in einem feuchten Kellergefängniß zu Grunde gehn, man proclamirte endlich mit dürren Worten die Wiederherstellung der Sklaverei.

Jetzt erhoben sich Mulatten und Neger vereinigt zu einem Krieg auf Tod und Leben: die Städte, die

Pflanzungen, die Häuser, die Bäume, alles wurde zerstört; die Franzosen fanden überall nur die Wüste und ihre brennende Sonne; das Fieber raffte sie hin und sie konnten die Neger in den Wäldern und Bergen nicht erreichen. Die Insel wurde eine Wüste, aber die Weißen auf immer von ihr vertrieben. Weiter, als bis zu diesem Punkte pflegt das Interesse der Europäer an Haiti und seiner Entwickelung nicht mitzugehn. Das ist die Ursache des Mißverständnisses. Denn nun beginnt erst die wahre Lösung des Problems, ob die Unabhängigkeit zur Freiheit werden wird.

Nach mancherlei Schwankungen zwischen den Schwarzen und den Mulatten, war das System der letztern, das Gehnlassen und die Verweichlichung durch Boyer und Petion über das System der Neger, die mehr oder minder Toussaints Verfahren zur Richtschnur behielten und sich dadurch schließlich immer eben so verhaßt machten, als er es gethan hatte, zur Herrschaft gelangt. Was erst zur Erlangung der Herrschaft nöthig gewesen war, das wurde es nun zur Erhaltung noch viel mehr. 60,000 Mulatten sollten 600,000 Schwarze beherrschen. Die

Trennung und das Mißtrauen trat in jeder Hinsicht ein und die gelben Aristokraten sagten sich fortdauernd: „wenn wir nicht eng zusammen halten, werden die Neger uns verschlingen."

Schölcher zeigt, daß Petion und Boyer, die an der Spitze dieser Mulattenaristokratie standen, nicht anders handeln konnten und daß sie systematisch die Kraft lähmen, die Entwickelung hindern und den intellectuellen und den moralischen Mord ausüben mußten, um nur zu existiren. Es ist jedoch Alles umsonst gewesen, die Schwarzen haben sich noch einmal befreit und ein furchtbares Gericht über die Mulatten ergehn lassen; die Neger haben nun das Ruder des Staats noch einmal, gewiß zum letzten Mal erobert. Und man hat gezweifelt, ob die Neger culturfähig wären? Nachdem die europäischen Flibustier des 19ten Jahrhunderts mit Feuer und Schwert ihre Cultur zerstört? Nachdem die Mulatten, in denen das verdorbene Pflanzerblut die gewissenlosesten Herrschaftsmaximen erzeugte, sie um ein halbes Jahrhundert betrogen? Und dennoch werden sie jetzt ihr verwüstetes und viermal erobertes Vaterland und ihr verwahrlos'tes Volk wieder emporbringen. Schölchers Bericht über

den Zustand der Insel, so niederschlagend er sein mag, wird jedem, der ihn lies't, die Ueberzeugung davon geben. Nicht die schwarzen Proletarier, sondern ihre Herren und ihre Herrscher haben den Zustand erzeugt, auf den man mit Bedauern herabsieht, und erst jetzt kommt die Zeit, wo von einem Aufschwung der Neger aus eignen Mitteln die Rede sein kann. Nichts zeugt mehr für die unüberwindliche Macht des Freiheitsgefühls, als die unerhörten Kämpfe und die völlig einzig dastehenden Siege der Neger über die furchtbarsten Armeen Frankreichs und Englands, über die schlauste Verführung, den schwärzesten Betrug ihrer Brüder der Mulatten, ja, über ihre eigne Versunkenheit.

Schölcher sagt von den Sitten und dem Charakter der Neger: „Je mehr man dies Volk studirt, desto mehr wird man für dasselbe eingenommen. Es hat ganz die Eigenschaften der Jugend, eine natürliche und einfache Güte, die bis zur Liebenswürdigkeit geht, eine Heiterkeit, die etwas Närrisches hat und ein außerordentliches Wohlwollen für jedermann. Selbst die Soldaten sind hier freundlich, und wenn sie auf Posten stehn und jemand eine Freundlichkeit erweisen

wollen, so präsentiren sie. Die Naivetät des gesunden Menschenverstandes zeichnet die Neger aus. So geht es ihnen nicht in den Kopf ihre Tage und Nächte irgend jemand, für welchen Preis es auch sei, zu verkaufen."

„Hier, wie in den englischen Colonieen, beklagen sich die Reichen über nichts bitterer, als daß sie niemand finden können, der sie bedienen will."

„Sie sind zutraulich, wie die Kinder, und kennen weder Große, noch Kleine, kommen zu Euch, als wären sie bei sich zu Hause, und denken nicht daran, daß sie lästig werden könnten." — „Giebt einer einen Ball, so muß er Wache vor die Thür stellen, damit nicht alle Welt am Tanze Theil nimmt. Sie begreifen nicht, wie man sie ausschließen könne und das Ende vom Liede ist gewöhnlich, daß sie die verschlossenen Thüren mit Steinwürfen beehren, aber sie schlagen sie nicht ein." „In einem Lande ohne alle Polizei, ohne Patrouillen, ohne Moral, ohne Religion, ohne Erziehung hört man weder von Raub, noch von Mord und in funfzehn Jahren sind Todesstrafen nur in politischen Affairen vorgekommen."

Die Antillen und Haiti sind das lehrreichste Feld für die Forschungen und Versuche über die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft auf ganz neuen Grundlagen. Weder das polizeiliche Verfahren Toussaints, der jeden von Staatswegen zum Fleiß und zur Tugend anhielt, noch das entgegengesetzte System Boyers, der jeden seinem Privatbelieben und seiner Willkür überließ, hat sich als haltbar bewiesen. Vielleicht wird sich Polverels System jetzt mit mehr Milde wiederaufnehmen lassen, da die politischen Krisen alle widerhaarigen Elemente vertilgt haben. Gewiß ist es, die höhere Bildung der Intelligenz und des Gemüths, die wirkliche menschliche Freiheit, ist nur zu erreichen durch die wahre Vereinigung der Gebundenheit Aller mit der persönlichen Selbstständigkeit. Die Gebundenheit der Massen und die Willkür Weniger, wie in der Sklaverei und in den Despotieen, bringt nur eine faule, niederträchtige, ja verabscheuungswürdige Menschengestalt hervor: die Creolen und die Sklaventreiber, den Adel und die Polizeischergen der Herrschenden. Die Gebundenheit Aller dagegen wäre nur partielle Gebundenheit eines jeden, die allgemeine Verpflichtung zu dem gemeinsamen

Zweck ließe eben darum jedem noch den nöthigen Raum für seine Willkür und für die eigenthümliche, nicht zu berechnende und in Anspruch zu nehmende Auslebung seiner Persönlichkeit.

18.

Ledru-Rollin über die Situation der Partheien.

Doch kehren wir zurück von den Antillen nach Paris. Ich wohnte dieser Tage einer Versammlung zur bessern Begründung des zweiten Journals der demokratischen Parthei, der „Reforme", bei. Einer von meinen französischen Freunden, ein Advocat, nahm mich mit und versprach mir, vielleicht werde Louis Blanc sprechen, gewiß aber sollte ich manche interessante Männer sehen. Es war der Salon eines Deputirten, die Einführenden stellten vor, die Bekannten wurden von dem Bedienten vor ihrem Eintritt genannt. Eine ansehnliche Gesellschaft versammelte sich, Männer in Blousen und im Frack, im Winterrock und wie es grade kam; aber es sprachen nur wenige und gut nur Ledru-Rollin. Seine Rede hat mich sehr in-

teressirt, und die Versammlung wurde wiederholt zu lautem Beifall hingerissen. Er hat ein schönes Organ und eine imposante, kühne Figur; beim Sprechen ist er fast zu lebhaft, die Gesticulationen hageln dicht aufeinander, immer von oben herab, nicht als wollte er Eins einprägen und das Andre nur zur Einführung benutzen, nein, es schien, als sollte seine ganze Rede durch und durch, mit Gewalt und ohne Nachlaß eindringen wie ein Sturm und Hagelwetter.

„Es giebt nur zwei Partheien im Lande, so ungefähr sprach er sich aus, die unsrige, welche die Freiheit für Alle will, und die herrschende Klasse, die sie nur für sich will. Diese, die Bourgeoisie, hat lange von der Furcht vor den Massen gelebt und sich darum dem jetzigen System der Beherrschung des eigentlichen Volks (peuple) gänzlich in die Arme geworfen. Dies System, meine Herren, kommt jetzt zu seinen Consequenzen. Die Furcht sind sie los, denn sie haben überall gesiegt, aber durch die Folgen ihrer eignen falschen Principien werden sie niedergedrückt und die Bourgeoisie beginnt die Fehler des Systems einzusehn, weil sie selbst unter ihnen erliegt, weil die Segnungen des Friedens nach Außen und im In-

nern nicht eintreffen, weil der Preis der verkauften Freiheit nicht gezahlt wird. Die Kräfte Frankreichs werden gewaltsam zusammengepreßt und seinen Ideen, seinen Thaten, seinem Ruhme nicht nur, auch seinem Handel sieht es alle Wege versperrt, und dies ist es, was die Bourgeoisie trifft. Blicken Sie um sich, meine Herren, Montevideo wird geopfert, Haiti ist eine Wüste geworden, überall kommt England uns zuvor, Belgien wendet sich Deutschland zu, und selbst in Afrika, wo wir herrschen müßten, ist es England, dem vorzugsweise alle Wege geöffnet sind. Die moralischen und materiellen Niederlagen, welche die Herrschaft des jetzigen Systems begleitet haben, und seiner Natur nach fortdauernd begleiten werden, fangen schon an den Bürger und seine Interessen zu drücken, der Ruin des Handels fällt zuletzt auf ihn, und so erleben wir es denn, daß die Bourgeoisie selbst von ihrem eignen Regiment abfällt. Sie wendet sich nicht unmittelbar zu unsrer Parthei, die sie nicht begreift, nur Einzelne ziehn die große Zukunft des Volkes den kleinlichen Erfolgen innerhalb jenes engen Kreises der Privilegirten vor; aber sie kämpft gegen die Erniedrigung und Erstickung Frankreichs, sie rafft sich auf

und sie bringt den Herzschlag dieser edlen Nation wieder zum Leben zurück.

Worin stimmten die Lenker unserer Schicksale seit 1830 mit der Bourgeoisie überein? In ihrem Glauben an das Geld. Worin sind sie jetzt sehr verschieden daran? In ihren Erfahrungen über denselben Gegenstand. Die Haltung der Kammer und die Stimmung der Nationalgarde belehren uns hinlänglich über die eingetretene Veränderung. Die Auflösung des Bourgeoisieregimentes durch sich selbst, bereitet dem Princip der Demokratie, der universellen Freiheit und der edlen muthigen Politik die Stätte. Die Zukunft gehört dem Volke. Es ist aber nicht vernünftig, daß irgend einmal durch einen ganz besondern Glücksfall das Volk in seine Erbschaft eingesetzt werde; die Parthei des Volkes muß mit Bewußtsein handeln und weder ihre Gegenwart, noch ihre Zukunft dem Zufall und dem Glück anheimstellen. Es sind große Fehler gemacht, gewaltige Niederlagen erlitten, schöne Kräfte vergeudet worden. Alles das ist zu vermeiden und es kann nicht besser vermieden werden, als durch reifliche und mehrseitige Discussion unserer Principien und wahren Interessen. Die Befestigung

von Paris, der größte Fehler unserer Parthei (ohne den National wäre sie nie durchgesetzt worden) muß uns zur Warnung dienen. Wir brauchen daher ein zweites großes Organ, wir dürfen keine Anstrengung scheuen, es zu sichern und seinen Einfluß auszudehnen. Ein Organ kann die Parthei nicht ausdrücken, am allerwenigsten die größte von allen Partheien, die unsrige. Und erst wenn sämmtliche Organe einer Parthei übereinstimmen, darf man darauf rechnen, daß die ganze Richtung und das Gewicht einer großen Masse auftreten wird, erst dann werden Uebereilungen vermieden und abentheuerliche Kämpfe ohne Sympathie unmöglich gemacht. Haben die Consequenzen des officiellen Systems seinen Untergang vorbereitet, so ist es doppelt nothwendig, daß die Consequenzen der demokratischen Principien, nämlich das politische Hervortreten der populären Parthei in ihrer ganzen Ausbreitung, ihren Sieg vorbereiten. Das ist es, wozu wir jetzt durch Ausbreitung und bessere Begründung unsers Journals, der „Reforme", einen Schritt thun müssen, damit wir uns in den Momenten, wo gehandelt werden muß, nicht unvorbereitet und rathlos finden."

Merkwürdiger Weise haben die Ereignisse durch die völlige Spaltung der conservativen Politiker in zwei feindliche Lager diese Kritik, die weit vor die Adreßdebatte fällt, glänzend und schnell bestätigt; und man muß sich wundern, wie die Regierungsparthei auch nur die Sitzung von 1845 hat zu Ende führen können, ohne daß eine weitere Auflösung erfolgt ist.

So wenig dies Ereigniß die Opposition überraschte, so unerwartet war es den Conservateurs, sie sprachen den Tag vor ihrer Niederlage oder Lähmung, wie man sich ausdrücken will, von dreißig bis vierzig Stimmen Mehrheit, Rothschild hatte das Diner zur Feier des Sieges in Bereitschaft, aber nur den fremden Diplomaten hat es geschmeckt, Guizot und seinen Collegen war über dem Plötzlichen und Kläglichen, was in dem ganzen Vorfalle lag, aller Appetit vergangen, Guizot erschien nicht zum Essen.

Selbst Rothschild (der eine zu bedeutende Rolle in der jetzigen Politik, wenn auch immer nur von ferne, spielt) hatte sich über die Macht des Geldes getäuscht, und wenn seitdem das Ministerium Guizot noch fortlebt, so ist es auf dem Boden eines Vulcans, dessen Schlund es eben mit seinen Füßen zu verschließen

denkt. Die Principien, die Gedanken und wären sie so falsch, wie sie den Conservativen erscheinen, haben wieder einmal über alle Herrlichkeiten und Realitäten dieser Welt gesiegt, und höhnisch fragen die Gegner des gelähmten Systems: „womit wollt ihr kämpfen? denkt ihr, daß die Börse euch vertheidigen wird? Geht, bei allem Gelde seid ihr banquerott an Sympathie und werdet es immer mehr!“

Indessen ist die Sache so mit zwei Worten nicht abgemacht, und die Opposition urtheilt einseitig, wenn sie in dem jetzigen System nichts als ein reines Geld- und Corruptionssystem erblickt. Die Reichen herrschen über die ungeheure Majorität des Volks, und ihre Stellung hat allerdings einige Aehnlichkeit mit der Stellung Boyers und der Mulatten zu den Negern; aber der Kampf beider Seiten, der Reaction und der Revolution, der Conservateurs und der Opposition bewegt sich auf dem Boden der Freiheit. Die Presse, die Debatte, die Wahlen, die Jury, das öffentliche legitime Leben der Partheien, die Wissenschaft und die Kunst, die Civilisation und die Geschichte Frankreichs sind für beide die gleichen Prämissen, eine mächtige Bildung und ein heroischer Instinkt des Volks ihr

Element. Es ist nicht zweifelhaft, die Opposition hat eine außerordentliche Majorität im Volke und in den Journalen, die Conservateurs sind durch ihre letzte Niederlage fast zum Gelächter geworden, „ces imbecilles de conservateurs, sagte ein alter General, dans ce moment ils peuvent tout, parceque le ministère ne se saurait passer d'une seule voix;“ es ist deshalb auch mit der größten Sicherheit auf einen Aufschwung zu freieren Maximen zu rechnen; aber so wenig Journale die Conservateurs haben, so imposant ist ihre politische Presse durch den Reichthum der Materien, die Kenntniß des Auslandes und die Vertretung des unmittelbaren Möglichen, wie dies Alles in den „Débats“ erscheint. Die „Débats“ geben der Opposition ein Beispiel, welchen Einfluß die Presse durch Concentration der Kräfte und durch richtige Schätzung der jedesmaligen Situation gewinnen könne.

Wüßte sich z. B. der „Siècle“ eine solche Redaction und so viel Sachkenntniß zu erwerben, als das „Journal des Débats“ hat; welchen Mittelpunkt müßte er bei seiner ungeheuren Verbreitung abgeben? Aber vielleicht ist es grade seine jetzige seichte Haltung, die ihm seine große Ausbreitung verschafft; und dann

bewiesen allerdings seine 40,000 Abonnenten nicht für, sondern gegen das geistige Gewicht der Opposition. Das charaktervollste Blatt ist der „National", nur wird er etwas grämlich, weil sich die Entwickelung so lange hinaus schiebt und er nicht genug junge Kräfte an sich zieht, um neues Leben in den Kampf zu bringen. Meisterhaft und oft vollendet sind die Premiers Paris von Marrast, vornehmlich bei interessanten Kammersitzungen.

Kann dem „Journal des Débats" kein einzelnes Journal der Opposition die Wage halten, so sind ihm alle zusammen weit überlegen, und so wie Frankreich eine Regierung der Majorität und im Sinne seiner Revolution erhält, werden alle Voraussetzungen der Opposition richtig und alle Weisheit und Kenntniß des Auslandes, auf denen die jetzige Politik ruht, falsch sein. Die Politik Frankreichs würde alsdann den Charakter der nordamerikanischen annehmen und Alteuropa durch eine Verwandlung des Poltrons in einen festen Mann nicht wenig außer Fassung bringen.

Die Vereinigung aller Partheien und Nuancen der Opposition, wenigstens der gleichartigen Opposition ist auf den Todestag Louis Philipps von allen

Seiten projectirt, discutirt und bis auf einige Kleinigkeiten von Differenzen festgesetzt. „Am Todtenbette Louis Philipps werden sich alle Partheien (der Opposition) ein Rendezvous geben," und zwar wird unmittelbar ein neues System, allgemeines Stimmrecht und totale Abdankung der abgenutzten Kammern, in Antrag gebracht werden, und die Durchsetzung dieses Antrags wird man nicht durch einen Handstreich in Paris, sondern durch Pronunciamento's der Provinzen projectiren. Dieser Plan war nicht sehr gefährlich, so lange die Conservateurs und die Bourgeoisie, die Nationalgarde und das System einig waren; seitdem aber durch die Auflösung der herrschenden Parthei alles Gewicht des gegenrevolutionären und friedlichen Systems in die Person des Königs gefallen und die Progressistenparthei die nationale geworden ist, wird der Tod des Königs die Lösung des Problems. Nach ihm muß jeder, der regieren will, so gut wie er es auch mußte, mit der Majorität anfangen, und es ist gewiß, daß die Majorität diesmal nicht mit der Acclamation der Masse und der Zustimmung der alten Deputirtenkammer erlangt werden kann.

19.

Die Reaction.

Die Conservateurs wollen zum Theil weder die Reaction, noch die Jesuiten; viele sind Voltairianer für ihre Person und wenn sich die Jesuiten als die Verkörperung ihres Princips ihnen vor die Augen stellen, so erzürnen sie sich, wie das „Journal des Débats". Einer von ihnen, den ich öfter besuchte, entließ eines Morgens seine beiden Söhne mit einem jungen Pfaffen zugleich, als ich hereintrat. Es war Sonntag und ich fragte ihn: haben denn die Jungen heute nicht frei? „Ja wohl! aber ich schicke sie in die Kirche; junge Leute müssen Religion haben." Sie schicken sie? warum nehmen Sie sie nicht selber mit? „Weil ich nicht hineingehe. Wir haben Principien und Charakter, wir brauchen keine Religion; aber die Kinder, die Weiber und die Massen, die kommen ohne Religion nicht aus." — Kennen Sie den Satz von Göthe: „„Wer Wissenschaft hat, der braucht keine Religion, wer keine Wissenschaft hat, der habe Religion."" — „Der ist mein Mann, alles was ich von ihm kenne, gefällt mir sehr." — Aber glauben Sie

nicht, daß man die Wissenschaft allgemein machen könne, so wie Sie ja ihre Kinder selbst aus der Religion herausziehn, indem Sie sie in die Wissenschaft einführen lassen? — „Es kommt darauf an, wie weit sie's bringen." — Sie sind eigentlich kein rechter Conservateur; aber Sie sind ein Staatsmann und es ist wahr, Sie sind, wie Guizot, für den Katholicismus, nicht weil er wahr ist, oder weil Sie selbst Katholik wären, sondern weil der Katholicismus existirt; ich glaube, Sie würden auch die Schlangen conserviren, wenn es eine solche Landplage in dem schönen Frankreich gäbe. — „Sie thun uns Unrecht, politisch muß man vieles sein, was man persönlich nimmermehr wäre. Guizot ist ein großer Mann, weil er die Situation versteht und nichts unternimmt, was ihr widerstreitet; alle seine Pläne sind Möglichkeiten, darum setzt er sie durch, er will die freie geistige Bewegung, zweifeln Sie nicht daran, aber er will nicht mit dem Kopf durch die Wand. Guizot und sein System sind jetzt das einzig Mögliche." — Und doch sind so viele Möglichkeiten unterblieben und so viel Unmögliches ist gemacht worden, ich nenne Ihnen nur die unterbliebenen Eisenbahnen und die

unternommenen Befestigungen von Paris. — „Die Befestigungen hielt ich ebenfalls lange Zeit für gefährlich, die Eisenbahnen halt' ich noch dafür." — In der That! — „Die Befestigungen, dacht' ich zuerst, überstiegen unsere Geldkräfte, ich sehe jetzt, daß wir sie bezahlen können. Auch fürchtete ich, der Pöbel von Paris würde sie in Zeiten der Gefahr besetzen und dann der guten Parthei vollends überlegen sein, er hat Frankreich schon einmal mit Paris terrorisirt; jetzt aber fürcht' ich nicht mehr, daß die Festungswerke nicht von den Unsrigen zu behaupten wären." — Und die Eisenbahnen? — „Werden Paris immer mehr zum einzigen Mittelpunkt aller Bewegung, alles geistigen und alles industriellen Verkehrs machen; und die Sitten von Paris werden durch sie in alle Winkel des Reichs verbreitet werden." — Und alles das halten Sie für schädlich? — „Für verderblich." — Und doch werden die Eisenbahnen jetzt gebaut. — „Man kann dem Schwindel nicht widerstehn." — Merkwürdig! denn lassen Sie uns einmal resumiren. Sie wollen die Religion, aber Sie erziehn ihre Söhne zur Wissenschaft; Sie möchten die Centralisation Frankreichs in Paris aufheben und befestigen es gegen die De-

partements: wer die Bastillen auch hat, er centralisirt, indem er von ihnen aus herrscht; und die Eisenbahnen, die nicht gebaut werden müßten, werden gebaut. Sollte man nicht sagen, Sie conservirten überall nichts anders, als die Revolution! — „Nichts ist revolutionärer, als die Dialektik. Grade die fehlt uns noch, und ich sehe wohl, ich muß mich vor Ihnen in Acht nehmen, sonst überzeugen Sie mich noch, daß ich ärger als Voltaire und Diderot bin.“ — Also, wie Göthe sagt, ein anderes Gespräch, Liebetraut! — „Selbander werden wir die Politik nicht los; gehn wir also zu den Damen.“

Aber hier kamen wir vom Regen in die Traufe. Die Damen waren in großer politischer Aufregung. Vergebens suche man den Anstand bei Hofe wieder herzustellen, es habe sich alle Tradition davon verloren. Gestern sei Madame Th.... im Salon der Königin erschienen und habe sich mit einer Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit in den Armstuhl geworfen, als säße sie an ihrem Kamin, fast wäre sie eingeschlafen. — „Vielleicht ist es hohe Politik, sagte mein Wirth, man will das Königthum demüthigen.“ Ganz gewiß ist es ungezogen, erwiederte die Dame hef-

tig; hätte man sie nicht hinausführen können? — „Das wäre unpassend, es wäre sogar unmöglich gewesen; der König hat mehr Rücksichten zu beobachten, als ein Privatmann; er ist daher am meisten ausgesetzt und am wehrlosesten gegen Unschicklichkeiten. Die alte Etiquette muß durch Gewandtheit, oft durch Geduld ersetzt werden."

Es wurden nun mehrere Beispiele erzählt, wie der König unpassenden Anreden gewandt ausgewichen wäre und wie er seinen Salon zu dirigiren wisse. Man fühlte einen gelinden Luftzug von Versailles; aber ich blieb unempfindlich gegen ihn und murmelte in den Bart: Also nicht einmal das alte Königthum können sie wieder erreichen! — „Nicht einmal!" rief erschrocken die Dame, und mein conservativer Freund, um den Frieden zu erhalten, drohte mir mit dem Finger, und sagte: „Wo die Frauen Parthei ergreifen, verstehen sie keinen Scherz." — Sagt Göthe, setzte ich hinzu. — „Sagt er auch das? rief er aus, nun so will ich ihn nicht weiter lesen, man riskirt seine Eigenthümlichkeit dabei."

Als ich aufbrach, begleitete er mich. „Sie müssen unangenehm berührt werden von den vielen Er-

scheinungen, welche an die alte Zeit erinnern, fing er an, und ich wundere mich nur über Ihren Humor dabei. Wir gehn reißend schnell und ich gesteh' es Ihnen, wenn das so fortgeht, so wird die ältere Linie wieder möglich. Nur Eins, woran mich grade die Kapelle Ludwigs XVI. hier erinnert, halten Sie es für möglich, daß der Hof am Todestage Ludwigs XVI. mit dem Adel der Faubourg St. Germain Trauer angelegt und nicht empfangen hat?" — **Mingit in patrios cineres.** Ich bin neugierig auf seine Memoiren; er hat doch viel mitgemacht, wenn er nur nicht die ganze Revolution überschlagen hätte! Doch ist diese Reaction nicht darnach, um den Humor über ihr zu verlieren. Ihr Franzosen seid darin sehr zu loben, daß ihr eure Absichten und Verhältnisse jederzeit sehr deutlich macht. Jede Parthei tritt scharf hervor und selbst ganze Epochen tragen ihre Devisen an der Stirn und sprechen in ihnen ihr Schicksal aus. Nehmen Sie nur die Umschriften ihres Geldes. Als Napoleon's Usurpation auf den Münzen hervortrat, war der Aufschwung Frankreichs in Gefahr, er fühlte es wohl und schrieb um seine Münzen: **Dieu protège la France!** Der Heuchler wußte freilich, daß dies schon

zu spät war, denn Gott hätte Frankreich gegen ihn schützen müssen, und dieser Fehler war schon gemacht. Aber sagen Sie, kann man deutlicher sein Schicksal aussprechen? Eben so die Bourbons, als sie die Lilien und alle ihre Dummheiten wieder mitgebracht hatten, schrieben sie wieder auf die Münzen: **roi de France**, und um ihren Rand: **Domine, salvum fac regem!** Herr, rette den König! d. h. der König ist in Gefahr! Es handelte sich nur um den König, und es ist wahr, hätte der Herr als Irrenarzt einschreiten und die fixe Idee des **roi de France** kuriren wollen, der König wäre außer Gefahr und gesund wie ein anderer Mensch gewesen. Der Geisteszustand dieser Menschen spricht sich nicht nur in ihren Zügen aus, sie klagen ihn in der Umschrift ihrer Thaler so lange sie leben aller Welt. Dieser Fehler war schon bei ihrer Geburt gemacht, es war ihr Schicksal, ein öffentliches Geheimniß! — Die Usurpation Louis Philipps stellt nun das Verhältniß Napoleons wieder her. Gleich erscheinen auch dieselben Devisen. Wenn man diesen Polyphemskopf ansieht, so sollte man fürchten, er würde Frankreich verzehren. Es handelt sich wieder um das Schicksal Frankreichs. Es ist in Ge-

fahr. „Die Freiheit und ihre theuersten Interessen stehn auf dem Spiel, nehmt euch vor mir in Acht!" Das ist die Devise der Epoche; sobald man sie von beiden Seiten vollständig realisirt hat, tritt eine neue Epoche ein, und ich fürchte nicht, daß ihre Devise minder deutlich ausfallen werde, als die der bisherigen, eben so wenig fürchte ich, daß man aber nichts wirklich Neues erfinden, sondern nur zum Irrenhause der alten Bourbonen zurückkehren werde. — „Vielleicht sind wir weniger erfinderisch, als unruhig, sagte er. Das Geschmacklose überfällt uns in Ermangelung des Neuen; ich erschrecke, wenn ich diese verwünschten Roccocosachen sich unter die einfachen Formen des griechischen Stils drängen sehe. Ich bin auch hierin conservativ und sehe in der jetzigen Mode nur das ohnmächtige Gelüst, nicht die wirkliche Kraft der Neuerung!" — Sehn Sie, wie wir im Grunde übereinstimmen! auch will das Roccocounwesen nicht recht fassen, es verschwindet schon wieder. Die Schwanzperücken locken umsonst in den Läden einiger exaltirten Friseurs, und die Puderköpfe junger Damen sind offenbar voreilig zum Vorschein gekommen; eben so die leichtfertigen Kleiderschnitte,

welche sogar die Knospe der Brust wieder entblößen, wie unter Ludwig dem XV. Eher wird die prüde Tracht und die strenge Sitte sich noch steigern. Diese sind im System, die Puder- und Frivolitätsexcesse scheinen mir dagegen legitimistische Opposition zu sein. — „Es giebt gewisse Formen, die man nicht verlassen kann, ohne dem Unsinn und der Unsittlichkeit anheimzufallen, sagte mein Begleiter, dies spricht für mein Princip." — Ich conservire mit Ihnen die Formen der Vernunft und Natur.

Unterdessen waren wir bei der Madelaine angekommen, ich wies auf den griechischen Tempel und seine reinen Formen; wie hat man sie mißbraucht! rief ich aus, und führte ihn zu den unglücklichen Heiligen, die Thiers in die Nischen rund um das Gebäude hat setzen lassen, als er Minister des Innern war.

Er gab mir zu, daß diese Heiligen alle ohne Ausnahme unnatürlich, verschroben, kurz entstellte Menschen wären; „aber, setzte er hinzu, Sie werden nicht sagen wollen, das Christenthum sei unfähig, wirkliche Kunstwerke hervorzubringen. Sie müßten Raphael und alle die großen italienischen Meister läugnen."

Das brauchte ich noch nicht zu thun. Raphael aber war ein Verehrer der Alten und was Reines und Schönes in seinen Compositionen gefunden wird, ist grade das Rationale und Humane. Die Mutter mit dem Kinde an der Brust ist wahrlich keine Jungfrau und das Kind, wenn es ein wirkliches Kind bleibt, kein Christus. Wo es aber einen überkindischen Ausdruck erhält, wo es dem Johannes oder den Gläubigen Audienz giebt, wo es strenge und aberweise aussieht, wie auf dem Arm der Sixtinischen Madonna, da wird selbst Raphael unnatürlich, und das ist der Fehler des christlichen Princips, das Widernatürliche. Jeder christliche, jeder fromme Blick ist seelenlos. Das klügste ist die Augen niederzuschlagen, sie zu verdrehen ist nur eine halbe Maßregel. Wie mit den Augen, so ist es mit jeder Gebehrde. Vom Knieen bis zum Aufblicken in den Himmel mit rückwärtsgeworfenem Kopfe giebt es keine fromme Gebehrde, die den Menschen nicht verunstaltete. Alle Gegenstände der Heiligenmalerei, die nicht etwa auch unbefangen und einfach menschlich genommen werden können, sind daher Carricaturen. Sie können schön gemalt sein, wie die von Correggio, aber die Energie

der Carricatur wird dadurch nur erhöht; es gehört eine große Verbildung dazu, Correggio's Figuren ernsthaft zu nehmen, und es wird eine Zeit kommen, wo man selbst die milderen und der Wahrheit näherstehenden Heiligenbilder, ja die allermenschlichsten, die von Raphael und Murillo nicht mehr rein finden wird von Geschmacklosigkeit und Verzerrung. Uebrigens fühlen selbst die verblendetsten Kunstjünger sehr gut, worin Raphael's und Murillo's Größe zu suchen ist, und sie würden dieselbe Energie und Wahrheit der Natur gerne anwenden, wenn sie es nur vermöchten. Aber man erschrickt vor dem bösen Zeitgeist, wenn man auf den Ausstellungen diese Legion von Heiligenbildern sieht; die Masse läßt sich hinreißen von den Trompetenstößen der Reaction und von dem Aberglauben, die großen Maler wären groß, weil sie Heilige, nicht weil sie die Heiligen unheilig gemalt hätten. — „Ich verstehe wenig von diesen Dingen, aber ich sehe wohl, Sie schwimmen auch hier gegen den Strom." — Gefallen Ihnen die Nonnen und die Mönche, die Costüme, das Behaben, die Tonsur, oder empört Sie der Anblick dieser finstern Züge der frères ignorantins und ähnlicher Gesellschaf-

ten, welchen wir im Faubourg St. Germain begegnen? — „Ich würde den Frack auch gegen dieses Roccoco conserviren, und finde allerdings eine drohende Gefahr in dem Ultramontanismus und seiner unverschämten Aufdringlichkeit. Wir wollen die Religion, wie ich Ihnen gesagt habe, aber wir werden es am Ende nicht dulden können, daß man ihre Excesse wieder herstellt."

Hier trennten wir uns. Er ging in eine Bureausitzung der Deputirtenkammer, um das Ministerium Guizot aufrecht zu erhalten, wozu jede einzelne Stimme nothwendig war; ich setzte meine Entdeckung der Manifestationen reactionärer Gelüste, die mitten in Paris pikanter, als irgendwo sein müssen, fort.

Da es grade Sonntag war, fuhr ich in die Kirche Notre-Dame und hörte die Predigt des Dominicaners Lacordaire an. Hier hatte ich die Blüthe der christlichen Bewegung. Die Kirche war weithin gefüllt, aber freilich nicht voll, man miethete sich Stühle, Gläubige und Kritiker, Neugierige und Schöne, alles saß durcheinander; und die Stimmung, daß er schön spreche, ein Beifallsgemurmel in den Pausen, war allgemein. Man findet den Bürgerstand in Masse

hier; Arbeiter und niedere Klassen gar nicht; die Anknüpfung der Geistlichkeit mit dem Proletariat ist wiederholt versucht worden, aber gänzlich mißlungen. Der Pater Lacordaire suchte uns mit Vernunftgründen zu beweisen, daß die Wahrheit der Religion breiter, höher und wahrer (plus large, plus haute, plus vraie) wäre, als die Wahrheit der Wissenschaft, ein seltsames Unternehmen, und, wie gesagt, er war glücklich darin, ja, er vergaß das Gewagte seiner Position so gänzlich, daß er am Schluß seiner Rede die Philosophen folgendermaßen anredete: „Eure Erfolge habt ihr gehabt, die unsrigen kommen nun an die Reihe. Seht diesen Tempel an! Vor funfzig Jahren hattet ihr seine Heiligen zerschlagen und seine Altäre umgestürzt; wir haben sie wieder aufgerichtet, gebt uns noch funfzig Jahre, und wir wollen sehn, wo ihr mit eurer Philosophie geblieben seid, Frankreich ist katholisch und die Welt wird Frankreich folgen!"

Welche Dummheiten, aber er ist ein Patriot, sagte mein Nachbar und machte seine Schreibtafel zu. Er berichtete über die Predigt.

Könnten die Jesuiten und die übrigen Pfaffen es in der Deputirtenkammer und in dem politischen

Frankreich so weit bringen, als sie es bei einem Theil des Hofes und Ministeriums gebracht haben; so würden sie noch früher todtgeschlagen, als es jetzt wahrscheinlich geschehen wird. Sie spielen ein verwegenes Spiel; denn sie sind die Spitze der Reaction und werden bei jedem Sturme von den Massen verfolgt, von den Conservateurs preisgegeben.

Nach dem Thiersschen Bericht werden Sie in der Unterrichtsfrage den Kürzern ziehn, sagte ich einmal zu einem Pfaffen, als diese Sache grade verhandelt wurde. — „Allerdings wohl,“ meinte er. — Und an ein Vordringen in die politische Sphäre ist für Ihre Parthei nicht zu denken. — „Wir suchen die künftige Generation für den Glauben zu gewinnen und Sie werden zugeben, daß wir große Fortschritte machen, besonders beim weiblichen Geschlecht.“ — Hoffen Sie darauf nicht, die Männer werden eher wieder eine Revolution machen, als bis die Reaction dieses ferne Ziel erreicht hat; und dann sind Sie verloren. — „Ich für mein Theil, erwiederte er, wäre nicht in Verlegenheit, wenn die Functionen aufhörten, die ich jetzt besorge; ich würde in profanen Wissenschaften unterrichten oder mich zur Industrie wenden. Jetzt

aber, wo die Messe so gesucht und die heiligen Handlungen so reichlich honorirt werden, wo die Reichen selbst die Ablässe in Fastenzeiten wieder lösen und theuer lösen, jetzt wäre es thöricht an der Religion zu verzweifeln und ihren Dienst aufzugeben."

Seltsames Volk das! dachte ich bei mir selbst. Sogar die Pfaffen glauben nur an ihren Kram, weil er noch geht, und er geht noch, weil sie ihn wieder zu Markt bringen. Alles hat seine Politik. So soll der König, der notorischer Weise an nichts glaubt und innerlich dem 18ten Jahrhundert vollkommen treu geblieben ist, bei Gelegenheit der Vertreibung der Redacteure des deutschen Blättchens „Vorwärts" geäußert haben: „Man muß Paris purificiren von den deutschen Atheisten!" — Die jetzige französische Aufklärung hält sich selbst für gefährlich, wie jener in der Komödie, der ausruft: „Haltet mich, oder ich werde wild!" Und der Katholicismus eilt herzu, um dies seltsame Geschäft zu vollziehn.

Das Banquierviertel von Chaussée d'Antin hat ihm dafür eine goldene Kirche, die Notre-Dame de Lorette gebaut, möglichst geschmacklos, aber golden und elegant. Einen eleganten jungen Pfaffen hörte

ich hier den Banquiers die Unsterblichkeit versprechen; er setzte alle die Fälle, wie schrecklich es wäre, wenn sie es nicht wären, nur das fiel ihm nicht ein zu bedenken, wie schrecklich es ist, daß sie leben und er dazu.

Die Verbindung des Goldes und des Pfaffenthums ist jedermann bekannt, sie springt aber auch mit einer seltenen Unverschämtheit grade in Paris in die Augen. Die goldenen Kirchen vervielfältigen sich, und Klöster, die Millionen kosten, steigen eins nach dem andern aus der Erde auf. Obgleich das Gesetz gar keine religiösen Gesellschaften kennt und anerkennt, obgleich sie gesetzlich gar nichts besitzen oder erwerben können, so besitzen sie factisch viele Millionen. Die Jesuiten, die Capuziner, die Nonnen sind mir in Extrapostkutschen begegnet, ohne Zweifel um das Aufsehn auf den Messagerieen zu vermeiden, und weil es eben am Gelde zu bequemerem Fortkommen nicht fehlt, so oft es sich darum handelt, die Zwecke der großen Verschwörung der Reaction auszuführen.

Aus den niedern Ständen wirbt man die Pfaffen heerdenweise an, besonders auf dem Lande, die **frères ignorantins** und die meisten Abbés tragen den Stempel ihrer Abkunft auf dem Gesicht. Klassisch ist in

dieser Hinsicht Horace Vernets Portrait eines solchen frère, womit er auf der letzten Ausstellung einen großen Erfolg hatte. Das knochichte stupide Gesicht, das einfache Handwerkszeug des einfältigen Mannes, seine Nägelschuh, sein Brettstuhl, sein Tisch, sein Crucifix und die abgebröckelte Wand — Alles charakterisirte den neuen Apostel, wie sie die Verräther der neuen Bildung improvisiren. Viel seltener sind die gebildeten Abbés der vorrevolutionären Zeit; die Literatur, die sonst ihre Domaine war, ist ihnen fast ganz entrissen und die altlegitimistischen Salons, die den Witzreißer und Tischwürzer nicht entbehren wollen, sind meist in großer Verlegenheit und müssen oft von den Bauern, die jetzt als Abbés verkleidet, bei ihnen auftreten, eine Predigt über ihre Verschwendung anhören, wenn sie nach ihrer Art nichts thun, als anständiger Weise auf einen guten Tisch halten. Sind die Austern und die Hühner noch die alten, die sie vor der Emigration waren, so sind es die Abbés bei weitem nicht mehr. Diese stupiden Regimenter von Pfaffen könnten sehr gefährlich werden, wenn eine große fanatische Landbevölkerung zu ihren Diensten wäre. Die Revolution hat aber zu tief eingegriffen

und die politischen und ökonomischen Verhältnisse überall zu sehr zur Herrschaft gebracht, als daß die Vendée wiederherzustellen oder gar allgemein zu machen wäre. Auf die niedern Klassen der Städtebevölkerung wirkt dieser neue Katholicismus nur durch die „christlichen Schulen“ der frères ignorantins, der intelligente Theil der Arbeiter in den Städten ist der Kirche gänzlich entfremdet. „Die katholische Kirche, sagt Buret, war früher der Tempel, das Museum und die Oper des Volks. Jetzt hat die Religion die moralische Leitung des Volks verloren, mit den Privilegien, deren Stütze sie war, ist sie gefallen. Das Volk hatte sein Vertrauen zu ihr verloren, mit Bedauern entfernte es sich von der katholischen Kirche und ihren Festen; es blieb von diesem Tage an ohne Tempel, ohne Altäre, aber auch ohne poetischen Trost, ohne künstlerischen Genuß. Unglücklicher Weise begreifen wir nur zu gut den Sturz des Katholicismus; aber wer sollte nicht mit uns bedauern, daß dem Volke sein Verlust durch nichts ersetzt wurde? Der Mensch bedarf der Erholung, der Erhebung, der Gemüthsbewegung; warum denkt man nicht darauf, seit die alten Tempel des Katholicismus von den arbeitenden Klassen mit dem

Mächten angesehn werden, der neuen Gesellschaft neue Feste und neue Tempel zu eröffnen? Die Politik und die Philosophie haben die Arbeiter emancipirt; sie haben feierlich ihre Rechte proclamirt und ihre Ansprüche auf Gleichheit legitimirt; aber sie haben noch nicht darauf gedacht, sie öffentlich in ihren Obliegenheiten zu unterweisen und in der Erfüllung derselben zu unterstützen." „Man läßt eine feurige und enthusiastische Bevölkerung ihre Gemüthsbewegung in den Aufständen und ihre Volksfeste in den Revolutionen und Gefechten finden."

Dies ist im Allgemeinen richtig; wenn daher die Rede davon ist, der Katholicismus und die Priester gewönnen wieder einen Einfluß in Frankreich, so ist dies, so enorme Geld- und Menschenkräfte auch an ihn verschwendet werden, doch nur ein Einfluß bei denen, die ihn aus reiner politischer Doctrin wollen, während sie sehr gut wissen, daß ihn im Grunde niemand mehr brauchen kann, am wenigsten sie selbst.

Aber man unterscheidet sehr weise Katholicismus und Religion und die Mehrzahl der gebildeten Antikatholiken, die unaufhörlich ausrufen, der Katholicismus ist todt, denken wie Buret, der an derselben

Stelle, die ich eben angeführt, sagt: „Es liegt ein tiefer Sinn in dem verbrauchten Wort: das Volk braucht eine Religion. Die Religion ist die Erklärung des menschlichen Geschicks, die Poesie des irdischen Daseins, die tröstende Versprechung einer besseren Zukunft. Wer hat nun mehr Interesse zu hoffen und zu glauben, als der Arme?" —

„„Ich begreife das Unendliche nicht, sagte ein Freund zu mir, mit dem ich öfters philosophische Spaziergänge machte, nur der Glaube an Gott erklärt mir die Welt und mich selbst; nur die Unsterblichkeit kann mich trösten über die Mängel, denen die Menschheit erliegt. Kein Held und keine Tugend ohne diese Erhebung!""

Und doch war es grade die großartigste Erhebung aller Zeiten, die französische Revolution, welche die ganze europäische Menschheit wieder mit dem Glauben an ihre eigne edlere und höhere Bestimmung erfüllt und welche der Helden so viele erzeugte, daß man sie nicht mehr zählen kann. Die Helden dieser Epoche sind „Freigeister". Wenn aber der Glaube an Gott die Welt und den Menschen erklärte, so wäre alle Wissenschaft und alle Arbeit des Denkens und

Forschens überflüssig. „Das Unendliche, so nennen die Franzosen das Absolute, ist unbegreiflich.“ Statt nun aber zu sagen, folglich bleibt es ein Problem, bis es eben begriffen ist, oder statt einzuwenden, so begriffe man von diesem Unendlichen doch wenigstens seine Unbegreiflichkeit, statt dessen appelliren auch die Aufgeklärtesten an den Glauben, und sprechen es rasch aus, daß der Glaube was anders sei, als ein Begreifen. Glauben ist Denken, wenn auch ein noch so dunkles oder secundäres. Denn glaub' ich dir deine Welterklärung durch deinen Gott, so denk' ich dir doch mindestens deinen Gedanken darüber nach; der den Glauben erfunden hat, hat ihn erdacht. Ich habe mich mit verschiedenen sehr intelligenten Männern über diese Punkte unterredet; aber fast nie konnte ich es dahin bringen, daß sie mir zugaben, es sei verkehrt, zu *glauben*, was man nicht wisse, vielmehr müsse man das noch nicht Begriffene *problematisch* sein lassen und nur darauf hinarbeiten, daß die richtige Fassung des Problems seine spätere Lösung durch die Arbeit der Wissenschaft vorbereite.

Daher denn der Satz: man braucht eine Religion. Braucht man eine Religion, so braucht man auch

Priester; und wenn man einmal Priester braucht, so liegen den Franzosen die katholischen am nächsten. Damit ist der Knoten von Neuem geschürzt; das Princip der Reaction liegt also in dem Abfall der französischen Bildung von der radicalen, universellen und ausschließlichen Wissenschaft; in ihrer Verzweiflung an der Lösung aller Probleme durch den Verstand und in dem Rückfall aus der Aufklärung des 18ten Jahrhunderts zu der Romantik des 19ten. Mit unerhörter Schnelligkeit ist diese Romantik bis zum crassesten Jesuitismus und dem widerlichsten Mönchs-, Nonnen- und Verdummungsunwesen zurückgekehrt. Und man schreit gegen die Jesuiten und gegen die illegalen Klöster! Man sollte den reactionären, den vernunft- und freiheitswidrigen Charakter aller Religion begreifen, und zu der freien Quelle der freien Gesetze einer glorreichen Epoche zurückkehren. Wie nahe streift z. B. Buret an der Wahrheit hin, und warum gelingt es ihm nicht, sie ganz zu fassen? Weil er sichs nicht klar macht, daß die Religion die Räthsel des Daseins nicht zu lösen, sondern nur in ihre dunklen Schleier zu hüllen vermag; weil den Franzosen bei all ihrer Freude an der Logik und an logischer Schärfe

und Klarheit, dennoch die tiefere Logik, die Kritik der Kategorieen, wie des Unendlichen, der Religion, der Wissenschaft fehlt, weshalb sie unter Logik nur Folgerichtigkeit und Consequenz, nicht aber Erörterung der allgemeinen Begriffe und ihrer Verhältnisse verstehn.

Der Aberglaube, mit ihrer jetzigen Romantik und Unentschiedenheit wesentlich über das 18te Jahrhundert hinaus zu sein, ist so allgemein, daß er mir sogar auf der Polizeipräfectur begegnete. „Damals, sagte der Chef eines der Bureaus, war es recht, tabula rasa zu machen, jetzt ist auf diesem Grunde ein neues freies Gebäude errichtet; und wir müssen nicht die Arbeit unsrer Vorfahren wiederholen, sondern positiv fortführen. Aber das constitutionelle System und vor allen die gegenwärtigen Minister, die selbst aus den Reihen der Gelehrten hervorgegangen sind, lassen jede gelehrte Discussion unbedingt frei, in der Ueberzeugung, daß daraus schließlich nur das Wahre hervorgehen könne."

Dies ist formell ganz richtig. Es fragt sich nur welches ist die „positive Fortführung der Arbeit des 18ten Jahrhunderts" und was nützt die „tabula rasa",

wenn alles Wegrasirte wieder zum Vorschein kommt und gepflegt statt ausgereutet wird? Doch berührt es ein deutsches Ohr sehr angenehm, selbst auf der Polizei die Revolution und die freie wissenschaftliche Discussion anerkannt zu finden. Ein Berliner Polizeibeamter könnte dies höchstens in seinen vier Pfählen und im tiefsten Vertrauen sagen, obgleich die Berliner zu aberweise sind, als daß es noch einen einzigen aufgeklärten Beamten geben sollte, der dies nicht alles wüßte und bei Gelegenheit auch auf's Beste vortragen könnte.

Für Deutschland ist die Bedeutung der Reaction sehr klar. Jede Berufung auf die Geschichte ist ihre Stimme, jede Berufung auf die Vernunft ist die Stimme der Freiheit. Wir wollen unsre ganze Geschichte nicht, in Frankreich ist dies anders. Wollte man es daher im deutschen Sinne nehmen, so wären in Frankreich alle Partheien reactionär; jede beruft sich auf eine Periode in der französischen Geschichte, die Bourgeoisie auf die constitutionelle Constituante, die Volkspartei auf den Convent, und selbst die Socialisten finden in Baboeuf einen Patriarchen; alle sind aber eben so sehr Neuerer, denn selbst die Legiti-

misten, die einen wirklichen Erfolg im Auge haben, modificiren ihr System nach der Epoche. Der Begriff der reinen Restauration ist daher eine Privatsache geworden, und nur von wenigen Emigrantenfamilien wird er in stupider und hochmüthiger Fortsetzung ihrer vorrevolutionären Lebensweise kümmerlich verwirklicht. In Versailles findet man dies Petrefact allerliebst dargestellt durch die Oelung Karls X. in Rheims und den unglücklichen, nicht gemalten, sondern lebendigen Violinspieler, der vor den Hôtels im Pudercostüme seine Entrechats schlägt; auf dem Theater ist Bouffé in den Variétés ein unübertrefflicher Marquis und feiner galanter Alter aus der guten Zeit des „guten Tons und der geschmackvollen Lebensart". Ohne Zweifel ist es die Kunst des Komikers, aber ein wenig auch der Gegenstand, der das Publicum anzieht. Man schätzt selbst diese Glorie Frankreichs, wie man denn von ganz vernünftigen Leuten Ludwig XIV. immer noch „le grand roi" nennen hört. Hin und wieder klagt wohl Einer, die sonst so feinen Franzosen wären grob geworden, der Geschmack und der Witz verlöre sich; aber diese Periode ist ein für allemal durch die Revolution ausgelöscht.

Die Reaction, die einen ernstlichen Widerstand gegen die Ausbildung der freien Principien leistet, knüpft sich an wirkliche lebendige Existenzen, an die Doctrinärs, das Militair, die Beamten, die Geldmänner, die Philister und alles was seiner Natur nach von dem Idealen nicht durchdrungen wird. Sie hat viel Bewußtsein und bedeutende Talente in ihrem Dienst. Mit dem größten Aufwande ist z. B. die Versailler Gallerie für diesen Zweck eingerichtet. Die Zeit der Republik verschwindet fast, die Restauration und das Mittelalter dagegen ist reich bedacht und vor Allen Napoleon, der Tyrann und Restaurateur des dummsten Hof- und Herrenthums. Nichts ist widerlicher, als Napoleon und sein Hof, nichts flacher, trivialer und trostloser, als die gemalten Resultate der Julirevolution, diese undurchdringliche Masse von Philistern, Louis Philipp überall an ihrer Spitze. Was nur von Poesie in den afrikanischen Kriegen, in der Beschießung von St. Juan d'Ulloa und in Napoleons Kriegsthaten zu finden ist, das hat Horace Vernet hervorgehoben. Er versöhnt einigermaßen mit der Absicht, die man sonst überall zu seiner Verstimmung merkt, man nimmt die Prinzen und den

Kaiser in den Kauf; aber der gute Eindruck hält nicht lange vor. Der „Ruhm Frankreichs", wie er in Versailles dargestellt wird, enthält nur zu viel von seiner Schande, und es würde nicht anders werden, wenn man auch den großen König und seine Maitressen beseitigte.

Denselben Eindruck, wie Versailles, den einer ohnmächtigen Todtenbeschwörung macht überall die jetzige Reaction. Selbst in der Mode fällt sie mit ihren Intentionen durch. Man möchte z. B. gern den jardin des plantes wieder jardin du roi, die Minister wieder Excellence genannt haben, das Monseigneur zur Unterscheidung von Monsieur wieder einführen, die Bälle in Escarpins, die Nachahmung der Prinzen, die Unterwürfigkeit des Betragens, die Wichtigkeit der Geistlichkeit sind fromme Wünsche; selbst solche Kleinigkeiten sind nicht zu erreichen. Die Dynastie möchte gern das Gefühl los sein, daß sie nur zur Miethe in den Nationalpallästen wohnt. Sie sperrt sich ab in St. Cloud und in Trianon, sie schließt alle Abende den Tuileriengarten und jagt die Fußgänger, die über die Brücke kommen, auf den wüsten Carousselplatz; aber die Palläste sind zu oft

erobert und die Parks werden alle Festtage von den Massen occupirt, als gehörten sie ihnen, und es giebt kein Factum, welches mächtig genug wäre, der demokratischen Auffassung die Wage zu halten. Frankreich ist durch und durch demokratisirt und selbst was man bisher noch anerkannte, das Geld, hat durch seine unverschämte Aufdringlichkeit eine sehr erbitterte Opposition hervorgerufen. Früher waren der Prunk und das rücksichtslose Schlaraffenleben der Aristokratie hergebrachte Rechte; jetzt sind diese Dinge anstößige Unverschämtheiten und dennoch treten sie möglichst grell hervor. Es hat sich eine neue Klasse von Tagedieben gebildet, die der neuen revolutionären Zeiteintheilung folgt, des Abends zu Tische geht und sich den ganzen Tag frei erhält, aber nicht zum Arbeiten, sondern zum Schlafen. Man ist die Nacht in Gesellschaft, kommt gegen Morgen heim und schläft bis Mittag, man frühstückt im Schlafzimmer, vielleicht im Bett, es wird zwei Uhr, nun fährt man spazieren, alsdann wird neue Toilette gemacht, gegessen und die Nacht von Neuem in Gesellschaft verlebt. Nichts steht in grellerem Widerspruche mit dem Ernst unsrer Zeit und ihrer Probleme, als dieser Leichtsinn und diese Leer-

heit eines absolut nichtigen Treibens; aber wie die Ephemeriden fliegen sie sorglos über die Wogen hin, von denen sie verschlungen werden, wie ihre Sonne sinkt; und die Sonne einer funfzehnjährigen Reaction gegen die Freiheit ist am Untergehn. Weder die Septembergesetze, noch die Verderbniß der Jury, noch die Bastillen und die Auflösung der Nationalgarde werden die Geburt der Demokratie, die in Fleisch und Blut der Franzosen übergegangen ist, hindern können. Insofern möchte allerdings, wie die Zeit der constitutionellen Monarchie zum zweitenmal über Frankreich gekommen ist, auch die Zeit des Convents sich wiederholen. Was schon in den Menschen und ihren Sitten lebt, muß auch zur Geltung kommen.

20.

Ein Stück Revolution.

Mag nun die Reaction ihren Lauf nehmen bis sie umschlägt. Ich will, nach ächt deutscher Art, Dir ein Stück Revolution in Gedanken vorführen.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Paris machte ich

erobert und die Parks werden alle Festtage von den Massen occupirt, als gehörten sie ihnen, und es giebt kein Factum, welches mächtig genug wäre, der demokratischen Auffassung die Wage zu halten. Frankreich ist durch und durch demokratisirt und selbst was man bisher noch anerkannte, das Geld, hat durch seine unverschämte Aufdringlichkeit eine sehr erbitterte Opposition hervorgerufen. Früher waren der Prunk und das rücksichtslose Schlaraffenleben der Aristokratie hergebrachte Rechte; jetzt sind diese Dinge anstößige Unverschämtheiten und dennoch treten sie möglichst grell hervor. Es hat sich eine neue Klasse von Tagedieben gebildet, die der neuen revolutionären Zeiteintheilung folgt, des Abends zu Tische geht und sich den ganzen Tag frei erhält, aber nicht zum Arbeiten, sondern zum Schlafen. Man ißt die Nacht in Gesellschaft, kommt gegen Morgen heim und schläft bis Mittag, man frühstückt im Schlafzimmer, vielleicht im Bett, es wird zwei Uhr, nun fährt man spazieren, alsdann wird neue Toilette gemacht, gegessen und die Nacht von Neuem in Gesellschaft verlebt. Nichts steht in grellerem Widerspruche mit dem Ernst unsrer Zeit und ihrer Probleme, als dieser Leichtsinn und diese Leer-

heit eines absolut nichtigen Treibens; aber wie die Ephemeriden fliegen sie sorglos über die Wogen hin, von denen sie verschlungen werden, wie ihre Sonne sinkt; und die Sonne einer funfzehnjährigen Reaction gegen die Freiheit ist am Untergehn. Weder die Septembergesetze, noch die Verderbniß der Jury, noch die Bastillen und die Auflösung der Nationalgarde werden die Geburt der Demokratie, die in Fleisch und Blut der Franzosen übergegangen ist, hindern können. Insofern möchte allerdings, wie die Zeit der constitutionellen Monarchie zum zweitenmal über Frankreich gekommen ist, auch die Zeit des Convents sich wiederholen. Was schon in den Menschen und ihren Sitten lebt, muß auch zur Geltung kommen.

20.

Ein Stück Revolution.

Mag nun die Reaction ihren Lauf nehmen bis sie umschlägt. Ich will, nach ächt deutscher Art, Dir ein Stück Revolution in Gedanken vorführen.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Paris machte ich

einen Spaziergang durch den Garten der Tuilerien, der mich lange mit einer Arbeit, die du gewiß nicht von mir erwartest, beschäftigt hat. German, der deutsche Dichter, führte mich zu der Statue von Spartacus, die der Künstler Foyatier grade am 29sten Juli 1830 vollendet und darauf vor dem mittleren Pavillon des Schlosses, wo der König wohnt, aufgestellt hat. Die zerrissene Fessel an der Linken, das kurze Schwert in der Rechten, beide Arme mit geballter Faust übereinander, im Gesicht den Entschluß des Losbruchs, so steht der große Gladiator, der Rom an den Rand des Untergangs brachte, da. Mancher geht vorüber und bemerkt das bedeutungsvolle, schöne Kunstwerk nicht. Mir selbst war dies schon einigemal begegnet. Mein freundlicher Führer ließ mich jetzt Alles entdecken, was in dem dargestellten Moment, in dem prägnanten Ort der Aufstellung und in dem Zusammentreffen der Tage des Juli mit der Beendigung der Statue liegt, und ich muß gestehn, daß ich mich lebhaft ergriffen fühlte. Der Eindruck beherrschte mich noch, als wir nach Hause kamen und einen jungen Musiker vorfanden, der uns gestand, er trage sich schon lange mit der Idee einer Oper, und wünsche einen Text,

der das Publicum anspräche und zugleich seiner eignen Gemüthsrichtung gemäß wäre.

„Sie haben recht, rief ich aus, daß Sie die Zeit und zugleich sich selbst befriedigen wollen. Da kommen wir eben aus dem Garten der Tuilerien, welch' ein Stoff, dieser Spartacus! Zumal jetzt, wo man es so sehr begreift, daß alles höhere Interesse sich in der totalen Aufhebung der Sklaverei concentrirt. Die Sklaven müssen schon jetzt alle Schlachten bestehn, man futterte sonst mit ihnen die Fische, jetzt die Kanonen; sie werden einmal ihren eignen Krieg führen und gewinnen."

„Machen Sie mir den Text, ich will ihn gewiß componiren, daß Sie zufrieden sein sollen," sagte der Musiker. Und ich war von dem Einfall so hingerissen, daß ich es sogleich versprach.

Aber ich hatte mir die Sache viel leichter gedacht, als ich sie bei der Ausführung fand. Zunächst waren hier die Bücher nicht gleich zur Hand und erst in Dresden fand ich in Florus und in Plutarchs Crassus die Geschichte. Ein Freund, mit dem ich die Sache besprach, nahm lebhaften Theil daran und entwarf sogar einen Plan, aus dem ich manches adop-

tirt habe. Plutarch nennt Spartacus einen Thracier, wir ließen ihn lieber einen Germanen sein und dachten es uns sehr passend mit den wirklichen Zerstörern der Römerherrschaft diesen gescheiterten Befreiungsversuch der Kriegsgefangenen, unter denen ausdrücklich die Germanen genannt werden, in Verbindung zu bringen. Nun war schon in Paris ein Anfang gemacht. In den hellen Mondnächten des Septembers besuchte ich mit meinem poetischen Freunde häufig den Revolutionsplatz. Der Ort regte die Erinnerung an die bewegteste Zeit der französischen Befreiung auf, wir kamen eines Abends auf die Marseillaise und aus unsern Gesprächen über die Musik, über den gewaltigen Eindruck, den die Marseillaise auf dem Pariser Theater zuerst gemacht hatte und über die Form, die man einer Freiheitshymne in unserm Revolutionsdrama geben müsse, entstand ein Chor, den ich dem Componisten mittheilte, und den er uns nach einiger Zeit aufführte. Den ersten Act der Oper hat er seit längerer Zeit in Händen und die Musik vollendet; die zwei andern konnte ich ihm noch nicht mittheilen, da ich ihn seitdem aus dem Gesicht verloren. Ich lasse das Ganze hier nun abdrucken, und löse da-

mit mein Wort. Vielleicht erweckt ihm die Publicität einen Rivalen; vielleicht auch nicht; denn die Musiker sind zu sehr an die Herren gebunden, um die Befreiung der Sklaven zu ihrem Thema zu machen.

Ich habe auch noch so meinen Plan bei der Veröffentlichung des Textes. Die Operntexte sind in Verachtung und werden nur von den Proletariern, nie von den Aristokraten der Poesie gemacht. Es ist also die ungefährlichste und anspruchloseste Art, sich unter die Schönen zu mischen und zugleich an die Stelle des vielgeräucherten und dadurch vielfach verdorbenen Ichs der Lyrik zu setzen. Vielleicht hört die Verachtung der „schlechten" aber „glücklichen" Oper und die Schaam, ihr Texte unterzuschieben, auf, wenn man die Möglichkeit einsieht, auf diese Weise seine Gedanken und Gefühle mit Pauken und Trompeten unter die Menschen zu bringen, und da so viel poetisches Talent und so viel Freiheitseifer in der Jugend steckt, so wird mein Stück hoffentlich bald übertroffen und die Musik in das Bereich des neuen Geistes hineingezogen werden. Um das Bewußtsein der Menschen auf einer größeren Ausbreitung zu befrein, ist durchaus die positive Arbeit nöthig, welche in plastischen Formen

eine neue Zeit vergegenwärtigt. Daß man daher jetzt an die dramatische Poesie denkt, ist sehr richtig, daß man die Oper verachtet, sehr verkehrt.

Nun ist freilich nur die Pariser Bühne und auch diese nicht immer für aufregende Musik zugänglich, aber sie ist tonangebend, und wenn die Deutschen den freien Inhalt nicht ertragen können, ehe er in Paris berühmt geworden ist, so müßte man die deutschen Texte deswegen nicht ungeschrieben lassen, sondern sie so lange in's Französische übersetzen, bis unsere Einrichtungen unsern Gedanken nachkommen. Noch wahrscheinlicher ist aber der alte Hergang, daß die Poesie eben als Poesie geduldet wird, wie man Schillers revolutionäre Dramen geduldet hat, ohne weder die deutsche Inquisition, noch irgend eine andere Institution des Despotismus in Gefahr zu bringen. In die deutschen Köpfe geht viel neben einander hinein, und je besser sie's in der Phantasie haben, desto nichtswürdiger lassen sie sich die Wirklichkeit gefallen. Ich halte daher selbst den Zauber der Musik mit einem radicalen Text verbunden noch nicht für eine Chance der deutschen Emancipation. Im Gegentheil; doch hier ist die Oper.

Spartacus.

Oper in drei Acten.

Personen.

Spartacus, Oberfeldherr der Befreiungsarmee.

Oenomaus, Crixus, Castus, } Anführer der empörten Gladiatoren und übrigen Sklaven.

Burrhus, Lanista in Lentulus' Fechterschule.

Gratidius, ein junger Römer.

Lucia, Tochter des Lentulus.

Sabina, ihre Sklavin.

Crassus, Dictator.

Lentulus, Magister equitum.

Cato, Senator.

Ariovist, Herzog der deutschen Bundesgenossen.

Merowig, Herzog der Franken.

Chor der Gladiatoren und Sklaven.

Chor der Senatoren.

Chor der Germanen.

Centurio und Soldaten.

Erster Act.

1.

Lentulus' Fechterschule in Capua.

Burrhus der Lanista (Gladiatorenaufseher).

Trinkt, Männer, trinkt,
Bis alle Lebenssäfte
Vom Wein sind angefacht. :|:
Trinkt tapfer, trinkt —
Und sammelt neue Kräfte,
Daß ihr mir Ehre macht. :|:

Crixus u. Oenomaus (verschworne Gladiatoren. Beiseit).

So wissen wir beim Blinken
Des Weins doch was wir trinken
Den Zorn, den du entfachst. :|:
O lehre du uns denken,
So werden wir dich henken,
Daß du uns Freude machst. :|:

Burrhus.
(Toast.)

Dem Herrn, der uns besitzet,
Dem hocherhabnen Herrn,
Dem unsre Waffe blitzet

Dem all sein Blut so gern
Ein jedes Herz verspritzet,
Dank diesem edlen Herrn!
Er giebt uns diesen Schmaus zum Lohn,
Weil Spartacus, mein tapfrer Sohn,
Zehnfach in Rom den Kranz errungen,
Was keinem Fechter je gelungen.
Dem Herrn mit ehrfurchtsvollem Ton
Dafür die Danklibation!

Chor der Gladiatoren (beiseit).

Dem Herrn und dir wir finden schon
Für euch die Danklibation!

Burrhus.

Trinkt, Männer, trinkt,
Bis alle Lebenssäfte
Vom Wein sind angefacht. :|:
Trinkt tapfer, trinkt
Und sammelt neue Kräfte,
Daß ihr mir Ehre macht,
Auch ihr mir Ehre macht! (ab.)

2.

Chor.

Trinklied der verschwornen Gladiatoren.

Nur drauf und dran! von der Welt ist gut
ha, ha, ha!
Was sich verzehren läßt,
ja, ja, verzehren läßt.
So nimmt man auch uns und unser Blut

Als Nachtisch zu dem Fest,
als Nachtisch zu dem Fest.
Tauch ein das Schwert, tauch ein!
Heut sollst du Sieger sein;
Doch morgen fällt ein ander Loos,
Dem Tod war keiner je zu groß,
Und morgen bist du sein,
Schenk ein, Herzbruder, schenk ein!
Zur Freude den Wein?
Nein Blut soll er sein
Und feurige Loh in den Adern
Mit unsern Tyrannen zu hadern,
Zur Rache den feurigen Wein!
Gießt Feuer ins Blut hinein,
Gießt Wuth in die Herzen mit Wein!
Wein, Wein!
Wein, feurigen Wein!

3.

Crixus und Oenomaus (treten vor).

Crixus.

So hat denn unsre Hoffnung sich erfüllt.

Oenomaus.

Der Bruderbund blieb unenthüllt.

Crixus.

Und Spartacus, sein Haupt und Schwert,

Oenomaus.

Ist bald bekränzt zurückgekehrt.

Crixus.

O nahe Rettung schwinde nicht!

Oenomaus (indem er Lucia kommen sieht).

O meiner Liebe Hoffnungslicht!

4.

Lucia (kommt mit Sabina, ihrer Sklavin, und einem Sklaven, der Früchte trägt. Zu ihrem Gefolge).

Theilt diese Früchte freundlich aus,
Ich bring' sie zu dem Siegesschmaus.

Chor der Gladiatoren (erhebt sich).

Ist doch des Menschen Sonne
Ein freigebornes Weib!
Lauscht ihrer Stimme Wohllaut,
Seht ihren schönen Leib,
Seht ihren seelenvollen Blick
Und fühlt voraus der Freiheit Glück,
Die Herrn frei zu beerben
Und solch ein Weib zu werben.

5.

Lucia und Oenomaus.

Lucia.

Zu End' ist unser Glück,
Mein Vater kehrt zurück.
Er bringt Gäste,
Bestellt sich Feste
Und giebt mich einem jungen Freund —

Ich hab' um dich und mich geweint.
Wärst du doch eines Römers Kind,
Wir flöhn noch heute Nacht geschwind!

Oenomaus.

Die gute Zeit wird wiederkehren,
Willst du nur Liebesglück gewähren;
Und meines Lebens Strom und Ende
Gäb' ich in deine schönen Hände.

Lucia.

Sobald die Nacht den Sternenschleier zieht —

Oenomaus.

Und unter ihm kein Späheraug' uns sieht;

Lucia.

Laß deinen kühnen Männertritt mich hören.

Oenomaus.

Sollst du mich Venus' Dienst und süßes Opfer lehren.
(Lucia mit Gef. ab.)

6.

Spartacus

(in Kränzen und Gladiatorenrüstung mit einem Gefolge von Fechtern).

Seid mir gegrüßt, zu neuem Leben,
Zu neuem Kampfe mir vereint!

Chor.

Er kommt, mit Siegesglanz umgeben;
Heil uns, daß unser Held erscheint!
Heil unserm Hoffnungsstern!

Er zog so düster und so fern,
Jetzt steigt er strahlend auf
Im Siegeslauf.
Heil Spartacus, dem Sieger, Heil!

Spartacus.

Nun denn so gebt uns unser Theil!
(nimmt den Becher)
Ihr kühnen Zecher,
Bei diesem Gelag
Den schäumenden Becher
Bringt unserm Tag!

Chor.

Den schäumenden Becher
Bringt unserm Tag!
Wird erst sein freies Auge wach,
Winkt er zu schönerem Festgelag
Und anderm Wein die Zecher;
Bringt ihm den schäumenden Becher!

7.

Spartacus. Crixus. Oenomaus.

Spartacus.

Wie steht's um unsre Sache?

Crixus.

Drei Freunde von der besten Art,
Die sich mit freien Frau'n gepaart,
Sie fielen als Opfer der Rache.
Doch größerm Ungemache

Entschlüpfte der Bruderbund.
Mit treuverschloßnem Mund
Sind sie am Kreuz verschieden.

Spartacus.

Dafür am Kreuz! O keinen Frieden
Mit dieser Henkersbrut!
Wir Sklaven, wir die Millionen,
Wir woll'n die Frevel ihnen lohnen,
Wir wollen Blut um Blut!

Wir sind der Menschheit Mark und Kern.
Verrucht, verfault sind unsre Herrn,
Sind Herrn genannt und immer doch
Mit uns in Einem Sklavenjoch
Bei wenigen Herrn.
Den keimenden Kern
Der Menschheit frei zu machen,
Wolln wir den Sklavenkrieg entfachen.

Hört mich!
Mit der Germanen wilder Kraft vereint
Wird uns der Sturz des Römerreichs gelingen.
Du, Crixus, bist, wie ich, Germane; — auf!
Entflieh sogleich im Wirrwarr dieses Festes,
Hier ist ein Brief an Ariovist von mir.

Crixus.

So wollen wir das große Werk beginnen.
Glück sei mit uns; ich eile gleich von hinnen.

(ab.)

8.

Ein Sklave (mit einem Briefe an Oenomaus).

Es droht Gefahr, es geht was vor,
Man nennt euch überall!
Lies diesen Brief von Lucia.

Oenomaus (liest).

„Sie haben unsre Lieb' entdeckt.
Schon morgen führt Gratidius mich fort.
Komm schleunig, laß uns gleich auf Rettung denken."

Spartacus.

Was willst du thun?

Oenomaus.

Ich muß zu ihr.

Spartacus.

Vor ihrem Vater kannst du sie nicht retten.

Oenomaus.

So fluchen wir gemeinsam unsern Ketten.

Spartacus.

Geh, — doch als Späher, nicht als Liebesheld,
Dein Blut gehört der Freiheit und der Welt.

(Oenomaus und Sklave ab.)

9.

Spartacus.

O Deutschland, o mein Vaterland,
Der Freiheit Heiligthum!
Die Fessel schändet meine Hand
Und Sklave heißt mein Ruhm!

Wann stehst du auf und stürzest die Despoten
Hinab zu deinen freigefallnen Todten?
Schwellt an, ihr fessellosen Stürme
Germaniens, und braust
Den Racheruf durchs Land, — wild thürme
Sich Schaar auf Schaar! Es haus't —
Ich hoffe drauf — in deiner Waldesnacht,
Mein Vaterland, der Rachegeist. — Erwacht,
Ihr freien Söhne der Teutonen!

Die schnöden Herrn entwürdigt frohnen,
Die Sklaven, sie brechen die Ketten entzwei;
Eilt, Deutsche, zu Hülf' uns herbei,
Eilt, eilet zu Hülf' uns herbei!

Als Italiens Gluth und Staub
Sich gegen euch gewendet,
Und euren waldgewohnten Blick
In heißer Schlacht geblendet:
Da gewannen
Die Herrn und Tyrannen
Uns Kinder als Sklaven zur Beute; —
Doch die Schlacht wir erneuern sie heute.
Hört uns, Germanen, eure eignen Söhne,
Der Kinder Nothruf und der Freiheit Töne!

O führe, Crixus, theurer Flüchtling, führe
Die freien Männer von den Alpen her,
Indeß ich hier die Aufruhrtrommel rühre
Und Sklaven donnre wach und ins Gewehr!

10.

Spartacus und Oenomaus.

Oenomaus (kommt zurück).

Mein Spartacus, sie ahnden unsern Plan.

Spartacus.

Was ist geschehn? Was hast du selbst gethan?

Oenomaus.

Wir sind bewacht und überall umringt.

Spartacus.

Ich hoffe doch, daß Crixus' Flucht gelingt.

Oenomaus.

Auch mein gewohnter Ausgang ist bewacht,
Kaum konnt' ich unvermerkt zurück mich schleichen.
Die Zeit ist kostbar, jeden Augenblick
Kann der Centurio bei uns erscheinen.

Spartacus.

Was kann er wissen, Unglückseliger?

Oenomaus.

In seine Hand fiel Crixus und dein Brief.
Sie wissen's nun, daß wir verschworen sind.
Und unser Hülferuf an die Germanen
Wird jenen Cimber- und Teutonenschrecken
In ihren Römerherzen neu erwecken
Und sie zu raschem Henkersgriff ermahnen.

Spartacus.

Ha! düstres Schicksal! — doch es sei;
Nur durch sich selber wird der Sklave frei.

Und wenn sich jetzt die Rache nicht vollendet;
Eins ist gewiß, die Knechtschaft wird geendet.
Noch ist es Zeit, versäumt kehrt sie nicht wieder,
Gieb mir mein Schwert und waffne unsre Brüder!

Zusammen.

Spartacus da Capo.

Oenomaus.

O strenges Schicksal, günstig sei
Dein Wurf den Sklaven, laß sie frei,
Laß die gerechte Rache sie vollenden
Und deinen Zorn auf die Bedrücker wenden.
Noch ist es Zeit, versäumt kehrt sie nicht wieder,
Zum freien Schwert! und rettet euch, ihr Brüder!

Spartacus.

Weißt du die scharfen Fechterwaffen?

Oenomaus.

Ich kann uns hundert Schwerter schaffen.

Spartacus.

So laß die besten Männer in den Waffensaal
Den Eingang sich eröffnen, und beim Mahl
Die Uebrigen sich unverdächtig halten,
Die Lust wird sich zum blut'gen Ernst entfalten.

(Oenomaus ordnet einige Zecher ab).

Chor der Zecher.

Zur Freude den Wein?
Nein, Blut soll er sein
Und feurige Loh' in den Adern
Mit unsern Tyrannen zu hadern.

Zur Rache den feurigen Wein!
Gießt Feuer ins Blut hinein,
Gießt Wuth in die Herzen mit Wein!
Wein, Wein!
Wein, feurigen Wein!

Spartacus.

Der Wein soll sich in Gift verkehren
Und jeder Tropfen Blut in Haß.
Will sich die Freiheit neu gebären,
Muß erst der Most des Hasses gähren
In Männerbrust ohn' Unterlaß.
Ja, Rache sei geschworen
Der Tyrannei,
Aus ihr wird neu geboren
Die Welt und frei.

Oenomaus.

Die Lust wird sich in Leid verkehren,
Die Lieb' ertränken blut'ger Haß.
Im tiefsten Krater seh' ichs gähren,
Neu sich die alte Welt gebären
Aus dem Vulkan ohn' Unterlaß.
Ja, Rache sei geschworen
Der Tyrannei,
Aus ihr wird neu geboren
Die Welt und frei.

11.

Pyrrhus
(von bewaffneten Römern begleitet).

Hier bring' ich scharfe Fechterwaffen
Für Oenomaus und für dich,
Siegreicher Spartacus!
Die Tapfersten und Besten
Weiht seinen theuren Gästen
Der edle Lentulus.
Ihr werdet auf den Tod gepaart
Beim festlichen Mahle fechten.
Dort feiern Wesen höhrer Art,
Als ihr, nach Römerrechten
Den Ehepact — Gratidius
Mit Lucia, des Lentulus
Glücklich bewahrtem Kinde.
Sie war mit dem Hausgesinde
Des Vaters so gut, ja viel zu gut! —
Verspritzt nun für sie euer Blut!
Hier gilt nicht zärtliches Girren,
Nur Muth; laßt den Gladius schwirren!
(Er reicht dem Spartacus und Oenomaus die kurzen Schwerter. Die Römer schließen sie in einen Halbkreis, um sie abzuführen.)

Oenomaus (indem er den Zechern mit dem Gladius winkt).
Für Lucia, ja wohl für unser Licht
Und unsre Liebe!

Spartacus.
Nein, ich nicht!

Mit diesen Kränzen ists genug, seht her,
Ich weiß ein bessres Ziel für meine Wehr!

(stößt Burrhus nieder.)

Und nun erwache
Für deine Sache,
Für dein ewiges Recht,
O Sklavengeschlecht!
Auf zur Wehr
Rings umher!

(Spartacus stößt den Anführer der Wache nieder. Oenomaus hat die Zecher herbeigewinkt. Sie fallen über die Römer her. Diese fliehn.)

12.

Spartacus.

Seid kühn, ihr Sklaven, brecht einmal
Die Ketten eurer Noth,
Und löset endlich eure Qual
In Freiheit oder Tod!
Immer mehr
Ins Gewehr!
Und die Trommeln lasset rühren
Und mit Hörnern blaset Sturm!
Zum Sturm
Soll unser Zorn uns führen,
Der Zorn soll Hauptmann sein;
Haut ein, haut ein, haut ein!

Chor.

Immer mehr ꝛc. Dann: Du sollst der Hauptmann sein ꝛc.

(Während der Waffensaal von inwendig aufgebrochen wird und alle sich bewaffnen.)

Spartacus.

Des Lebens Lust und all sein Glück
Hat uns die Welt entwandt,
Wir fordern unser Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Unmenschlich ist die Menschenwelt.
So weit die Erde rund,
Ist sie für uns noch nicht bestellt,
Sind wir noch nicht im Bund!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Gedüngt von unsrer Väter Blut,
Bestellt von unsrer Hand
Ist der Tyrannen schnödes Gut,
Dies fluchbeladne Land!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Des Sklaven menschlich Angesicht
Verhüllet blut'ger Schweiß,
Wir wollen durch zum ew'gen Licht,
Uns wird die Seele heiß!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

13.

Centurio mit Römern.

Stellt euch hier, ergreift die Sklaven,
Laßt sie nicht entfliehn!

Spartacus.

Auf! das Glück ist mit den Braven;
Streckt sie kunstrecht hin!
(Die Römer werden überwältigt und fliehn.)

14.

Spartacus (zurückkehrend).

Den Menschennamen und sein Glück,
Sie haben's uns entwandt;
Wir fordern unser Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!

Wir brechen kühn mit einem Mal
Die Ketten unsrer Noth
Und lösen kämpfend unsre Qual
In Freiheit oder Tod.

Chor (der sich wieder sammelt).

Immer mehr
Ins Gewehr!
Und die Trommeln lasset rühren
Und mit Hörnern blaset Sturm,
Zum Sturm
Soll heißer Zorn uns führen;
Du sollst der Hauptmann sein.
Haut ein! haut ein, haut ein!

(Während des letzten Chors wirft Spartacus die Fackel in die Fechtschule und setzt die ganze Schlachtordnung zum Abmarsch in Bewegung. Die Fechterschule geht in Flammen auf.)

Zweiter Act.

1.

Der Garten in Lentulus' Villa. Aussicht auf das brennende Capua.

Lucia.

Welche Nacht! welch ein Entsetzen!
Capua macht zum Tag die Nacht!
Alles still! — — Mit einem Male
Pfeifen gellende Signale
— — durch die Nacht!
Und Feuer an Feuer erwacht,
Schießt auf in rosige Garben!
Erbarmen, ihr Götter, Erbarmen! —
Welche Nacht! welch ein Entsetzen
Trägt die Fackeln durch die Nacht?

2.

Lucia. Sabina.

Sabina (kommt).

Wir sind des Todes, wir sind ganz allein!
Entfloh'n sind alle Sklaven!
Horch, Getöse, wie fernes Meer
Grollt von dem wilden Aufruhr her!

Und das ganze Land ist in Flammen!
Sie brennen Alles zusammen.

Lucia.

Und wo sind Lentulus und unsre Gäste?

Sabina.

Sie sind in Waffen fort nach Capua,
Wo Spartacus und Oenomaus sich
Mit hundert Fechtern aus der Stadt befreit.

Lucia.

Oenomaus? — Nun versteh' ich
Deine Kühnheit, deinen Stolz,
Dies Geheimniß deiner Allmacht
Ueber mein bethörtes Herz!
In meinen Armen schlief der Schrecken,
An meinem Busen die Furienschaar;
Jetzt seh' ich's furchtbar sich entdecken —
Verrath! Gewalt und Todesgefahr!
Er ist entfloh'n? Er will nur sich befrei'n?
Nein, er ist mein, ist mein! —
Hier sprech' ich meinen Zaubersegen
Und lenk' ihn um auf seinen Wegen.
Bei Deinem Schwur und Liebesglück,
Du kehrst zu mir, zu mir zurück!

Sabina.

In diesen offnen Todesrachen?

Lucia.

Zu mir, da woll'n wir Hochzeit machen.

3.

Lucia. Sabina. Gratidius.

Gratidius (kommt).

So find' ich dich, mein Stern der Nacht,
Den Venus' Huld mir zugedacht!

Lucia.

Frei will ich sein, zieh dich zurück!
Hinweg, mit deinem Räuberblick!

Gratidius.

Mein Wille ist jetzt dein Geschick.
Du bist nicht frei, dein Vater lebt,
Und meiner Hand, die sich erhebt,
Vertraut er dich gebietend an;
So bist du mir jetzt unterthan.

(sucht sie fortzuführen.)

Lucia (zieht einen Dolch).

Ich bin nicht Sklave, wer sterben kann,
Den überwältigt kein Tyrann.

Gratidius.

Ha, welch ein Weib! Durch dieses Abentheuer
Werd' ich in Rom der singulärste Freier.

4.

Zu den Vorigen Oenomaus u. Fechtergefolge.

Die Fechter

(von allen Seiten durch Thür und Fenster der Villa in den Gartensaal).

Herein, herein
Ins Herrenhaus,

Schließt schnell die Reih'n,
Laßt nichts hinaus;
Schlagt jedes Mannsbild nieder,
Nehmt Blut um Blut, ihr Brüder,
Doch schont die zarten Leiber
Der freien schönen Weiber.

Gratidius (zieht das Schwert).

Jetzt rasch zu mir!

Lucia (eilt zu Oenomaus).

Mein Retter ist hier!

Oenomaus.

Ja, staune mich nur an!
So sieht die Rache aus,
Sie faßt euch Mann für Mann,
Und wälzt von Haus zu Haus
Ihre unerbittlichen Flammen.

Die Fechter.

Haut diesen Römer zusammen!
Schlagt jedes Mannsbild nieder,
Nehmt Blut um Blut, ihr Brüder!

(hauen Gratidius nieder.)

5.

Lucia. Oenomaus. Chor.

Bin ich gerettet in deinem Arm?
Welche Menschen! ein scheußlicher Schwarm!
Sie duften von Blut und Brand.

Oenomaus.

Das Blatt hat sich gewandt,
Jetzt drücken wir die Daumen nieder,
Wir haben auf Tod erkannt.

Lucia.

Sei du ein Mensch, sei du es wieder!

Oenomaus.

Ich war es nie, ich war ein Knecht,
Und jetzt bin ich ein Rächer.
Ich such' in der Nacht das ewige Recht
Bei den Fackeln der lodernden Dächer,
Ich suche das fühlende Herz mit dem Stahl,
Haß ist meine Liebe, mir bleibt keine Wahl.

Lucia.

O Tod und Graus!

Oenomaus.

Zieh' mit uns aus!
Steh' du an meiner Seite,
Des gleichen Todes Beute,
Des gleichen Sieges froh.

Fechterchor.

Auf, schürt das Stroh,
Daß lichterloh
Dies goldne Nest verglühe
Und die Feuerros' erblühe.

Lucia.

Mein wohnlich Dach,
Der Funke sprüht,
Der dich verzehren will,
Wer wehrt mir nun das Wetter ab,
Wo halt' ich Flüchtling still?
O, nimm mich mit, erbarme dich,
Liebst du mich denn nicht mehr?

Oenomaus.

Du wohnlich Dach,
Der Funke sprüht,
Der dich verzehren will.
Wer wehrt ihr nun das Wetter ab,
Wo halt' ich mit ihr still?
Doch flieh' mit mir, ermanne dich,
Wir trennen uns nun nicht mehr!

Lucia.

Ich flieh' mit dir, umfasse dich,
Wir trennen uns nimmermehr!

Fechterchor.

Auf, schürt das Stroh,
Daß lichterloh
Das goldne Nest verglüht
Und die Feuerros' erblüht!

6.

Lucia. Sabina. Oenomaus.

Lucia.

In die Nacht hinaus
Bei Wetter und Graus!
Wir Armen, wir Müden,
Wo finden wir Frieden?

Oenomaus.

Eingestürzt das Haus,
Der Dienst ist aus.
Da suchen die Müden
Im Kriege den Frieden!

Sabina.

In die Nacht hinaus
Bei Wetter und Graus
Wir Armen, wir Müden,
Wo finden wir Frieden?

(alle ab.)

7.

Die Sklaven, auf dem Vesuv eingeschlossen.

Spartacus.

Wie soll ich noch einmal entfliehn?
Wie den Fuß aus der Schlinge ziehn?

Crixus (kommt).

Hier bin ich wieder, neugeboren,
Der Tod hat seinen Fang verloren.

Spartacus.

Wie kamst du los, und wie zu uns Gefangnen?

Crixus.

Durch Oenomaus, und er sandte mich,
Die Römer auszuspähn, die euch die Ausflüg'
Aus diesem hohen Neste all versperrt.
Er wartet unser unten bei Pompeji.

Spartacus.

O spotte nicht, wie kämen wir hinab?

Crixus.

Die Sommawand ist unbewacht,
Aus rothem Weidig flechten wir
Uns Leitern bis hinab. — Gieb Acht!
Hörst du?

Chor der Sklaven (im Hintergrunde).

Wir flechten die Leiter der Flucht,
Wir fügen die Sprossen,
Und rasch und entschlossen
Durchfliehn wir die Schlucht!
Seid still, ganz still!

Spartacus.

O Heil vom Himmel —
Nein, von dir, von dir,
Du Vater dieser Töne!

Chor.

Wir flechten der Freiheit Leiter,
Wir führen die Braven
Hinab zu den Sklaven,

Wir führen den Aufstand weiter!
Seid frei, seid frei!
Wir flechten die Leiter der Rache!
Bei nächtlicher Weile,
Mit täuschender Eile,
Steigt sachte! daß Niemand erwache!
Stoßt zu! stoßt zu!
(Das Absteigen beginnt, die Sklaven verschwinden, der Gesang verhallt.)

8

Crassus und seine Freunde beim Gelage mit Weibern. Ueppiger Tanz mit den Mädchen. Würfelspiel. Lentulus kommt.

Lentulus.

Die Republik ist in Gefahr!

Crassus.

Du Herzensfreund, ist es wahr?
So laßt uns zechen und küssen,
Sie werden mich rufen müssen.

Lentulus.

Wo kein Rath mehr zu finden ist?
Nicht Tapferkeit, noch List
Hält dem Sklavenstrom die Wage.
Er schwillt von Tag zu Tage.
Ganz Italien ist sein,
Er bricht in die Alpen ein.

Crassus.

So laßt uns zechen und küssen,
Bis wir ausziehn und fechten müssen.

Pflegt euch und ehrt den Bacchus hoch
Und legt Euch zu den Schönen.
Bald werden wir unsern Genius
Mit Ruhmesglanz versöhnen.
Jetzt laßt uns jubeln und schrei'n
In den hellen Tag hinein!

Chor der Männer und Mädchen.

In den hellen Morgen hinein
Laßt uns { trinken, / lieben, } jubeln und schrei'n!
Alt=Rom, wir jubeln dich jung
Unser Crassus kommt wieder in Schwung!
Alt=Rom, wir jubeln dich jung!

9.

Cato mit Senatoren.

Stille vor den Senatoren,
Stille und steht auf!
Crassus ist erkoren,
Der Sklaven Verwüstungslauf
Als Dictator zu dämmen.
(zu Crassus)
Brich ab dies Schlemmen,
Sei General,
Befiehl zu hemmen
Dein Bacchanal,
Und rette mit strenger Hand
Das Vaterland.

Crassus (ironisirend).

Den Kehraus spielt auf,
Ihr Dirnen, entflieht,
Nur im eilenden Lauf
Einen Reigen noch zieht
Um Cato's strenge Gebehrden
Und seine edlen Gefährten.

(Der Tanz leert den Saal von den Tänzern und Tänzerinnen. Crassus erhebt sich, das Schwert in der Hand, und wirft die Toga ab.)

Crassus.

Bringt mir den Kriegsrock,
Tretet vor, Lictoren!

(zu der Versammlung)

Schließt einen Kreis,
Den Kriegereid geschworen!

Alle nach Cato's Vorgang.

Wir dienen dem Vaterland
Und folgen dir unverwandt,
Bis wir's gerettet
Und die Sklaven gekettet.

Crassus.

Du, Lentulus, führest die Reiter,
Du, Cato, die vordersten Streiter.
Lictoren, voran!
Und Mann für Mann
Folgt mir auf des Forums Plan.

Die Adler frei!
Das Volk herbei!
Wir wählen das Heer
Zu Schutz und Wehr!

Cato und die Senatoren.

Lictoren, voran!
Und Mann für Mann
Folgt ihm auf des Forums Plan.
Die Adler frei!
Das Volk herbei!
Wir wählen das Heer
Zu Schutz und Wehr! (Alle feierlich ab.)

10.

Lager der Sklaven in Mutina, nach der Schlacht, in der beide Consuln geschlagen sind. Scene ist das Forum.

Oenomaus und Lucia.

Oenomaus.

Die Consuln sind besiegt,
Italien liegt
Zu unsern Füßen, in unsrer Macht
Ist der Alpen Wacht;
Und reich und herrlich prangst du, meine Braut;
Hab' ich dem Muth und Glück zu viel getraut?

Lucia.

Dem Muthe? nein! Dem Siege? nein!
Der Liebe? nein! denn ich bin dein!
Der Freiheit? o, ich fürchte für ihr Leben,
Sieh diese Räuber und ihr wüstes Streben!

Komm, laß uns flieh'n!
Gewitter zieh'n
Herauf mit Donner und Verderben;
O komm, daß wir so jung nicht sterben!

Oenomaus.

Nein, hier steht Spartacus, der Held,
Er bändigt jedes Wetter;
Der Menschheit Hort und Retter
Trägt er im Busen eine Welt —
Gleich, ohne Sklaven, glücklich, frei,
Wer wagt es nicht und blieb dabei?

Lucia.

Auch mir erbebt das Herz in der Brust
Vor Hoffnung und vor Siegeslust,
Denk' ich der Helden, —
Und horch, es melden
Die Tubatöne den Triumphzug an; —
So sei denn Furcht und Sorgen abgethan!

11.

Triumphzug. Spartacus als Imperator auf dem Siegeswagen. Die Fechter in Römerwaffen. Die Römer gefangen als Gladiatoren gepaart.

Siegeschor.

Wir haben die Ketten geschmolzen,
Wir gossen aus ihnen die Bolzen
Für den Feind, für den Feind.

Wir haben ihre Rosse genommen,
Und sind wie die Windsbraut gekommen
In den Feind, in den Feind.

Wir schlugen die römischen Heere
Und nahmen die wuchtigen Speere
Von dem Feind, von dem Feind.

Wir führen den Sieger im Kranze
Und in Fesseln zu seinem Glanze
Unsern Feind, unsern Feind.

12.

Leichenspiele und Schlußaufzug.

Spartacus
(nachdem der Zug sich geordnet, vor dem Triumphwagen).

Ihr freien Männer, denn nun seid ihr frei,
Die Consuln sind bei Mutina besiegt,
Und kriegsgefang'ne Römer zieh'n herbei
Zum Stoß, wo Crixus' Leiche liegt;
Sie werden kämpfen zu seiner Ehr'; —
Doch, freie Männer, ihr seid mehr,
Als Römer: ihr wollt nicht Tyrannen sein,
Ihr siegtet, um die Sklaven zu befrei'n.
Das ist der Sieg, und das des Sieges Ziel,
Und neuer Kampf folgt diesem Leichenspiel.

(Kriegerisches Ballet und Leichenspiele um den gefallenen Crixus. Alsdann Schluß mit dem Siegesmarsch Nr. 11 und dem abziehenden Triumphzug.)

Dritter Act.

1.

Zelt des Spartacus bei Rhegium.

Spartacus (zu den versammelten zwölf Führern).
Ihr Feldherrn, im Befreiungsheer
Regt sich ein böser Geist;
Die Fechter schüren ihn mehr und mehr:
Canicius, du weißt,
Und, Castus, du, die ihr die Fechter führt,
Woher der Unmuth dieser Tapfern rührt.

Castus.

Drei Jahre zieh'n wir siegreich durch das Land,
Und darben in der Fülle seiner Schätze:
Du bändigst uns und fesselst unsre Hand,
Daß sie den Unterworfnen nicht verletze.
So ist er frei und wir noch immer Sklaven,
Im Sturme wir und er im sichern Hafen.

Spartacus.

Wollt ihr den Krieg, so wollt auch seinen Zwang.

Castus.

Wir woll'n die Arbeit, aber auch den Dank.
Führ' uns nach Rom und gieb es uns zur Beute,
Und allen Unmuth still' ich dir noch heute.

Spartacus.

Rom — ihr verkennt's — ist uns zu stark,
Wir brauchen der Germanen Mark,
Um diese Königin der Welt zu zwingen:
Ich hoffe, meine Botschaft soll gelingen.

Castus.

Wir sind uns selbst genug,
Wir wollen selbst den Lohn;
's ist schon ein übergroßer Zug,
Das theilt von selber schon.

Spartacus.

Ich rechne nicht nach Beute, noch Genuß;
Ich will den Sieg, und will aus ihren Ketten
Mit Einem Stoß und sichrem Schluß
Des Kriegs die Welt erretten;
Und diese Männer wollen es mit mir.

Castus.

Wir aber wollen —

Spartacus.

Wie? gebietet ihr?
Ich will's, und ich befehl' es so,
Der Plan ist mein, ich hab' euch nun verständigt;
Und brennte die Empörung lichterloh,
Ich will, daß ihr das Feuer zähmt und bändigt.

Castus.

O hüte dich vor dem Tyrannenloos,
Es gleicht bei einem Haar dem Sklavenende;
Und dünktest du dich vorher riesengroß,

Fühlst du nur schmerzlicher die Schicksalswende.

(Castus und Canicius ab.)

2.

Gesandtschaft der großen Armee der Sklaven.

Siegreicher Führer, Feldherr unsrer Wahl,
Uns schickt zu dir das große Heer der Freien;
Wir waren Sklaven, du im Fechtersaal,
Wirst du den Fechtern, wirst du uns dich weihen?
Es bricht das kleine Fechterheer den Bund...
Dort zieh'n sie hin, mit Trommeln und mit Fahnen;
Bleibst du uns treu? thu' deine Meinung kund!

Spartacus.

Sie treulos? sie? die Fechter, die Germanen?

Gesandtschaft.

Zehntausend Schwerter fallen von uns ab.

Spartacus.

So rüstet euch, wir treten auf ihr Grab:
Wenn sie den Feind ermüdet, folgen wir.
Ich schwör's! und ihr, von Neuem schwört es mir:
Die Freiheit retten wir und stürzen Rom!

Gesandtschaft und Feldherrn.

Auf, für die Freiheit! auf, und wider Rom!

(alle ab, außer Spartacus.)

3.

Lager der Römer.

Crassus. Lentulus.

Crassus.

Ein böses Wort! doch muß ich dir es sagen.

Lentulus.

Hast über meine Reiter du zu klagen?
Sind sie vom Sklavenschrecken angesteckt?

Crassus.

Nein, eine Sklavenlieb' hab' ich entdeckt.

Lentulus.

Du sprichst von Lucia.

Crassus.

Sie lebt und liebt.

Lentulus.

Sie lebt? wer ist's, der dir die Nachricht giebt?

Crassus.

Cethegus traf sie bei den Bundsgenossen
In Männertracht, doch hat er sie erkannt.
Nachdem er glücklich den Vertrag geschlossen,
Hat Spartacus zu Ariovist gesandt.
Dein Oenomaus war es und dein Kind.

Lentulus.

O, sei nicht grausam, deine Worte sind
Tödtliche Dolche für mein Vaterherz!
Es ist nicht möglich, sag', es war nur Scherz!

Crassus.

Nein, nein, Cethegus kann sich nicht betrügen;
Er hing zu oft an ihren schönen Zügen.

Lentulus.

Schamloses Kind, dem Römerbrauche
Hast du getrotzt, Verlorne du!
Doch o! du lebst! dein sanftes Auge

Wend' mir noch einmal leuchtend zu!
Laß mich verstohlen dich umfassen,
Wo uns kein Römeraug' entdeckt;
Ich, nein, ich will dich nicht verlassen,
Dich, nun vom Tode mir erweckt!

Crassus.

Es ist ein dummes Vorurtheil,
Sie liebt doch nur den Mann,
Und wählet leicht das wahre Heil,
Wenn man's ihr bieten kann.

4.

Die Vorigen. Cato.

Cato.

Die Schlacht ist entbrannt,
Schon kommen gerannt
Die feigen, flüchtigen Züge.
Auf, Römer, ermannt
Euch zur Zucht und sträflichen Rüge.
Halt ein, Dictator, den Strom,
Dich rufet dein Amt und Rom.

(Alle drei ab.)

5.

Spartacus. Oenomaus. Lucia in Männerrüstung.

Spartacus.

Heil uns! da seid ihr endlich wieder!
Hat Merowig, der König der Germanen,

Und Ariovist, der Held, euch Gunst gewährt?
O sag's, sie steigen von den Bergen nieder,
Und grad' auf Rom und für die Freiheit bahnen
Sie sich den Weg und uns, die sie's gelehrt!

Oenomaus.

Die Deutschen zieh'n zu Crassus' blut'gen Fahnen.
Er hat vor uns der Hülfe Gunst begehrt;
Nun liefert deutsche Treue den Tyrannen
Zu Henkern all die kampfgewohnten Mannen.

Lucia.

Und nicht genug, der Fechter ganze Macht
Fiel vor der Stadt in mörderischer Schlacht
Mit unverwandtem Blick, bewährte Helden,
Und keiner floh, das Unglück dir zu melden.

Spartacus. (Dann Oenomaus und Lucia mit ihm.)
Du goldner Hoffnung süßes Licht,
Mein Leben, o verlösche nicht!
Der Freunde Wahn, nicht Feindes Macht,
Hat dieses Schicksal uns gebracht.
O Freiheit, Freiheit, wende du,
Die Freunde deiner Fahne zu!

6.

Castus (aus der Gefangenschaft der Germanen zurückgekehrt, sich vor Spartacus niederwerfend).

Ich biete dir mein schuldig Haupt.
Du siehst den Stamm gebrochen und entlaubt,

Der noch vor kurzem trotzig seine Krone
Hoch über dich erheben wollt', o schone
Den Frevler nicht,
Den das Gewicht
Der blut'gen Schuld erdrücken würde,
Nimm mir das Leben, nimm mir diese Bürde!

Spartacus (hebt ihn auf).

Unsel'ger, kommst du von den Todten?

Castus.

Mich sendet Ariovist als Boten.

Spartacus.

Der deutsche Fürst?

Castus.

Ich fiel in seine Hand.
Er hat zu spät als Brüder uns erkannt.
Doch höre, was durch mich er dir verkündet:
Zwei Monde sei er Crassus noch verbündet;
Flöh'st du hinüber nach Siciliens Küste,
Verging' die Frist wohl, wo er fechten müßte.

Spartacus (zu Oenomaus).

So sende du den Schiffen auf der Höhe
Von Rhegium, den Räubern aus Cilicien,
Ein Boot, biet' ihnen Gold genug und lade
Sie ein, uns aufzunehmen, während ich
Mit Castus geh', ins Lager der Germanen.

(Alle ab.)

7.

Zelt der Germanen.

Ariovist und Crassus.

Crassus (kommt).

Seid mir gegrüßt, Germanen, Bundsgenossen,
Der Sklaven Blüthe, ihr Germanencorps,
Das schon viel edles Römerblut vergossen,
Habt ihr vertilgt, ihr thut es uns zuvor.
Die Wüthenden, ihr habt sie kalt empfangen,
Seid tapfer tödtend in den Tod gegangen.

Ariovist.

Wie willst du nun den Krieg zu Ende bringen?

Crassus.

Wir müssen sie mit Wall und Mauer zwingen.
Von Meer zu Meer will ich die Schanzen ziehn.

Ariovist.

Wir pflegen nicht den graden Kampf zu flieh'n,
Und fechten nur mit Speeren, nicht mit Hacken.

Crassus.

Der Römer größten Feind gilt es zu packen.
Und hielt ich ihn schon sicher bei den Haaren,
Ich würde doch vor ihm mich sorgsam wahren.

Ariovist.

Mehr als dich selber ehrst du Spartacus,
Den Löwen, — und du scheust den freien Schuß.

8

Ariovist. Crassus. Castus. Spartacus.

Castus.

Dies ist der Fürst und Herzog der Germanen.

Spartacus.

Herzog, von Spartacus gesendet kamen
Wir in dein Zelt. Wir sind von Einem Namen,
Ein Cimber ich und Castus ein Teuton,
Du siehst in mir des tapfern Herols Sohn.

Ariovist.

Des Herols, meines Ohms?

Spartacus.

Desselben, sieh mich an.
(Sie begrüßen sich.)

Crassus.

Ha! ich erkenne diesen Mann,
Ich kenn' ihn aus dem siegsgewissen Blick,
Womit er stolz durch Roms Arena stieg.
Lictoren, greift ihn, denn ihr legt den Strick
Um Spartacus und endigt diesen Krieg.
(Lictoren treten vor.)

Spartacus.

Ja, ich bin Spartacus.

Ariovist.

Mein Vetter und mein Gast.

Spartacus.

Der Römer Feind, den du in Händen hast.

Ariovist.

Geheiligt als Gesandter seines Heers.
(stößt in sein Horn. Zu den erscheinenden Kriegern:)
Geleitet uns zurück zum Rand des Meers.

Und du, leb' wohl, und glaub' an unsre Treue,
So sehr ich dieses Bündniß auch bereue.
(Die Deutschen mit Spartacus ab.)

9.

Crassus.

O über diese Bären!
Viel Römerleichen wären
Durch seinen Fang gespart;
Nun da er mir entronnen,
Wird nun der Kampf begonnen
Mit dieser Sklavenart.

(Crassus ab.)

10.

Vor Spartacus Zelt.

Ariovist mit seinem Geleit und Spartacus.

Ariovist.

Ja, ich erkenn's, gerecht ist deine Sache.

Spartacus.

Die Freiheit selbst und späte, heilige Rache!

Ariovist.

Doch unser Wort ist eurem Feind verpfändet.

Spartacus.

Ist denn kein Gott, der deinen Starrsinn wendet?!
Hier siehst du mich zu deinen Füßen,
Das Loos der Welt in deiner Hand.
Soll sie für deinen Irrthum büßen

Mit Blut und Schmach von Land zu Land?
Laß sich dein freies Herz ermannen,
Brich deinen Eidschwur den Tyrannen!

Ariovist.

Steh auf! entflieh!
Das Schicksal reißt uns fort.
Wir brachen nie
Das eingesetzte Wort.
Auf und entflieh
Zum sichern Inselport.

(Ariovist mit Gefolge ab.)

11.

Spartacus.

Dies starre Volk ist nicht zu wenden, —
Taub bleibt's der Freiheit! — O mein Herz!
Gieß in den Fluch all deinen Schmerz,
Den ich ihm nach will senden.
Du sollst auf ein Jahrtausend hin
Für jede Knechtschaft fechten
Und nie den faulen Sklavensinn
Erheben zu dem Rechten!
Von Pfaffen und von Herrn gebeugt,
In Schmach verendet, wie gezeugt,
Sollst du zuletzt der Sklaven Sklave sein, —
Dies Loos sei dein!

(ab ins Zelt.)

12.

Die Sklaven, am Ufer von Rhegium die Schiffe erwartend.

Seht die wandernden Wellen
Schwellen und überschwellen,
Grüßen zu uns herauf.
Ueber die schäumenden Bogen
Kommen die Schiffe gezogen.
Grüßt sie zum glücklichen Lauf!
Hurrah! sie nehmen uns auf!

13.

Spartacus aus seinem Zelt.
Oenomaus und Lucia vom Meeresufer.

Oenomaus.

Ich sandt' einen Nachen mit Gold
Zu der Räuber Flotte.
Sie nahmen den Freundschaftssold
Und entfliehn uns zum Spotte
Am Ufer vorüber
Zur Insel hinüber.

Spartacus.

Hier schlägt uns Treu' im Solde der Tyrannen,
Dort flieht Verrath mit unserm Sold von dannen;
Doch seh' ich Wolken schwarz sich thürmen:
Euch bringt das Wetter, euch die Nacht
Den Untergang. Mit Macht und Stürmen
Verbünd' ich stürmend meine Macht.

Lucia.

Nacht, du deckst die Augen
Im Tod mit deinem Flor; —
So bedeck' mit dem Mantel des Todes
Der Tyrannen verbündetes Corps!

Nacht, du zeugst die Menschen,
Brichst junge Seelen los,
In der Liebe verborgenem Wirken,
In der Ruh' stillwaltendem Schooß;

Heut' bring' freie Kinder
Aus deinem Schooß hervor,
Und begrüße nur glückliche Menschen
Mit des Morgens jubelndem Chor!

Oenomaus.

Schon hör' ich deine Stimme,
Nachtwandler, Sturm;
Ergreif' mit vollem Grimme
Schiff, Wall und Thurm!

O Sturm, führ' unsre Schaaren
Im letzten Strauß
Durch lauernde Gefahren
Bei Nacht und Graus!

Spartacus.

So gürtet euch und aus den Besten
Nehmt eine tapfre Schaar zur Hand,
Wir dringen stürmend zu dem festen
Prätorium, des Crassus Sand.
Gedenkt des Sieges am Vesuv,
Wo Nacht und Muth die Freiheit schuf.

Alle drei (zusammentretend).

O Sturm, führ' unsre Schaaren
Im letzten Strauß
Durch lauernde Gefahren
Bei Nacht und Graus.

(sie weihen sich)

Bei der Freiheit, bei der Liebe Flammen!
Wir stehen fest und treu zusammen,
Erwerben einig in der Nacht der Noth
Den Sieg der Freiheit oder freien Tod.

14.

Zelte der Germanen.
Volksversammlung bei Fackeln in der Nacht.
Merowig. Ariovist.

Ariovist.

Versammelte Krieger, das Schicksal fügt,
Daß wir uns Rom verbündet.
Aufs treue Wort, das niemals lügt,
Ist dieser Bund gegründet;
Ob auch die Welt zu Grunde geht,
Das Bündniß gilt, die Treu' besteht.

Merowig.

Die Wahrheit lös't der Lüge Bund.
Rom bringt das Loos der Tyrannei,
Und Spartacus mit kühnem Mund
Spricht alle Menschen gleich und frei.
Nur Freiheit bindet, nur Freiheit eint:
Treu' dem, der treu mit ihr es meint!

Ariovist.

Stimmt nun, ob auch der edle Franke
Zur neuen Meinung hingewandt,
Ob mein herkömmlicher Gedanke
Von euch für Recht wird anerkannt.
Die Wahl ist groß, hier liegt die Ehre,
Mein Namen und mein Herzogsschwert;
Dort lockt der Freiheit neue Lehre,
Seht was ihr wählt, wen ihr entehrt!

(Die große Mehrheit stürzt auf seine Seite, man giebt ihm sein Schwert zurück, hebt ihn auf den Schild und trägt ihn triumphirend fort. Man hört Schlachtgeschrei in der Ferne. Die Hörner rufen.)

Chor (im Abmarschiren).

Wir weihen uns aufs Neue
Der Ehr' und deutschen Treue.

15.

Merowig.

Der Wahnsinn siegt — es ist vorbei! —
Ich höre Getümmel und Kriegsgeschrei. —
Sitzt ihnen schon die Rach' im Nacken
Für den Verrath am höchsten Gut,
Sie bei dem blinden Schwur zu packen,
Zu baden sie im freien Blut?
Ob sie nun fallen oder siegen,
Sie werden immer unterliegen.

ab).

(Die Bühne bleibt eine Weile leer, man hört Kriegsmusik hinter der Scene, das Getümmel verhallt, der Morgen dämmert.)

16.

Das Lager der Römer. Die Sonne geht auf. Verwüstung der Schlacht. Crassus von der einen Seite, Lentulus von der andern.

Crassus.

Hier strauchl' ich über Leichen,
Hier war der Streit entbrannt,
Kein Wanken und kein Weichen,
Und von des Wüthrichs Hand
Fiel, wie von Blitzes Streichen
Was gegen ihn gerannt.
Das Feld ist unser, Ariovist erschien
Zu rechter Zeit und dämpfte ihn.
Ist Spartacus gefunden?

Lentulus.

Man sah ihn noch voll Wunden
Und auf den Knieen streiten,
Und muthig ihm zur Seiten
Den schönen Jüngling hier.
Dort liegt er, steh! (erkennt Lucia) Weh mir!

Crassus.

's ist Lucia, dein Kind! so ist es wahr,
Sie theilte Sieg mit ihnen und Gefahr!

Lentulus.

Mein armes Kind,
Du wolltest sie befrein:
Frei sollte das Gesind'
Und keine Herren sein.

O könnt' ich dich ins Leben rufen,
Ich wollt' auf allen meinen Hufen
Das Volk befrein,
Und dir die Obhut übergeben!
Dein Tod verödet mir das Leben!

17.

Die Vorigen. Ariovist mit der Armee.
(Merowig und die Franken tragen die Erschlagenen, Spartacus und Denomans.)

Merowig.

Wir haben uns selbst getödtet,
Von deutschem Blut geröthet
Ist euer Feld.

Ariovist.

Wir haben euch Wort gehalten;
Jetzt möge das Schicksal walten,
Ob euer, ob unser die Welt.

Chor der Deutschen.

Tragt sie von dannen
Und grabt sie ein:
Was sie begannen
Soll Wahrheit sein!
Wir haben's zu Herzen genommen,
Wir geh'n, um wiederzukommen.

(Mit Trauermarsch ab.)

21.

Jugend und Volk.

Du wirfst mir vor, ich spräche nun schon so lange von den Franzosen und noch hätte ich Dir nicht gesagt, ob sie mir gefielen oder mißfielen.

Welch' ein Vorwurf! versteht sich die Liebenswürdigkeit der Franzosen nicht von selbst? Waren sie nicht die Lehrer der guten Lebensart für ganz Europa?

Doch im Ernst, ich rede lieber von den Einzelnen, als von Allen und hab' es mir längst abgewöhnt, Deutsche und Franzosen, Italiener und Engländer wie Bären, Füchse, Tiger und Bulldoggs zu unterscheiden.

Man hält die Engländer für frei, die Italiener für sklavisch; man irrt sich sehr. In Rom ist zur Carnevalszeit ein großes Gedränge in der Straße, die der Corso heißt. Es gehört eine besondere Geschicklichkeit und bisweilen nicht geringe Geduld dazu, einen Wagen durch dieses Chaos zu führen. Hier sah ich einmal einen Engländer fortwährend seinen italienischen Kutscher mit Anordnungen und Zurufen plagen. Der Kutscher hörte nicht auf ihn, der Lord wurde wüthend,

sprang auf und schalt. Da drehte sich der Wagenlenker herum, präsentirte ihm Zügel und Peitsche und sagte: „Wollen Sie den Kutscher machen, hier nehmen Sie! Wollen Sie nicht oder können Sie nicht, so reden Sie mir nicht drein!" Der Lord setzte sich verdutzt in seinen Wagen zurück und schwieg. — In Italien ist ein hündisches Dienstverhältniß gar nicht Sitte. Die Dienerschaft scherzt und unterhält sich auf gleichem Fuß mit der Herrschaft. Ich fuhr einmal in die Campagna hinaus. Vor dem Thor begegnete uns der Fürst Piombino. Das ist der reichste Mann in Rom, sagte der Kutscher. Neulich hat er einen merkwürdigen Proceß verloren. Den muß ich Ihnen erzählen. Und nun hielt er still, setzte sich herum und trug mir den ganzen Hergang vor. Wir brachten wohl eine Viertelstunde mit der Erzählung hin.

Wollte man nun einen Mann mit so humanen Ansprüchen von oben herab ansehn, er würde natürlich Widerstand leisten, und so kommt es, daß mancher unsanft berührt wird, der seine Vorurtheile nicht zu Hause läßt.

In Frankreich findet man das Gefühl der persönlichen Würde noch ausgebildeter. Der preußische

Postillon, der mich über die Grenze fuhr, blies niemand aus dem Wege, der vor uns fuhr oder uns entgegenkam. „Es ist keine Ordnung in diesem Lande, sagte er zu mir, jeder setzt seinen Kopf auf, sie respectiren nicht einmal die königliche Post!"

Ein Bursche, der während der Zeit meines Aufenthalts in meinem Hause als „Valet de pied" diente, hatte noch ein zweites Haus, wo er dieselben Dienste leistete. Eines Tages kündigte er mir an, jetzt habe er jenes zweite Haus verloren. Das thut mir Leid, antwortete ich, da Sie den Lohn brauchen. „Und ich bin herzlich froh, daß es aus ist, sagte er; sie hielten mich wie einen Fremden und commandirten mich wie einen Soldaten." Zu uns dagegen gewöhnte er sich so sehr, daß er die Interessen des Hauses wahrnahm, als wären sie seine eignen. Er nahm sich der Kinder aus freien Stücken an, führte sie auf die Promenaden und lehrte sie die Polka tanzen, und mit schwerem Herzen nahm er Abschied von ihnen, als wir Paris verließen.

Die deutschen Dienstboten werden sehr gesucht, weil sie nicht die Ansprüche der Franzosen machen und überhaupt bessere Dienernaturen sind. In den

Franzosen steckt ein Freiheitsgefühl, das ihnen sehr zur Ehre gereicht, mit dem aber alle diejenigen in Conflict gerathen, welche das alte Dienstbotenverhältniß nicht aus dem Sinn schlagen können. Eine Zwischenstufe zwischen dem alten patriarchalischen und dem neuen humanen Verhältniß des Gesindes als Mitglieder und Gehülfen in der Familie ist das reine Geldverhältniß, welches allerdings sehr häufig vorkommt und dann natürlich immer eine Art von Kriegszustand darstellt. Im Allgemeinen sind die französischen Dienstboten freier situirt und machen mehr Ansprüche, als die unsrigen. Die deutschen Familien, denen dies unbequem fällt, leiten daraus sehr mit Unrecht Vorwürfe gegen den französischen Charakter ab.

Eben so stellt sich der deutsche Philister vor, die Franzosen hätten keinen Sinn für Familie und liebten ihre Kinder nicht. Ganz das Gegentheil wird man überall finden. Die Kinder werden mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt. Es liegt in der Sitte, ihnen alles Mögliche einzuräumen. Sie occupiren die schönsten Plätze in den öffentlichen Gärten, vornehmlich im Palais royal und in dem Tuileriengarten. Aller-

liebste Spiele hat man ihnen erfunden, so einfach und so sinnreich zugleich, daß man sich wundern muß, sie nicht sogleich überall nachgeahmt zu finden. Ein ganz neues Schauspiel sind dem Fremden die Tänze dieser kleinen Gesellschaft, die sie in den Promenaden der öffentlichen Gärten mit lautem Gesang ausführen und wozu sich bekannte und unbekannte ohne Weiteres zusammenthun. Nichts ist humaner, als diese freundliche Duldung und Pflege der Kinderwelt und ihrer Interessen. Herzzerreißend sticht dagegen ab die Verlassenheit der kleinen Savoyarden, die die Kamine reinigen und die man oft in ihren schwarzen Anzügen schlafend auf den Trottoirs der überfüllten Straßen antrifft, und das Schicksal der noch zarteren Kinder, die an den Brücken und an frequenten Plätzen Schwefelhölzer verkaufen, und dort in bitterlicher Kälte bis tief in die Nacht hinein aushalten müssen, und meist stehend mit ihren offnen Kästchen auf der Brust einschlafen. Eugen Sue hat das Mitleid für die armen Kleinen durch seine Schilderung ihrer Leiden und Gefahren lebhaft aufgeregt, auf eine gründliche Hülfe aber warten sie noch immer vergebens. Man überläßt die Kinder der Armen in verwerflicher Sorglosigkeit ihrer

Noth und der grausamen Speculation, die ihre Verlassenheit und ihr zartes Alter mißbraucht.

Eben so fehlt eine genügende und von Staatswegen durchgeführte Schuleinrichtung. Ueberall begegnet man Privatunternehmungen, die zum Theil sehr schön und zweckmäßig, zum Theil aber auch äußerst mangelhaft sind. Ein allgemeiner Mangel, der auch die Colléges (Gymnasien und Realschulen) trifft, ist die geringe Besoldung der Lehrer, die außerdem noch eine weit schwierigere Stellung zu den Kindern haben, als die Lehrer in Deutschland, weil die französischen Knaben viel lebhafter und unbändiger und die Mittel, Disciplin zu erhalten, viel beschränkter sind. Wie das Princip des französischen Lebens das Selbstbewußtsein, den Trotz und den Uebermuth begünstigt, also die positive Seite des Charakters hebt, so ist das ganze Getreibe, in dem wir in Deutschland aufwachsen, gegen den Charakter, gegen die Hoffnung, jemals sein Recht durchzusetzen, gerichtet. Der Geist unserer Jugend ist sklavisch gegen den der französischen; nun denke man sich in diesen Schulsälen voll wilder Bursche, Lehrer, die von der Privatspeculation herbeigezogen, also noch abhängiger und gedrückter

sind, als bei uns, und man wird ihre üble Lage ganz begreifen. In den Collèges ist eine soldatisch-mönchische Ordnung, Uniformirung, Versammlung nach der Trommel, strenge Arbeitsstunden, Spaziergänge in Reih und Glied eingeführt. Mit der Turnerei und deren freierer Disciplin wär' ihnen sehr aufzuhelfen, zumal da sie alle die schönsten Plätze haben; sie konnte bisher aber nur in der Form einer ganz besondern Kunst Boden fassen, nicht als allgemeines Erziehungsmittel. Die Collèges sind sämmtlich große öffentliche Pensionate, zu denen gewöhnlich aber auch Stadtschüler für sich und Privatpensionate mit ihren größeren Eleven Zutritt haben. Die große Masse der Schüler macht den Unterricht zu einer Art Vorlesung schon für die unteren Klassen und es entsteht der Uebelstand, daß nicht jeder Knabe speciell herangezogen und bemerkt, ja daß nur die hervorragenden cultivirt werden. Was alsdann von der Masse die Examina nicht besteht, verfällt von Neuem den Privatinstituten zur Befähigung für eine spätere Prüfung. Alle Schulen haben ihre Kränze und Preise, ja sogar Decorationen, die auf mehrere Wochen verliehen werden, und der Wetteifer der Schüler wird

zugleich der der Institute. Hiegegen hat man sich nun besonders aufgelehnt und es ist dahin gekommen, daß man viele Preise in einer Anstalt für einen Mißbrauch und für ein Resultat der Abrichtung befähigter Schüler in einzelnen Disciplinen ansieht. Dies ist eins von den stereotypen Märchen, auf denen die deutschen Donquixots triumphirend über die verkehrten Franzosen umhertraben. Man macht aus jeder Uebertreibung ein Factum. Und es wäre nicht der größte Mangel der Colléges und Pensionate: wer Eins gut weiß, weiß Alles. Aber so viel der jetzige Zustand auch zu wünschen übrig läßt, dennoch liegt in dem ganzen System der Colléges, in der gleichen Verpflegung, Disciplinirung und Anleitung großer Massen, die von den Familieneingriffen möglichst befreit sind, in ihrer Verbindung mit der Publicität und in dem Uebergang aus ihnen in die Kriegs-, Marine- und Industrieschulen, ferner in ihrer Fortsetzung nach unten durch die Institute ein sehr richtiges Princip, das Princip des constituirten Jugendlebens, und es ist nur nöthig, das Ganze zur Staats- und Nationalsache zu machen, die mönchisch oder klösterlich-soldatische Form durch eine humanere und civi-

lere zu ersetzen, das Lehrerpersonal nobler und besser zu versorgen, und einen grossen Schritt zur Reform der bürgerlichen Gesellschaft zu thun. Aber man ist von der Anerkennung der Pflicht, jeden Menschen, auch den ärmsten, von Staatswegen zu erziehn, noch so weit entfernt, daß noch nicht einmal der erste Schritt, alle Schulen zu öffentlichen zu machen und so die bezahlenden Aeltern vor Prellerei zu schützen, gethan ist. Im Wesentlichen herrscht auf diesem Felde, wo die Saat der Zukunft gesäet wird, der Zufall und die Anarchie; und die junge Welt ist ihrem guten Genius, wenn sie von wohlhabenden Aeltern, ihrem bösen Schicksal, wenn sie von armen geboren ward, anheimgestellt. Der freie Sinn der Jugend ist ein unschätzbares Element und unter den jetzigen Verhältnissen die beste Bürgschaft gegen die Rückkehr einer pfäffischen Beherrschung, welche man auch hier mit grosser Unverschämtheit als Heilmittel gegen die Anarchie in Vorschlag bringt, während es hier, wie überall, nicht darauf ankommt, daß Pfaffen oder andre Bevorzugte, sondern daß die Humanität herrscht und das Princip der Gleichheit in den Institutionen realisirt wird. Die Revolution, die

1844 gegen die Pfaffen im College Stanislaus ausbrach, bewies, wie wenig der Jesuitismus bei den jungen Leuten gefaßt hatte; und die Veranlassung gab eine Art Kirchenstrafe gegen einen Schüler der obern Klasse. Zuerst wurden die Lehrer hinausgeworfen, dann unter dem Schutz der municipalen Autorität siebzig Schüler, die rebellirt hatten; das Resultat war aber immer, daß dieses Institut, welches vorzugsweise unter der Leitung der Pfaffen steht, einen bedeutenden Verlust erlitt.

Die Katholiken haben freilich eine besonders darauf berechnete Methode, von ihrer Religion abzuschrecken. Sie schellen und bimmeln unaufhörlich mit ihrem Betglöcklein, sie occupiren Nacht und Tag damit und wen sie nicht dahin bringen, daß er sie vergißt, den müssen sie gegen sich aufbringen. In einer Pariser Pension, die ein Abbé leitete, mußten die Kinder vierzehnmal des Tags beten. Hier hörte ich folgendes Gespräch zwischen einem katholischen und einem protestantischen Knaben an. Beide waren etwa neun Jahr. Der kleine Protestant war von der Religion dispensirt und ging in den Garten oder in's Bett, wenn die andern sich mit Beten kastei'ten. „Du

bist sehr glücklich, sagte der Katholik, du brauchst gar nicht zu beten." — O, ich thu' es doch, antwortete der andre. — „Nun, wann denn?" — Des Nachts im Schlaf. — „Sagt' ich nicht, daß du glücklich wärst!" wiederholte der arme Junge.

Wie die Physiognomie der Schulen, so ist auch die der Universität himmelweit von der deutschen verschieden. Der französische Student ist kein privilegirtes und doch ganz speciell rechtloses Wesen, wie der deutsche, er ist nicht bestimmt, die Tyrannei passiv zu lernen, um sie dann activ als Beamter wieder auszuüben. Er occupirt seine Hörsäle nicht für sich allein, um die Mysterien des Brodstudiums heimlich davon zu tragen, die Hörsäle füllen sich mit Männern aus allen Klassen, der gemeine Soldat und der Minister sitzen auf derselben Bank, wenn der Vortrag beide anzieht, und sogar Damen finden sich ein, wo man in Deutschland gewiß nur Fachmenschen antrifft, in den Laboratorien der Chemie, auf der Sternwarte, ja sogar im anatomischen Theater.

Bei Edgar Quinet und Michelet im College de France haben die Damen einen Halbkreis von Stühlen vor den Bänken, die vom Lehrstuhl bis an die

gegenüberstehende Wand hoch emporsteigen. Der ungemeine Andrang zu den Vorlesungen macht es nöthig, daß man sich mindestens eine Stunde vor dem Anfang einfindet. Natürlich ist die Unterhaltung in dieser Zwischenzeit sehr stürmisch, bisweilen kommen von Oben förmliche Lawinen herunter und das Gedränge sieht halsbrechend aus, die Ungeduld macht sich in Trommeln und Pfeifen, und die Beklommenheit in dem Ruf: Fenster auf! Luft. Das Fenster ist oben in der Decke; öffnet es sich nun zu weit, so bricht gar bald ein empfindlicher Zug herein und es bildet sich eine Reaction, die ihre Stimme erhebt und: Fenster zu! schreit. Dieser Kampf, denn die Parthei der freien Luft wehrt sich, belustigt dann eine Weile; aber nicht dauernd genug, um die Damen, die sich nun auch einfinden, vor aller Anfechtung zu schützen. Tritt eine junge und schöne herein, so wird ihr bisweilen ein stürmischer Beifall geklatscht, und selbst solche, die weniger gut empfangen wurden, können sich durch eine kühne Wendung, womit sie ihren Stuhl erreichen oder durch die gute Art, womit sie den ersten Sturm aushalten, noch die Gunst dieses heitern Publicums erwerben. Es gehört Muth dazu, unter diesen Um-

stånden die Vorlesung zu besuchen; und dennoch sind die Stühle der Damen immer besetzt.

So vollständig dies muthwillige Publicum sich selbst überlassen ist, so gutmüthig, anständig und nobel dirigirt es sich.

Ein Sturm des Beifalls empfängt den gefeierten Redner. Er setzt sich, beruhigt allmälig die Menge und trägt nun vor mit einer Freiheit in der Auswahl seiner Gegenstände, die einen systematisch gewöhnten Deutschen zuerst beängstigt und nur allmälig durch irgend eine plötzliche hinreißende Wendung über den bewußten Gang des Vortrags wieder beruhigt. Quinet hat ungleich mehr Talent, als Michelet, der im übrigen mit ihm die gleiche oppositionelle Stellung einnimmt. Er ist ein poetischer Philosoph. Seine Opposition gegen die Eklektiker und Doctrinärs trifft gradezu das herrschende System und die mächtigen Personen. Dies machte ihn populär, exponirte ihn persönlich, förderte aber zugleich seine Entwickelung bis an die Grenze des Radicalismus; — noch ein Schritt und er wird gezwungen, das Wort des Räthsels auszusprechen, das ihm immer auf den Lippen

schwebt und immer wieder in einer Umhüllung romantischer Nebel verschwindet.

Wie viele Franzosen, so verwechselt auch Quinet das Interesse der Revolution mit dem Interesse des französischen Patriotismus. Dies ist kein Fehler, so lange Frankreich und die Revolution identisch sind, es wird einer, sobald sie sich trennen. Merkwürdig, wie fein das Auditorium dies fühlte! Quinet zeigte, daß die Revolution mit ihrem universellen Princip eine neue Religion, die der Freiheit, in die Welt gebracht und nicht gegen, sondern für alle Völker gekämpft und gelitten habe, eine zweite Erlösung. Mit dem rauschendsten Beifall wurde diese Ausführung aufgenommen. Darauf kam er auf Napoleon und hier, wo nun das Schisma des Patriotismus und der Freiheit eintritt, Quinet aber dennoch vorzugsweise die Größe des Mannes hervorzuheben suchte, zeigte sich die vollständigste Kälte des Auditoriums. „Er hat schön gesprochen, sagte mein Nachbar; aber das war recht; man darf das Lob des Tyrannen nicht beklatschen, auch nicht in dem Munde eines so wohldenkenden Mannes, wie Edgar Quinet.“

Der Glaube ist der Glaube an die Zukunft der

Menschheit, die Religion ist die Religion der Freiheit; die Revolution hat an die Stelle der Kirche die Menschheit gesetzt; die deutschen Philosophen übernahmen die Fortsetzung Voltaire's und des 18ten Jahrhunderts; Galilei, Kepler und Copernicus sind die Propheten und Evangelisten der neuen Zeit: Alles das ist vortrefflich; und Quinet spricht es aus. Woran scheitert er nun? Warum spricht er das Princip der neuen Zeit nicht aus? Warum sagt er nicht, die Menschheit ist nicht die Kirche, der Glaube an die Zukunft ist nichts, als die Lebenskraft und das Selbstgefühl der Menschen, die Religion der Freiheit ist keine Religion, sie ist der Aufschwung des edlen Geistes, der nur in der Arbeit der Befreiung sein Glück und seinen Genuß findet? Warum sagt er nicht, daß Befreiung, theoretisch angesehn, Erkenntniß, praktisch angesehn, Arbeit ist? Warum? Es fehlt den Franzosen die logische Arbeit, die, wir dürfen es sagen, die Deutschen ausgeführt haben, es fehlt die Erklärung der Religion, ihres Begriffs und ihrer Geschichte; und selbst ein so klarer Kopf, wie Comte, der die Philosophie in die Systematisirung der positiven Wissenschaften aufhebt, also von dieser

Seite allen Rückfall abschneidet und die theologische Philosophie unmöglich macht, was thut er mit der Religion? Er läßt sie nur zur Seite. Dasselbe thut der französische Staat; und der Katholicismus wuchert nun als Schmarozerpflanze auf ihm fort. Der französische Geist ist noch in den Banden des Katholicismus, so sehr er sich auch gegen sie sträubt. Sein Sträuben selbst ist der Beweis davon, und wenn nun „die Religion im Allgemeinen", „die Unsterblichkeit", „die Weltregierung" unter dem Namen des „aufgeklärten Katholicismus" erscheinen, wenn selbst die ganze Religion zur „Religion der Freiheit" umgewandelt wird; so nutzt das Alles nichts, um den Fuß aus der Schlinge zu ziehn. Die feinere Schlinge wird nur die festere; und es tritt an die Stelle der alten Religion und ihrer Handgreiflichkeit die neue Unklarheit des Gefühls, der Hingabe, der Aufopferung, während nichts klarer sein kann, als daß Erkenntniß und Arbeit oder Wissenschaft und Praxis die Religion und den Cultus oder den Glauben und seine Bethätigung zu ersetzen haben, und die Constituirung oder Darstellung der edlen und schönen Gefühle nur von der menschlichen Kunst zu leisten ist.

Die Welt ist jetzt dahin gekommen, daß sie sich auf Wissenschaft und Kunst im Gegensatz zu jeder anderen Welterklärung und Welterbauung berufen kann. Philosophie und Poesie haben die höchsten Interessen der Menschheit in sich hineingezogen, und beide liefern den Beweis, daß diese Interessen in der reinmenschlichen Form nur gewinnen.

Wenn die Franzosen zu dieser Reinigung der Principien zurückkehren — und sie werden es thun — so ist das für die ganze Welt von der größten Bedeutung. Jetzt freilich begegnete es Quinet in derselben Vorlesung, wo er ausrief: „Der Katholicismus ist todt!" daß er zugab, „als die Päbste „Heilige" gewesen wären, hätten sie mit Recht die Welt beherrscht, jetzt da sie nur Menschen seien und Menschen, die der Entwickelung der Welt Trotz böten, wäre ihre Existenz eine Anmaßung." — Wer wollte die Gefahr laufen, daß wieder einmal ein Pabst unter die Heiligen versetzt wird? Oder vielmehr warum versetzt Quinet nicht lieber gleich alle Heiligen unter die Pickelhäringe, als daß er auf eine Abgeschmacktheit einen welthistorischen Accent legt? Weil

ihm die Entsagung oder die katholische Ascese noch im Kopfe brummt.

Uebrigens ist weder der Standpunkt, noch die Kunst dieser Vorlesungen hinter den deutschen zurück, die man die freisten nennen muß. Kein Deutscher darf seine Dialektik mit dem herrschenden System in Widerstreit bringen, und wenn er es unternimmt, so wird er bald beseitigt. Dieser Widerstreit ist aber hier, sobald er Principien betrifft, die reelle Dialektik und es heißt die Höhe der Zeit inne haben, wenn man einen solchen Platz auszufüllen vermag. Die jetzigen Minister, Guizot an der Spitze, haben zu ihrer Zeit dieselbe Opposition auf ihrem Katheder unterhalten, und wenn man jetzt auch noch so sehr ihr Gegner ist, so muß man doch anerkennen: sie haben nicht nur ihre Personen, sondern auch ihre Gedanken zur Herrschaft gebracht. Die reelle oder die geschichtliche Dialektik bringt aber nothwendig auch einen neuen Inhalt hervor, wie Quinets Beispiel beweis't. Die Stellung zwingt den Mann, sein Material neu zu schaffen, und es ist nirgends die todte, trockne Notiz, die er vortragen darf, er ist gezwungen, als Künstler zu verfahren; sein Zweck, eine große und

weitgreifende Wirkung auszuüben und die unerbittliche Sitte der französischen Welt bringt dies so mit sich. Quinets künstlerisches Talent, welches kein gewöhnliches ist, vermehrt seine Wirkung bedeutend, es ist in der That ein Genuß, ihn zu hören, und ich gebe gern zu, daß ich die Form und ihre Schönheit noch lange nicht so verstand, wie die Franzosen.

Wenn die deutschen Studenten durch ihren Beifall den Ruf eines Professors machen, so machen die französischen ein Publicum, sie sind eine Macht; und wenn der Lehrer eingreifend wirkt, um den sie sich sammeln, so haben sie ihren Theil an seiner Bedeutung im öffentlichen Leben. Mit diesem setzen sie sich in Einklang, von ihm hängen sie ab, und es wäre ihnen nicht möglich, falsch zu urtheilen, weil man sie unmittelbar, in den Vorlesungen und in der Literatur, controllirt. Aber sie haben Bildung genug, um keinen Unwürdigen auf den Schild zu heben. Dies Verhältniß ist in Deutschland ein Greuel. Die Autorität soll nicht von unten, nicht aus der Masse kommen und doch läßt es sich nicht vermeiden. Die Masse ist es, die sogar ihre Feinde stützt und erhebt.

Souverain ist sie überall; aber in Frankreich hat das Volk das Bewußtsein seiner Souverainität.

Bei den verschiedenen öffentlichen Festen ist mir die Haltung des Volks, wenn es sich in Masse versammelt, interessant gewesen. Es ist unmöglich sich einen feineren Tact, eine größere Gutmüthigkeit und ein gesetzteres, anständigeres Verhalten zu denken, als man bei solchen Gelegenheiten auf den öffentlichen Plätzen findet; und die Physiognomie des Volks ist bei verschiedenen Gelegenheiten sehr verschieden.

Am abstoßendsten wird jeder Deutsche den unerhörten Lärm der Jahrmärkte und die Ausgelassenheit der Maskenbälle finden. Die Maskenaufzüge auf den Straßen und die Maskenbälle scheinen aber am Absterben zu sein und die wilde, schamlose Versammlung der großen Oper gleicht mehr einer absichtlichen Travestirung der Maskerade, als einer Belustigung, an der man noch wirklichen Antheil nimmt. Das Publicum, welches sich dort versammelt, ist es überhaupt gewohnt, den Tanz zu travestiren und die Liebe hündisch darzustellen. Nur dem oberflächlichsten Beobachter könnte es begegnen, diese Orgien der Roués aller Arten für Volkssache zu halten. Dem eigentlichen

Volk sind diese Frivolitäten fremd; und man braucht in seiner Mitte keine Verletzung des Anstandes zu fürchten.

Mit der größten Sorgfalt und Galanterie nimmt man sich der Frauen und Kinder an, und es bietet sich gar häufig Gelegenheit dazu. Denn selbst in das gefährlichste Gewühl werden die Kinder mitgenommen und wagen die Damen sich hinein. Am ersten Mai, dem Namenstage des Königs (fête du roi), war ich neugierig, ob die Menge sich geneigt oder abgeneigt zeigen würde. Es wäre unmöglich gewesen, irgend eine andere Gemüthsverfassung zu entdecken, als die von vielen gleichgültigen Spaziergängern. Kaum, daß man sich lebhaft unterhielt. Ein charakteristischer Ausdruck war dies allerdings, vorzüglich wenn man die Julifeste, die bald darauf folgten, damit verglich. Hatten sich am ersten Mai die Menschen nicht im geringsten gehindert, so war das Gedränge jetzt überall, selbst auf dem ungeheuren Concordeplatz, sehr empfindlich. Die Pforten des Tuileriengartens und die Eingänge der elyseischen Felder passirte man mit Lebensgefahr und festgekeilt in einem Strudel, der stoßweise sich hindurchwand. „Nehmt eure Taschen in

Acht!" riefen junge Leute, die ohne Zweifel von großen Abentheuern mit Spitzbuben träumten; ich muß gestehn, daß ich die gefürchteten Galeerensklaven und Galgenphysiognomieen nirgends entdeckt habe. Shawls und Tücher blieben wohl im Gedränge haften, wenn zwei Ströme sich entgegenkamen, unsere Taschen aber fanden wir unberührt, als wir uns selber gerettet sahn. Gerettet, — denn wir kamen aus demselben Ausgange des Concordeplatzes, wo bald nachher mehrere Menschen erdrückt wurden. Von dem Anfange der Verwickelung wurden wir selbst ergriffen. Mit großer Heiterkeit und mit noch größerem Unverstand hatte sich plötzlich eine Kette von Männern und Frauen gebildet, die dem Strome entgegenarbeiteten; zwei ungeheure Massen stießen nun aufeinander und durchbrachen sich gegenseitig; auf der Grenze dieser beiden Ströme sind die Unglücklichen unter die Füße gekommen. Wir wurden so schnell unter den Bäumen der elyseischen Felder fortgerissen, daß wir von dem Geschrei nichts hörten und erst am folgenden Tage die Nachricht in den Zeitungen lasen. Das Unglück ist gewiß nicht auf die Rechnung böswilliger Menschen zu setzen, vielmehr wär es der Muthwille und die

Ausgelassenheit, sich dem dicksten Gedränge entgegenzuwerfen, woraus die widerstreitenden Richtungen in der Masse und die Verwirrung der Einzelnen entstand. Wer in solchen Augenblicken die Ruhe verliert und eine einzige falsche Bewegung macht, gefährdet sich und seine Umgebung. Die Geduld, sich in gedrängter Masse fortzubewegen, kann man übrigens von den „ungeduldigen" Parisern lernen.

Es ist wahr, das Feuerwerk und die Beleuchtung der elyseischen Felder war viel großartiger, als am Namenstage des Königs; aber die Verschiedenheit in der Volksstimmung entsprang ohne Zweifel aus der Bedeutung des Festes. Viel mehr Männer in Blousen, viel mehr Scherz und Ausgelassenheit auf allen Punkten und wo einer vom Lande war, der noch kein Feuerwerk mit angesehn hatte, da zeigten es ihm seine Freunde mit großer Aufopferung. Einen kleinen stämmigen Bauer nahmen zwei Freunde auf die Schultern und hielten ihn die ganze Zeit über ihre Köpfe empor. Sie riefen immer aus ihrem Versteck herauf: „sieh es Dir ordentlich an, sitz' nur ruhig! nicht wahr, es ist schön!" Die Kinder und die Frauen wurden überall gehoben und an die besten Plätze geführt.

Doch wäre diese Versammlung noch immer nicht geeignet gewesen, einen Begriff von der imposanten Arbeiterbevölkerung der Stadt Paris zu geben, welche hier den Stand der Zukunft, le peuple, qui n'est rien, et qui doit être tout, repräsentirt. Erst das Leichenbegängniß Lafitte's und die ungeheure Ausdehnung der Boulevarts, wo das Volk ihn schweigend und theilnehmend erwartete, zeigte eine würdige Erscheinung der demokratischen Hauptstadt. An diesem Tage waren die Blousen bei weitem überwiegend und die Massen vom Boulevart du Temple bis zur Madelaine so dicht gedrängt, daß kein Wagen passiren konnte, — eine furchtbare Macht, so viel tausend starke Männer, meist edle, ernste Köpfe, die alle das Eine Gefühl der Trauer um Lafitte und zugleich um die verlornen Früchte ihres eignen Sieges belebte. Es waren viele Soldaten und sogar einige Batterieen im Gefolge des Leichenzugs; aber diese Vorsicht hätte Louis Philipp nicht gerettet, wenn die Bevölkerung von Paris gesonnen gewesen wäre, seine Sünden an Lafitte und an der Julirevolution zu rächen. Glücklicher Weise für ihn haben sie reellere Absichten, als so einen Moment der Rache zu genießen. Dies wußte

er wohl, alle Viertelstunden ließ er sich Nachricht geben, und alle Viertelstunden erhielt er eine neue Beruhigung durch seine Adjutanten. So fühlte er an diesem Tage zwanzigfach die Wahrheit des modernen Frankreichs, daß er nicht durch Gottes, sondern durch die Gnade von Paris König der Franzosen ist. Ein alter Soldat, der im Juli mit gegen das Volk gefochten hatte, stand neben mir. Im Verlauf unsrer Unterhaltung geriethen wir natürlich auf das Thema der drei Tage. „Man sagt gewöhnlich, es wären zu wenig Truppen in Paris gewesen, glauben Sie das ja nicht; es war zu viel Zorn im Volk," belehrte er mich, „wenn Paris ernstlich will, so wüßte ich keine Armee, vor der es sich zu fürchten brauchte. Sie sehn es ja! wären diese Massen feindlich gesinnt, sie würden die Regimenter des Gefolges erdrücken."

Man hegt in Deutschland den Aberglauben, die „leichtfüßigen" Franzosen wären schwach und weichlich. Sie sind im Gegentheil vielleicht gewandter und stärker, als die Deutschen. Der Elasticität und Spannkraft ihres Geistes entspricht ihr Körper vollkommen. Mit Eleganz und Leichtigkeit überwinden sie die größten Schwierigkeiten. Mit Tollkühnheit machen sie oft

aus dem Gewöhnlichsten eine Gefahr. Es ist die Gefahr, die sie reizt. Wie sich der Deutsche seiner Ruhe und Besonnenheit, so rühmt sich der Franzose seiner Tapferkeit, für den Ruhm des Gemüths hat er den der Sympathie. Ein Feiger gescholten zu werden, ist das Stichwort zum Duell, wie auf deutschen Universitäten der theoretische Schimpf der Dummheit, und nächstdem kann man nichts Schlimmeres sagen, als: er ist ein herzloser Mensch, dies ist eben so beleidigend, als der deutsche Vorwurf der Niederträchtigkeit.

Begegnet irgend einem Menschen ein Mißgeschick, so sind sogleich eine Menge hülfreicher Hände da, und sehr uneigennützig, ja mit Aufopferung helfen sie aus. Ein Freund erzählte mir, er sei im Regen auf dem Boulevart gegangen und habe gesehen, wie von der einen Seite ein Mann mit einem großen Spiegel, von der andern ein Mädchen mit vorgehaltenem Schirm zusammenstießen. Die Spitze des Schirms fuhr in den Spiegel; der Spiegel sprang in Stücke. Wer sollte ihn bezahlen? Der Träger erklärte, er müsse sich an das Mädchen halten. Das Mädchen weinte; es konnte die Summe nicht zahlen. Sogleich trat einer von den Umstehenden auf, zog seinen Hut und sam-

melte. Es waren im Regen und zu Fuß keine Vornehme und Reiche zugegen, dennoch kam die Summe im Nu zusammen. — Ein andrer meiner Bekannten war am Quai, als ein Kind ins Wasser fiel. „Hebt mir meine Brieftasche auf!" sagte ein eleganter Mann zu den Umstehenden, die er gar nicht kannte und die durch ihr Aeußeres ihn leicht abschrecken konnten, sprang in den Fluß, zog das Kind hervor und fand seine Brieftasche und seine Banknoten treulich aufbewahrt.

Die Banditenmärchen und die Angst, in Paris betrogen zu werden, ebenso die Verfälschungsgeschichten sind meist sehr übertrieben und größtentheils Phantasie. In dem Nachwinter von 1845 füllten sich die Journale mit Straßenräubergeschichten. Viele wurden widerlegt, einige wenige bestätigt; keine einzige war für Paris charakteristisch, mit Ausnahme der Ermordung des Buchhändlers aus der Passage Vivienne, die auch vor die Assisen kam. Eine elegant gekleidete Dame hatte eine Broschüre von seinem Tisch entwendet. Es handelte sich nur um zehn Sous. Er führt sie zum Polizeicommissair. Hier zieht sie einen Dolch, ersticht ihn und flieht; — natürlich daß sie arretirt

wurde. — Ein Fall jedoch aus früherer Zeit, mag er nun wahr sein oder nicht, der mir mitgetheilt wurde, verdient erwähnt zu werden. Eines Abends bei Regenwetter hatte sich eine alte Frau hinter einen Baum der elyseischen Felder in Schutz begeben. Es war finster und spät. Ganz nahe bei ihrem Baum, sie erkennt die Gesichtszüge, halten zwei Männer einen dritten an und verlangen seine Börse. Er hat nur Ein Fünffrankenstück, das giebt er willig hin. Aber das ist den Räubern nicht genug und sie beschließen, ihn zu ermorden und auf die Morgue zu tragen, wo sie Zwei Fünffrankenthaler erhalten. Der Unglückliche bittet kläglich um sein Leben; sie hören nicht, und ermorden ihn grausam zu den Füßen der Alten, die in Todesangst und regungslos dasitzt. Kaum sind sie mit dem Todten fort, so eilt sie auf die Polizei und erzählt den gräßlichen Vorfall. Der Beamte nimmt sie mit auf die Morgue und schärft ihr ein, ihm ein Zeichen zu geben, wenn sie die Mörder erkennte. Zugleich hatte er für Zeugen gesorgt. Im Laufe des Morgens erschienen nun die Mörder mit der Leiche, erzählen, wo sie dieselbe gefunden hätten und verlangen ihre Zwei Thaler. „Allerdings, sagt der Be-

amte, die kommen Euch zu, da habt Ihr sie," und legt Einen Thaler auf den Tisch. Die Mörder bemerken, sie bekämen Zwei. „Ja, diesen Thaler und jenen, den ihr bei ihm gefunden habt." Die Räuber erschrecken, verlieren den Kopf und fallen, Gnade bittend, vor ihm nieder. — Diese Scene und die Morgue dazu, man kann sich nichts denken, das schauerlicher wäre. Ich weiß es nicht, ob die Geschichte wahr ist; sie zu erfinden, wäre nicht leicht, wenn sie aber geschehen ist, so muß sie zu ihrer Zeit vor den Assisen und in der Gazette des Tribunaux vorgekommen sein.

Diese Oeffentlichkeit von Allem was vorkommt und auch noch von manchem, was erdichtet ist, läßt die Franzosen viel verbrecherischer erscheinen, als die Deutschen, welche ihre meisten Sünden verheimlichen.

Jedoch ist es richtig, daß den Franzosen sein heißes Blut eher zum Extrem treibt, weshalb er aber auch unendlich viel weiter kommt, als der Deutsche.

Ihre Raufereien sind nicht so gewöhnlich Dolchduelle, als die der Italiener; sie werden aber leichter blutig, als bei uns. Gleich im Anfange unseres Aufenthalts

in Paris fiel eine solche Scene unter unserm Fenster vor. Das Haus bildete die Ecke von zwei Straßen und beherbergte daher einen Marchand de Vin. Ein starker Cabrioletführer gerieth mit einem viel schwächeren Collegen in Streit, sie verließen den Laden und es kam zu Thätlichkeiten auf der Straße. Der Stärkere benutzte seine Uebermacht auf eine brutale Weise; aber plötzlich sahn wir ihn stürzen und sich die Seite halten, sein Gegner hatte ihm einen Messerstich versetzt. Eine Verwirrung und ein Getümmel der Umstehenden benutzte der Kleine und verschwand. Glücklicher Weise war der Stoß nicht in der schlimmsten Richtung gegangen. Der Getroffene erhob sich, bestieg sein Cabriolet und fuhr scheltend von dannen. Noch am andern Tage zeichnete ein großer Blutfleck auf dem Pflaster den Kampfplatz aus. Wir dachten an die blutigen Scenen, die Eugen Sue schildert, und der Vorfall schien uns zu beweisen, daß unsere Straße zu den „unsichern" gehöre. Hatte sie doch kein Gaslicht, war des Abends gewöhnlich sehr menschenleer, und ganz in der Nähe der rue Plumet und anderer Winkelei, die Sue benutzt.

Wenn man die Mystères de Paris gelesen hat und

mit dem frischen Eindruck dieser widerwärtigen Gespensterwirthschaft nach Paris kommt, so denkt man in jeder einsamen Gasse einem Gurgelschneider zu begegnen und wenn dann ja ein Trunkener oder ein Bettler ins Haus kommt, so ist er sicher der Kundschafter einer großen Diebsbande, welche in der Nacht über die Hofmauer steigen, die Fenster erklettern, die schwachen Thüren erbrechen und alles ermorden wird. Dazu kamen nun noch die Nachrichten von der Bande der Escarpes und die Aufhebung eines ganzen Tapis franc am Boulevart, das Luftmachen um das Hotel de Ville herum, wo man ganze Straßen wegbrach; man brauchte nur einige Entdeckungsreisen in diese sonn- und luftlosen, immer kothigen Winkelgassen zu machen, einigen verdächtigen Gesichtern in Blousenjacken zu begegnen, und Eugen Sue war bestätigt. Wer einmal am Fieber der Mystères de Paris leidet, der braucht ziemlich lange Zeit, um sich zu überzeugen, daß er wirklich noch unerstochen umhergeht und daß Paris bei der Menge seiner Diebe und Mörder immer noch keine Räuberhöhle, sondern ein ziemlich sicherer Aufenthaltsort ist. Die Bourgeois und die Ouvriers sind hier vollkommen so ehrlich und zuverlässig

als in Deutschland, und wenn sie handeln, so prellen sie nicht, sie verführen nur zum Kaufen. Darin sind sie aber auch Meister. Wen sie einmal in ihren Laden hineingelockt haben, der müßte ein Stoiker von Tugend sein, wenn er nicht dreimal mehr kaufen sollte, als er sich vorgesetzt; und da man Alles auch aus den entferntesten Gegenden ins Haus gesendet bekömmt, so ist es gar nicht nöthig, daß man sich eigends mit Geld versehn hat. Ebenso ist es in Cafés und bei den Restaurants; wie man sich auf das Geringste einläßt, was mehr als der gewöhnliche Brauch ist, so wird man mit einem kostspieligen, unberechenbaren Ueberfluß ausgestattet. Diese Verführung, nicht die Prellerei, vertheuert den Aufenthalt in Paris, und sie geht einem auf Schritt und Tritt nach, sie beschränkt sich nicht auf die Läden und die öffentlichen Orte, sie benutzt den Schmutz der Straßen, den Regen und die Hitze des Tags, die frühe und die späte Zeit, die Wißbegierde der Alten und die Neugierde der Kinder, die Politik, die Verbrechen, das Mitleid, die Langeweile, das Spiel und den Ernst, kurz jede Handhabe des menschlichen Herzens und der menschlichen Bedürfnisse und es versteht sich von selbst, daß die Verführung,

welche man vorzugsweise verführerisch nennt, hier eine besondere Ausbildung und Eleganz annimmt. Doch das ist hier nicht mein Thema, auch ist es bekanntlich aus allen, auch aus dem socialen Gesichtspunkt viel besser besprochen, als ich es vermöchte.

Wenn man in Frankreich vom Volk (peuple) spricht, so hat man fast immer den Gegensatz der Bourgeoisie oder der herrschenden Klasse im Sinn, wie in Deutschland Volk und König Gegensätze sind. Indessen wird die Unterscheidung je nach dem Gesichtspunkt des Sprechenden noch weiter getrieben. Der politische Sinn des Peuple ist die souveraine Masse überhaupt und alle, die nicht alle politischen Rechte haben, sind danach von den Rechten des Peuple ausgeschlossen; es handelt sich darum, den Begriff des souverainen Volks zu realisiren und den Gegensatz der Herrschenden und der Beherrschten, der Bevorzugten und der Beeinträchtigten aufzuheben. In dem Manifest der Reform, welches wir weiter unten anführen, wechseln die beiden Bedeutungen, die politische und die bürgerliche mit einander ab. Sonst braucht man auch nation für das Ganze, sagt aber nur souveraineté du peuple. Die Socialisten haben den Unterschied der politischen

Berechtigung nun so ziemlich in den Hintergrund gedrängt und den Unterschied der bürgerlichen Lage hervorgehoben. Nach ihnen ist Bourgeois der Reiche, und es gehört zum Peuple jeder Arme, vornehmlich der vom Lohn lebende Arbeiter. Peuple wird so ziemlich le peuple des ouvriers. Von ihm muß man aber wiederum das eigentliche Proletariat, die Bettler, die Prostituirten, die Verbrecher, unterscheiden, und erst in den Fabriken, wo der Lohn ihn und die Seinigen nicht mehr ernährt, wird der ouvrier zum prolétaire herabgedrückt.

Die Aufhebung des Proletariats und überhaupt der Abhängigkeit der Arbeiter oder der modernen Sklaverei würde nun allerdings die politische Frage mit lösen, denn jede Ungleichheit würde neue Proletarier, neue Abhängigkeit, neue Sklaverei erzeugen. Die Aufhebung aller Unterdrückung der Menschen, — sei es durch die Gewalt der Bevorzugten, sei es durch die Ungunst der Natur und der geselligen Anarchie, daß sie unterdrückt wurden, — ist nothwendig die Schöpfung einer neuen Verfassung, also einer neuen politischen Welt, nur mit dem Unterschiede, daß in ihr die Bewegung der Freiheit nicht von der speciellen

Lage eines jeden Individuums abstrahirte, sondern eben darin bestünde, jedes Individuum zu befrein. Die Socialisten fordern mit Recht, die vereinigte Kraft Aller solle den Einzelnen nicht seinem bösen Geschick überlassen, sondern vielmehr das böse Geschick der Einzelnen, sofern es ein geselliges, nicht ein rein physisches ist, aufheben.

Wie verhält sich nun das Volk, le peuple, der ouvrier und der prolétaire, zu dieser Forderung, die seinen eigenen Zustand betrifft? Ist die Masse der Arbeiter und der niedern Bourgeoisie, denn nur diese können eine sittliche Macht bilden, für die politische, für die Fourieristische oder für die communistische Lösung des Problems? Jeder, der sich für Politik interessirt, wirft sich diese Frage auf, und jeder beantwortet sie in seinem Sinne, denn sein ganzes System fiele zusammen, wenn er dies nicht könnte. Die wirkliche Beantwortung der Frage durch die geschichtliche Probe wird also eine Generalkritik enthalten. Ich habe den Populaire von Cabet („journal mensuel en attendant qu' il soit hebdomadaire") vom 16. August 1845 vor mir liegen. Die bevorstehenden Wahlen und die Krisis, welche der conservativen Parthei da-

durch bereitet wird, bringt „den großen Tag" augenscheinlich etwas näher. Cabet resumirt, wie gewöhnlich, alle Verbrechen der Conservateurs und alle Anzeichen, die er in der Presse für den endlichen Sieg des Communismus findet; aber er beweis't damit nur, daß der Communismus noch nicht gesiegt hat. Cabet (und die Communisten machen es hierin alle wie Cabet) würde sich die wachsende Macht des Communismus nicht erst von den politischen Journalen erzählen lassen, wenn er selbst etwas Reelles davon wüßte, sein Journal würde nicht seit vier Jahren darauf warten, ein wöchentliches zu werden, es würde aller Kosten zum Trotz ein tägliches sein, wenn alle Arbeiter Communisten wären, wie dies neulich die Democratie pacifique behauptete. Freilich müßten sie, um Cabets Journal zu dem ihrigen zu machen, auch noch speciell für die „association communautaire icarienne" sein, und der Communismus hat schon so viel Sekten, als er Verkündiger zählt; die Apostel befehden sich bitterlich und die Sekten thun das gleiche. Auch muß die Furcht vor dem Communismus in der politischen Welt sehr nachgelassen haben, da selbst die beängstigenden Gemälde der Democratie pacifique von der

Gefahr vor einer communistischen Revolution keinen Eindruck gemacht und keine Verfolgung der Communisten hervorzurufen vermochten. Der Communismus hat, wie der Fourierismus, den Charakter einer Schule angenommen, nur daß seine Form populärer und mehr Religion als Wissenschaft ist. Er macht daher mehr Proselyten, als die Fourieristen Schüler. Er braucht blos das Bekenntniß der alleinseligmachenden Gütergemeinschaft, alles Uebrige ist gleichgültig, während der Fourierismus ein langwieriges Studium und die Anerkennung eines detaillirten Systems der neuen geselligen Einrichtung erfordert. Wäre der Fourierismus mit dem Verdienst, die socialen Probleme in viele Köpfe gebracht zu haben, zufrieden, so müßte er seine Erfolge viel höher anschlagen, als er thut, und hätte über den Erfolg des Communismus nicht zu klagen, sondern sich zu freuen, denn der Communismus mag immerhin, wie Cabet alle Monat wiederholt, Thomas Morus, Mably, Plato und Christus (er könnte noch Hugo Grotius und den Göttinger Hugo hinzusetzen) unter seine Ahnen zählen; in seiner jetzigen Gestalt ist er ein Kind des Fourierismus. Das Volk, so sehr es auch mit seiner Noth zu kämpfen hat, ist weder für die eine noch für

die andere Lösung der Proletariatsfrage entschieden. Wären die Köpfe der ganzen Arbeiter-Bevölkerung auch nur in Paris unter Einen Hut zu bringen, so würden wir bald einen Versuch des Systems erleben, das sie ergriffen hätten; so wie die Sachen jetzt liegen, ist nur Eins gewiß, die unterdrückte Schicht der Bevölkerung fühlt diesen Druck als ein Unrecht, und was wirklich fast in allen Köpfen steckt, das ist das Bestreben, diesem Zustand ein Ende zu machen.

Doch selbst über die Verbreitung des Selbstgefühls unter die niedern Klassen macht man sich vielfältig Illusionen. Die Verbindungen der Gesellen gegeneinander, ihr Kneipenleben und ihre blutigen Fehden sind keineswegs durch socialistische oder politische Clubbs verdrängt. Sogar der Populaire, der doch gern die ganze Welt zu Communisten machte, theilt in dem citirten August-Blatt die blutige Schlägerei auf der Eisenbahn bei Arles mit, wo die „Devorants" den „Loups" eine förmliche Schlacht geliefert; die Maßregel der Zimmerleute gegen die Meister ist isolirt geblieben, höchstens treten einzelne Parthieen in andern Gewerken ebenfalls mit Beschwerden auf; immer aber

sind die Beschwerden eine Sache der einzelnen Gewerke und noch nirgends Sache der ouvriers im Ganzen: es fehlt also noch an allem Gemeingefühl in dieser Sphäre. Die ouvriers sind eine wissenschaftliche Kategorie, sie sind noch nirgends als Stand und für die Emancipation ihres Standes handelnd aufgetreten, selbst in der Lyoner Bewegung nicht. Alle Bewegungen für einen besseren Lohn sind Symptome der Noth, aber zu gleicher Zeit des Mangels an politischem oder socialistischem Bewußtsein der arbeitenden Klasse als eines Ganzen. Sie agirt noch nicht in Masse, weil sie die Einheit der Interessen aller Arbeiter noch nicht im Kopf hat. Sie befehdet sich sogar noch selbst in ihren verschiedenen Verbindungen, das Militär rechnet sich noch nicht zu den ouvriers, und wo der Arbeiter auftritt, agirt er getrennt nach den Gewerben. Er will Lohnarbeiter bleiben, nur um einen bessern Lohn. Bei alledem versteht es sich von selbst, daß nirgends mehr Aufklärung und reelle Bildung unter den arbeitenden Klassen herrscht als in Frankreich.

Ist aber auch das Selbstgefühl der arbeitenden Klassen als eines Ganzen, das solidarisch ver-

bunden wäre, noch sehr unklar, so wird doch von allen Seiten anerkannt, daß für die Verbesserung ihres Zustandes etwas gethan werden müsse. Cabet kann sogar die Débats dafür citiren; freilich, nachdem sie zugegeben, „vielen Arbeitern fehle selbst das Nothwendige zu Kleidung, Nahrung und Wohnung", fügen sie hinzu: „aber wer sich vermäße, Alles in Einem Tage, oder in Einem Jahr, oder selbst in zwanzig und in funfzig Jahren zu leisten, was hier nöthig ist, wäre ein Narr oder ein Feind des öffentlichen Wesens. Die Verbesserung des Zustandes der Arbeiter ist ein langsames Werk und von langen Athem." Die Débats setzen das Princip der Lohnarbeit als ein unumstößliches voraus, wie dies auch alle bisherigen Forderungen der Arbeiter selbst thun. Aber es ist merkwürdig genug, daß die Débats nur so viel zugeben.

Noch mehr Concessionen nach der Seite des Socialismus machen die Oppositionsblätter. Das Manifest der constitutionellen Linken für die bevorstehenden Wahlen, klagt das Ministerium an, „daß es blinder und unkluger Weise jede politische, ökonomische oder sociale Reform zurückweise". Nur

Thiers und das linke Centrum sprechen von solchen Dingen nicht, und die radicale Opposition wirft der constitutionellen Linken vor, sie ließe sich von Thiers düpiren und wolle nur ein Ministerium Thiers an die Stelle des Ministeriums Guizot setzen. Sie selbst publicirt in der Reforme vom 15. Juli ein Manifest, welches reellere Forderungen, als einen bloßen Ministerwechsel enthält und alles Gewicht auf die sociale Frage legt. Der Populaire citirt es ausführlich; die Reforme publicirt es nochmals im besondern Abdruck und unterzeichnet von den zum größten Theil auch in Deutschland berühmten Mitgliedern ihres Redactionscomités: F. Arago, Ledru-Rollin, Joly, Etienne Arago, Louis Blanc, F. Flocon, V. Schölcher, C. Baune, A. Dupoty, A. Guinau, Ach. Lemasson, Mecurt, Vallier, Lesseré, Léoutre. Es heißt:

„Während auf der einen Seite alle politischen Freiheiten eine nach der andern zu Grunde gehn, erhebt sich auf der andern die sociale Frage und breitet sich aus über die Regierung, über den Staat und die ganze Gesellschaft." Darauf publicirt die Reforme „die Hauptwahrheiten der Demokratie, zu denen sie sich bekennt", folgendermaßen:

„Alle Menschen sind Brüder. — Wo die Gleichheit nicht existirt, ist die Freiheit eine Lüge. — Die Gesellschaft könnte nicht bestehn ohne die Ungleichheit der Fähigkeiten und die Verschiedenheit der Functionen; aber größere Fähigkeiten dürfen nicht größere Rechte verleihen; sie legen größere Pflichten auf. — Dies ist das Princip der Gleichheit: seine nothwendige Form ist die Association. — Der Endzweck der Association ist zur Befriedigung der intellectuellen, moralischen und materiellen Bedürfnisse Aller zu gelangen durch Anwendung ihrer verschiedenen Fähigkeiten und durch Vereinigung ihrer Anstrengungen.

Die Arbeiter sind Sklaven gewesen, sie sind Leibeigene gewesen, sie sind jetzt Lohnarbeiter; man muß darnach trachten, sie in den Stand der Associés zu erheben.

Dies Resultat kann nicht anders erreicht werden, als durch die Wirksamkeit einer demokratischen Regierung. — Eine demokratische Regierung ist eine solche, die die Volkssouverainität zum Princip, allgemeine Stimmgebung zu ihrem Ursprunge, und zu

ihrer Aufgabe die Verwirklichung der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung hat.

Die Regenten in einer richtig constituirten Demokratie sind nur Mandatarien des Volks; sie müssen also verantwortlich und abberufbar sein. — Die öffentlichen Functionen sind keine Auszeichnungen, sie dürfen keine Privilegien sein: sie sind Pflichten. — Da alle Staatsbürger ein gleiches Recht haben, an der Ernennung der Volksmandatarien und an der Bildung des Gesetzes Theil zu nehmen, so muß jede öffentliche Function honorirt werden, damit diese Rechtsgleichheit nicht illusorisch werde.

Das Gesetz ist der Wille des Volks, formulirt durch seine Mandatarien. Alle müssen dem Gesetz gehorchen; aber alle haben das Recht, es laut zu beurtheilen, damit man es ändere, wenn es schlecht ist.

Die Freiheit der Presse muß aufrecht erhalten und geheiligt werden, als Garantie gegen mögliche Irrthümer der Majorität und als nothwendiges Werkzeug für den Fortschritt des menschlichen Geistes.

Die Erziehung der Staatsbürger muß gemeinschaftlich und unentgeltlich geschehn. Der Staat

„Alle Menschen sind Brüder. — Wo die Gleichheit nicht existirt, ist die Freiheit eine Lüge. — Die Gesellschaft könnte nicht bestehn ohne die Ungleichheit der Fähigkeiten und die Verschiedenheit der Functionen; aber größere Fähigkeiten dürfen nicht größere Rechte verleihen; sie legen größere Pflichten auf. — Dies ist das Princip der Gleichheit: seine nothwendige Form ist die Association. — Der Endzweck der Association ist zur Befriedigung der intellectuellen, moralischen und materiellen Bedürfnisse Aller zu gelangen durch Anwendung ihrer verschiedenen Fähigkeiten und durch Vereinigung ihrer Anstrengungen.

Die Arbeiter sind Sklaven gewesen, sie sind Leibeigene gewesen, sie sind jetzt Lohnarbeiter; man muß darnach trachten, sie in den Stand der Associés zu erheben.

Dies Resultat kann nicht anders erreicht werden, als durch die Wirksamkeit einer demokratischen Regierung. — Eine demokratische Regierung ist eine solche, die die Volkssouverainität zum Princip, allgemeine Stimmgebung zu ihrem Ursprunge, und zu

ihrer Aufgabe die Verwirklichung der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung hat.

Die Regenten in einer richtig constituirten Demokratie sind nur Mandatarien des Volks; sie müssen also verantwortlich und abberufbar sein. — Die öffentlichen Functionen sind keine Auszeichnungen, sie dürfen keine Privilegien sein: sie sind Pflichten. — Da alle Staatsbürger ein gleiches Recht haben, an der Ernennung der Volksmandatarien und an der Bildung des Gesetzes Theil zu nehmen, so muß jede öffentliche Function honorirt werden, damit diese Rechtsgleichheit nicht illusorisch werde.

Das Gesetz ist der Wille des Volks, formulirt durch seine Mandatarien. Alle müssen dem Gesetz gehorchen; aber alle haben das Recht, es laut zu beurtheilen, damit man es ändere, wenn es schlecht ist.

Die Freiheit der Presse muß aufrecht erhalten und geheiligt werden, als Garantie gegen mögliche Irrthümer der Majorität und als nothwendiges Werkzeug für den Fortschritt des menschlichen Geistes.

Die Erziehung der Staatsbürger muß gemeinschaftlich und unentgeltlich geschehn. Der Staat

hat dafür zu sorgen. Jeder Bürger muß die militärische Erziehung durchmachen. Keiner kann sich durch Geld loskaufen von der Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen.

Der Staat muß die Initiative ergreifen zu industriellen Reformen, welche geeignet sind, eine solche Organisation der Arbeit, wodurch der Arbeiter zu dem Stande des Associirten erhoben wird, herbeizuführen. — Der Arbeiter hat denselben Anspruch auf die Erkenntlichkeit des Staats, wie der Soldat. Dem kräftigen und gesunden Bürger schuldet der Staat Arbeit, dem alten und schwachen Hülfe und Schutz."

Giebt uns die „Reforme" die Grundzüge einer künftigen Politik, so enthält Lamartine's Manifest, welches er in seinem Journal, le Bien public, publicirt, eine scharfe und kühne Kritik der gegenwärtigen Politik, die ebenfalls mit der Forderung der Socialreform endigt. Es erklärt:

„So groß der Zwiespalt der Meinungen und Partheien immer sein mag; über eins ist alle Welt so ziemlich im Reinen: darüber, daß die Regierung

eine verhängnißvolle Richtung eingeschlagen hat, und daß der jetzige Zustand nicht länger geduldet werden kann." — „Aber Thiers wäre noch schlimmer, als Guizot. Thiers hat das System durch alle seine Phasen begleitet, alle seine Mittel angenommen, sich gelehrig in alle dynastischen Nothwendigkeiten gefügt. Unter seiner heuchlerischen Verwaltung sehen wir immer das süßeste Wort die gehässigste Sache verhüllen; überall finden wir eine Institution eine Sitte, eine Freiheit, die im Wege war, angegriffen, getroffen, zerstört, nicht gradezu ins Gesicht und von vorne, nein hinterrücks, mit einer verborgenen Waffe, und durch Minengänge. Er hat uns die Septembergesetze, das Gesetz über die gerichtlichen Anzeigen gegeben. Paris und Frankreich hat den Souffleur des Regentschaftsgesetzes, den Vater der Bastillen nicht vergessen." Lamartine verlangt noch einmal, wie schon früher in seiner berühmten Rede, eine Aenderung des Systems. Er zählt alle nöthigen Reformen auf und ruft endlich aus: „führt das Volk (le peuple) zur Sittlichkeit durch Unterricht; emancipirt es social und politisch, und beruft die Gerechtigkeit und die Bruderliebe

zur Herrschaft! Aber eilt! Die jetzige Lage darf nicht fortdauern. Eilt! Denn das Unbehagen ist allgemein; das Mißvergnügen grollt und gar bald könnte es eine Gestalt annehmen und einen mächtigen Ausdruck gewinnen. Seit funfzehn Jahren sind so viel Hoffnungen betrogen, so viel Aussichten verschlossen, so viel Versprechungen verfälscht oder verletzt, daß ohne einen rohen Ausbruch zu entschuldigen, im schlimmsten Fall viele Menschen ihn jetzt begreifen würden."

Aber vielleicht würde es wenig beweisen, wenn die constitutionelle Linke, wenn die Reforme oder die äußerste Linke und wenn Lamartine die einzigen wären, die von der Socialreform oder von der Emancipirung der Arbeiter (des peuple) sprächen; daß dagegen selbst die Regierung und die Jesuiten nur durch die socialen Ideen zu einer Anknüpfung mit dem Volk gelangen können, beweis't unwiderleglich dafür, daß diese Ideen fassen und mit der Zeit Epoche machen werden. Das Manifest der Reform ist das Manifest der Zukunft.

Die Democratie pacifique vom 18. August bringt mit unglaublicher politischer Naivetät einen Artikel über „das Werk des heiligen Franz Xaver", worin sie das Patronat der Kirche über die Arbeiter

oder „die Priester des Peuple“ lobt. Cabet citirt dies merkwürdige Actenstück und kritisirt es mit großer politischer Ueberlegenheit. Beweis't es die Macht der socialen Richtung über die Gemüther der Arbeiter, so beweis't es zugleich die religiösen Umtriebe der Regierung und die politische Unschuld der Fourieristen. Das Document sagt: „Es scheint, daß im Jahr 1842 die Minister des Innern und der Culte den Erzbischof von Paris aufforderten, sich mit der Versittlichung der unruhigsten Arbeiterklasse, der Fabrikarbeiter in Masse zu beschäftigen. Die Sache bot große Schwierigkeiten dar. Die Arbeiter gingen nicht in die Kirche. In St.-Margaretha z. E. im Faubourg St.-Antoine unter einer Bevölkerung von 80,000 Arbeitern sah man an großen Festtagen nicht mehr als zwei- bis dreihundert Frauen. Der Abbé Massard, ein eifriger, aufopfernder Mann und populärer Redner, schlug damals Hrn. Haumet, Pfarrer von St.-Margaretha einige Mittel vor, um die Arbeiter zu bewegen, daß sie das Wort des Evangeliums anhörten. Es wurde ein Plan aufgesetzt und dem Erzbischof vorgelegt; er nahm ihn sehr gern an und die Minister des Innern und der Culte billigten ihn. Der Plan, auf die An-

ziehung basirt („die Anziehung, l'attrait, ist der Köder auf den die Democratie pacifique beißt), bestand darin:

1) Die Arbeiter einmal im Monat, Sonntags von 7—10 Uhr Abends zu versammeln und wäre es auch außer der Kirche.

2) Die gewöhnlichen Kirchenlieder, französische Gesänge mit Chor und Orgelbegleitung zu singen, moralische Vorlesungen über sociale Oekonomie zu halten, populäre und religiöse Poesieen vorzutragen, wissenschaftliche Probleme zu erklären, Lobreden auf nützliche Männer zu halten und religiösen Unterricht zu geben durch Erläuterung eines dogmatischen oder moralischen Capitels.

3) Einen Reservefonds zu bilden, um sechs Monat nach der Aufnahme den Kranken beizustehn und Auslagen für Beleuchtung ꝛc. zu decken.

4) Alle Monat eine Lotterie zu veranstalten, worin die Preise geschichtliche und fromme Bücher sein sollten.

5) Subscriptionen für die Ausbreitung des Glaubens zu sammeln.

Dies „„Werk““ hat zum Generalvorsteher den Erzbischof, zum natürlichen Präsidenten den Pfarrer jedes Kirchspiels und zum dirigirenden Priester einen Vicar des Kirchspiels.

Der Beitrag war funfzig Centimes den Monat; Diplome sollten an alle vertheilt werden, welche die Versammlungen unter dreizehnmal zwölfmal besuchten.

Man verlangte keine Verpflichtung zu religiösen Uebungen; alle Culte und alle Stände waren zugelassen.“

„Man hat zuerst die Ordens-Brüder benutzt, um die Arbeiter heranzuziehn, sie in ihren Wohnungen zu versammeln und zu organisiren; darauf ist man in der Kirche zusammengekommen; man hat im Faubourg St.-Antoine begonnen und sodann fast in allen Sprengeln von Paris ähnliche Verbindungen gestiftet; mehr als 15,000 Arbeiter sind auf diese Weise angeworben; die Verbindung heißt das Werk; zu ihrem Patron hat man den heiligen Franz Xaver, den Freund des heiligen Ignaz von Loyola, Stifters der Jesuiten, gemacht; man hat talentvolle Redner angestellt; die Edelleute aus dem Faubourg St.-Germain

sind als Ehrenmitglieder eingetreten und zahlen sechzig Franks jährlichen Beitrag; die Bischöfe kommen nach Paris, wohnen den Versammlungen bei und gründen ähnliche „„Werke““ in ihrer Diöcese; in Lille hält das „„Werk““ eine Schenke für seine Mitglieder.“ Soweit die fromme Democratie pacifique, das gute Kind, das seine Phalanstères also nöthigenfalls auch mit den Jesuiten zusammen einrichten würde. „So ist also der Schleier gehoben, ruft Cabet aus, und was man lange vermuthete, ist nun gewiß! Der Minister ist der Gründer und der Leiter, der Erzbischof und die Pfarrer sind die Instrumente. Aber liebt das Ministerium die Arbeiter, und will es sie wirklich versittlichen? Giebt es die Gesetze und Institutionen, welche das Recht und das Interesse des Volks (peuple) verlangt? Erlaubt es die Associationen und Versammlungen anderswo, als in den Kirchen und unter der Leitung der Priester? Sagt es zu den Kammern, daß sie sich damit zu beschäftigen hätten, den Arbeitern Arbeit und Brot zu geben? Hat es die Petition der Arbeiter, um eine Untersuchung ihrer Lage angenommen? Nimmt es die Zimmerleute in Schutz, die einen Lohn verlangen, von dem sie

leben können? — Man läßt die Brauseköpfe der drei Tage in Afrika umkommen; man demoralisirt die andern durch Disciplinartorturen und gewöhnt sie an Grausamkeit; man bemächtigt sich der unruhigen Arbeiter von Paris und lockt sie in die Kirchen; ... und die Democratie pacifique billigt diese Associationen der Arbeiter unter der Vormundschaft der Priester! Sie nennt diese Priester die Priester des (Peuple) Volks! Der Tempel des Herrn, sagt sie, ist wieder zum Hause des Volks geworden; kostbare erste Keime einer socialen (?) Vereinigung!.. Ehre dafür euch, junge Priester! setzt eure Sendung fort!" ..

Welch' eine Verwirrung! Und wer wollte es den armen Arbeitern verdenken, daß sie nicht wissen, welche Fahne sie ergreifen sollen, um aus ihrer Noth heraus zu kommen, wenn selbst die Gelehrten par excellence, die Generalpächter der socialen Wissenschaft, die unerhörte Dummheit begehen, in der jesuitischen Propaganda und in dem „Oeuvre de Saint-François Xavier" den Anfang der alleinseligmachenden „Association sociale" zu erblicken!

Ich glaube es nicht, daß die Pfaffen 15,000 Arbeiter

in ihre Werkstunden gelockt haben, eben so wenig, wie ich es glaube, daß irgend eine progressistische Parthei 40,000 Arbeiter zur Disposition hat und daß sie mit 80,000 ohne Weiteres siegen würde. Wenn aber Lamartine's Manifest wahr ist, so sind so viel Tausende gar nicht nöthig, um Frankreich den nächsten Schritt seiner Geschichte thun zu lassen. Ich glaube nicht an die Sprünge, in denen die wesentlichen Stufen des politischen Lebens übergangen und alle Prämissen der Gegenwart ignorirt werden können. Macht Deutschland eine Revolution, so kommt es dahin, wo Frankreich jetzt steht; macht Frankreich eine Revolution, so vollendet es die Demokratie, es macht eine politische Umwälzung, ehe es zu der Emancipation der niedern Klassen gelangt; England ist das einzige Land, welches unmittelbar durch einen Armenkrieg mit dieser Emancipation beginnen könnte; nur in England stehen Arme und Reiche auf dem Kriegsfuß, der bei einem gegebenen Anlaß den Einzelnen mit unerbittlicher Nothwendigkeit hierhin oder dorthin wirft. Die niedern Klassen in Frankreich sind noch nicht zu dieser Erbitterung und Abgeschlossenheit gelangt; im Gegentheil, das Princip ihrer Befreiung kommt ihnen

aus den socialistischen Schulen und wird von der politischen Parthei der Demokratie in ihrem Namen adoptirt. In der Presse, in der Deputirtenkammer, ja sogar unter den Pairs haben sie ihre Vertreter, sie sind also bei den politischen Kämpfen betheiligt und es fällt keinem Franzosen ein, dies Interesse aufzugeben.

Hätte man die Associationen nicht unterdrückt, so läge jetzt die Entwickelung der niedern Klassen klar vor jedermanns Augen, und es wäre nicht dies Buhlen aller Partheien, um die Gunst der unbekannten gefürchteten Macht, sondern eine offene Partheiung unter den Leuten selbst entstanden. Man denkt sich jetzt die niedern Klassen als eine einzige Angriffsmasse, und man concentrirt sie allerdings in dem Einen Gefühl der Unterdrückung durch jede neue Beschließung, durch jede ungerechte Verurtheilung.

Aus der Mitte der französischen Arbeiter erging neulich in der Gazette de France eine Erklärung gegen die religiösen Unklarheiten der Democratie pacifique, von denen wir oben ein Beispiel angeführt. Die Arbeiter nennen sich humanistes und fassen das Verhältniß mit einer Klarheit und Schärfe, die großen Eindruck gemacht hat. Die Kritik der Religion ist in die

deutschen und von ihnen aus auch in die französischen Gesellschaften der Arbeiter gedrungen. Alle diese Vereine haben theils durch den Socialismus, theils durch den Einfluß der deutschen Philosophie einen fast akademischen Charakter angenommen. Deutsche Professoren würden diesen Disputationen mit Nutzen beiwohnen und die Uebermacht des geistigen Conflicts über ihr ungestörtes Sumpfleben begreifen. Im ersten Juniheft der Revue independante hat nun auch Herr Adolph de Ribbentropp eine kurze Darstellung von Feuerbachs Wesen des Christenthums mitgetheilt, wodurch die Aufmerksamkeit der französischen Philosophen endlich wieder auf diesen Gegenstand zurückgeführt wird.

Zur Zeit Börne's und noch später hatten die Handwerkervereine der Deutschen, die hier erwähnt zu werden verdienen, den Hambach-Frankfurter Charakter: deutschpatriotisch und burschenschaftlich liberal, aber unter einem despotisch verfügenden „Brennpunkt". Der Grundsatz des unbedingten Gehorsams gegen den „Brennpunkt" führte eine Trennung der Gesellschaft herbei; von fünfhundert fielen über vierhundert ab und richteten sich nun vollkommen republikanisch ein. Zehn

Mitglieder bildeten eine „Gemeinde", zehn Gemeindevorsteher bildeten einen „Gau", jeder „Gau" sandte Einen in die „Halle". Die „Halle" wählte aus sich einen „Vorstand" und einen „Beistand", die „Beistände" aller „Gauen" wählten eine „Beihalle". Der „Vorstand" hatte die geistige Leitung, der „Beistand" die Controlle, die „Beihalle" die Finanzen und das Secretariat, auch die Schlichtung etwaiger Streitigkeiten durch Ehrengerichte. Dieser Verein hat es etwa auf tausend Mitglieder gebrach die sich aber seit den Septembergesetzen nicht in Masse versammeln dürfen.

Sie bringen durch kleine Abgaben Geld zu Büchern auf, die ihnen zusagen, um sie circuliren zu lassen und in ihren Gesellschaften den Inhalt zu discutiren. Es versteht sich, daß die socialen Probleme vornehmlich die Gütergemeinschaft, als das beste Mittel, um zur Aufhebung der Sklaverei der Arbeiter zu gelangen, und die Religionsfrage die Gegenstände ihrer Erörterung abgeben. Die Neulinge aus Deutschland sind immer für die Herrlichkeiten ihrer Heimath und erzählen, wie alle Deutsche, vom Historiker bis zum Stiefelputzer, fortdauernd von ihren allergnädig-

sten Herren, je kleiner das Ländchen ist, desto mehr einige sind sogar fanatisch legitim und gottselig. Leider verliert sich dies hier sehr bald, ohne daß eine andere Bekehrung, als die Luft der Freiheit, die sie einathmen, nöthig wäre. Nur ein Beispiel. Ein großer starker und fester Zimmermann kommt nach Paris und hört von einem freisinnigen und freigeistigen Schriftsteller. Man giebt ihm sein Buch. Entrüstet erscheint der Gesell nach der Lectüre bei seinen Genossen und erklärt, er würde den Schändlichen, der alles Heilige mit Füßen träte, todtschlagen. Aber kaum sind einige Wochen vergangen, so findet sich derselbe Teutone unter den eifrigsten Anhängern der „Ebenistes"; nach diesen nämlich nennen sich die freisinnigen Handwerker, die vom Christenthum emancipirt sind, und sich dabei auf Feuerbach gründen. Ihnen gegenüber stehen die „Tailleurs", die mit Weitling, dessen Ruhm sie sich aneignen, am Christenthum festhalten. Die Ebenistes wollen die Republik und durch die Republik moralische Bildung und Aufhebung der Sklaverei; die Tailleurs haben die Mystik auch in die Politik gebracht und denken an unmittelbare mysteriöse Emancipation ohne Rücksicht auf den Staat. Der Staat wird auf-

gehoben, wie von den ersten Christen die Welt; und die Gütergemeinschaft ist nach ihnen, wie die Kirche und die Hierarchie nach der Ansicht der Christen, kein Staat. Zwischen beiden Partheien muß es nothwendig zum Bruch kommen, wenn nicht die intelligenteren Ebenisten die Oberhand gewinnen. In den Discussionen der Letztern wird übrigens, auch wenn kein Tailleur für das Christenthum auftritt, die Sache desselben durch bestellte Respondenten vertheidigt. Es ist interessant zu bemerken, daß die weichlicheren Schneider für und die starken Gewerke, die sich zu den Ebenisten (Tischlern) halten, gegen das Christenthum sind. Entschieden in den crassesten Mysticismus sind die deutschen Communisten im Waadtlande versunken. Nicht nur, daß sie an Weitlings Versprechen: „es werde nächstens ein Messias auftreten", glauben, sie haben ihren Messias bereits wirklich gefunden. Ihr Hauptschriftsteller August Becker schließt seine Broschüre: „Was wollen die Communisten?" mit den Worten: „Freunde, Brüder, Communisten, Junghegelianer, Jungschweizer und Nationale! Kuhlmann ist der Mann, der uns vereinigen wird, nicht nur äußerlich durch schöne Worte, sondern auch im Geist

und im Herz durch die Kraft der Wahrheit!" — Er hört auf zu discutiren, er predigt; er löst kein Problem, er prophezeiht, und nicht „Worte", sondern „Geist und Herz" sollen Alles unmittelbar leisten. Erst spielten sie mit der Religion, jetzt finden sie schon, daß dies die bequemste Weise ist, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden. Sie ediren *) jetzt in Lausanne „die fröhliche Botschaft von der religiösen und socialen Bewegung" und Kuhlmann hat in halbbiblischer Sprache „die neue Welt oder das Reich des Geistes in der Wirklichkeit" in Genf drucken lassen. Das Vorwort, doch wahrscheinlich wieder von dem Becker dieser neuen Religion, sagt: „Es fehlte an einem Manne, in dessen Munde all unsre Leiden und all unser Sehnen und Hoffen mit Einem Wort, Alles was unsere Zeit im Innersten bewegt, zur Sprache würde. Dieser Mensch, den unsre Zeit erwartet, ist aufgetreten. Es ist der Dr. Georg Kuhlmann aus Holstein."

---

*) Edirten — der Canton Waadt hat sich bereits dieser Propheten entledigt, die auf Kosten der deutschen Handwerksburschen in Lausanne ꝛc. lebten und diesen durch ihre Predigten die Köpfe verrückten. Anm. d. Correctors.

Ueber diese Zumuthung sind in Paris selbst die Schneider stutzig geworden und vielleicht emancipirt sie dieser extemporirte Messias von dem Glauben an die eingelernte Autorität, womit sie ihr Zunftgenosse gefesselt.

Während die Franzosen immer wieder auf den Boden der politischen Wirklichkeit zurückkehren, sind die Deutschen jeden Augenblick geneigt, ins religiöse Traumgebiet abzuirren. Selbst die hyperkritischen Schriftsteller des deutschen Communismus verfallen in die Seuche des Mysticismus der absoluten Unbestimmtheit. Sie predigen mit großem Geschrei und erbittertem Fanatismus. „In Zukunft soll sein:

Kein Egoismus, sondern Gemeinschaft;

Kein Eigenthum, sondern Gütergemeinschaft;

Kein Geld, sondern unmittelbare Befriedigung aller Bedürfnisse;

Kein Staat, sondern Gesellschaft;

Keine Regierung, sondern Anarchie;

Keine Ehe, sondern freie Liebe;

Keine Abstimmung, sondern Uebereinstimmung!"

Der Geist ist über sie gekommen und hat die Siegel von allem Bestimmten abgelöst, damit es frei werde.

Und wie ist das Alles zu machen? Das darf man nicht fragen, antworten sie, oder ein Prophet, ein großer Mann, der da kommen soll, ein Dictator wird es sagen und einrichten, oder, was noch der vernünftigste Trost ist, die Arbeit der Discussion wird hervorbringen was die neue Welt bedarf.

Und warum verfallen die deutschen Kritiker in diesen Fehler, lauter blaue Unmöglichkeiten zu fordern und die Franzosen über ihre Versuche, das Wie und Wo nachzuweisen, nicht anzuerkennen, sondern zu verhöhnen? Der gemeinsame Fehler aller dieser mystischen Unbestimmtheiten rührt daher, daß die Deutschen das Gebiet der Phantasie und des Gedankens, nicht die Form des Willens, der Entschließung dieses allgemeinen Phantasie- und Denkwesens zu einer bestimmten wirklichen Existenz vor Augen haben. Im Gebiet der Erkenntniß ist nothwendig Anarchie vorhanden und ein solches Chaos ist die Presse und jede discutirende Versammlung. Eine gleiche Erkenntniß Aller ist so unmöglich, als Ein Ort für Alle; und wo man etwas Allgemeines erobert hat, wie in den Wissenschaften, da sucht Jeder sich auf die Schultern des Andern zu schwingen, um nun weiter zu sehn und

dann seinerseits wieder eine neue Stufe zu bilden. Wer nur dasselbe sieht, wie das schon Entdeckte, der sieht gar nichts.

Im Gebiet des gemeinsamen Handelns dagegen ist *jede wirkliche Gesellschaft* ein Staat und jede *agirende* Vereinigung von einem Gemeinwillen *beherrscht*; den Gemeinwillen durch Discussion hervorbringen heißt die Anarchie der Discussion durch die Probe von ihrem Resultat aufheben. In der Discussion will Einer Alle vereinigen, weil Alle auseinander sind. Er wird nie weiter kommen, als die *Mehrzahl* zu gewinnen. Das Schreien gegen die *Majorität* ist daher nichts anders als eine Wehklage über den alten Satz: so viel Köpfe, so viel Sinne! und will nicht den meisten Köpfen ihr Recht verschaffen, als Individuen zu zählen und als eine in ihnen realisirte Ueberzeugung den Ausschlag zu geben; sondern dies Geschrei sowohl bei den Socialisten, als bei den Servilisten, sowohl bei den kritischen Atheisten, als bei den gläubigsten Lamadienern verbirgt — das Gelüst der menschenverachtenden Tyrannei. Die Majorität als Resultat der Discussion ist die einzig mögliche Form, den Einzelnen und das Ganze frei zu vereinigen.

Die „freie Liebe" nun vollends hat nichts erlebt und nie geliebt. Liebe bindet, schon der Blick des Auges knüpft die geistigen Ketten, und vollends der Kuß macht leibeigen. Was ich nur habe, um es wegzuwerfen, wem ich nicht mit ganzer Seele angehöre, das lieb' ich nicht. Die einzige Freiheit der Liebe, von der die Rede sein kann, ist das freie Aufgehn ineinander; ein Gegensatz gegen die Ehe ist sie nicht. Das Scheitern der Wirklichkeit an dem Ideal der Liebe beweis't nichts, wenigstens nicht mehr, als die Thatsache, daß die Liebe als Ehe und nur als Ehe wirklich und wahrhaft existirt.

Doch genug von dem deutschen Volk in Frankreich; aber es mußte von ihm die Rede sein, denn es ist, so wie es ist, ein Product und ein sehr interessantes der productiven Stadt Paris.

Im nächsten Abschnitt wirst Du mich auf einem Ausfluge in die Provinz begleiten.

22.

Eine Fahrt in die Touraine.

Der ganze Sommer von 1844 war unfreundlich; einzelne sonnige Tage benutzten wir, die schöne Umgegend von Paris zu besuchen; aber vergebens warteten wir auf festes Wetter, wie wir es zu einem Ausflug ans Meer wünschten. Endlich verabredeten wir, die Loire hinabzufahren, vorher aber mit einem Freunde zur Weinlese nach Orleans und in die Touraine zu gehen. Der October brachte seine schönen Tage, wie sichs zur Weinlese gehört, und wir fuhren mit Dampf vier volle Stunden in den Süden hinein, in ein besseres Klima, aber einen ominösen Weg, denn wir kamen über Savigny und den heiligen Michel nach Orleans. Welch' eine Fülle der Romantik: Savigny, St.-Michel und Orleans! Aber auch welch' eine Fülle der Gegenwart und der Natur, dieser beiden Erzfeinde der himmlischen Phantasieen! Die schönen Wälder, Thäler, die reichen Kornfelder der Bauce, die Paris ernähren, Villen und Weinberge flogen wie im Traume vorüber, und wir dachten es uns noch üppiger und süd-

licher, als es war. Hier entdeckten wir eine Pinie auf dem Berge und eine Palme im Garten, Oelbäume und Feigen überall; aber alle vorläufigen Herrlichkeiten fesselten uns wenig, wir waren gespannt auf die altberühmte Stadt und der Loire vielgepries'nen Strand. Endlich tauchten sie auf. Sie täuschten uns nicht. Mit einem prachtvollen breiten Strom zieht die Loire an Orleans vorüber, durch die üppige, schöne Ebene voll Reben und Fruchtbäume.

Unser Freund führte uns zu einem Hugenottenprediger von seiner Bekanntschaft. Die ganze Familie empfing uns aufs freundlichste, man beschloß, das schöne Wetter sogleich zu benutzen; und nun besuchten wir die Parks, die Schlösser, die Weinberge und die Source du Loiret, die so mächtig aus dem Boden hervorsprudelt, daß man sogleich mit Booten auf dem klaren Bassin herumfährt, aus dem der Loiret breit und klar abfließt. Alle diese Schlösser und Parks, auch der Park um die krystallhelle Source du Loiret sind ausgeboten und zum Verkauf gestellt und Monsieur ... n, unser Gastfreund, bedauerte sehr, daß sie wahrscheinlich der Bande noire in die Hände fallen, die Schlösser in Ställe und die Parks in Felder ver-

wandelt würden. Noch sind die Schlösser geputzt, man wehrt dem Grase, welches durch die Spalten der wenig betretenen Quadern dringt und den Bäumchen, die auf den bemoos'ten Vorsprüngen Wurzel schlagen, noch sind die Blumen gepflegt, die Mistbeete gewartet, die Wege bekies't und vom Laube gesäubert; aber der Herbst der Weltgeschichte hat sie angehaucht, und der Castellan, der uns empfing, sah uns forschend an, ob wir vielleicht zur Bande noire gehörten, den Todtengräbern dieser unhaltbaren Herrlichkeiten; er wäre vergnügt, wenn ein reicher Kaufmann Orleans für eine Vorstadt von Paris und dennoch sein Schloß für eine passende Campagne erklärte. Eine bescheidnere Villa am Ufer der Loire, aber fast schöner gelegen, als die Schlösser, empfahl uns Herr ... n eifrig; man könnte dabei gewinnen, selbst mit dem Winzer, der sie jetzt gepachtet hatte, und es wäre eine protestantische Familie mehr in Orleans. „Verrathen Sie sich nicht, sagte mein Reisegefährte, er weiß zwar, daß ich vieles nicht glaube, aber er verzweifelt noch nicht an mir, an Ihnen würde er verzweifeln, wenn er Alles erführe." Herr ... n versteht kein Deutsch und kannte meine ketzerischen Fehden

mit den deutschen Gläubigen nicht. Ich hielt es allerdings für das Beste, die Theologie zu vermeiden und das protestantische Interesse als unsern gemeinsamen Boden vorauszusetzen; doch wurde es nicht leicht, alle Klippen zu umsegeln, und sehr oft schien es, als wäre ich schon gescheitert, während ich es doch durchsetzte, daß Herr ... n mich fortdauernd für besser hielt, als meinen Begleiter, der sichs nicht versagen konnte, seinen Atheismus von Zeit zu Zeit hervortreten zu lassen. Wir waren freilich in einer großen Versuchung. Bei Tisch wurde gebetet, und der Käse, die Butter, der Honig, der Wein, alles einzeln eingesegnet; sodann kam die Rede immer wieder auf die Katholiken und die Protestanten. Herr ... n und sein College, den wir besuchten zeigten uns alle protestantischen Anstalten, erzählten uns, wie viele Katholiken sich schon bekehrt hätten, und waren in allem Ernste der Meinung, ganz Frankreich werde in kurzer Zeit reformirt werden. Sie hielten viel auf Guizot und das jetzige Ministerium, noch mehr aber auf den König von Preußen. „Ihr König ist ein großer Mann", sagte Herrn ... ns College, „er wird alle Confessionen in dem wahren Christenthum vereinigen und die Welt

glücklich machen.“ Ich hatte Mühe, ernsthaft zu bleiben und fragte in der Verlegenheit: „„wie haben Sie das hier mitten in Frankreich erfahren?““ — „O, sagte er, wir unterrichten uns über Alles, was unsere heilige Sache betrifft, und wir Franzosen haben dies um so leichter, weil wir Preßfreiheit genießen.“ — „„Sie sind für die freie Presse?““ fragte ich überrascht. — „Und Sie nicht?“ erwiederte er. „„Es werden nur um so mehr gottlose Bücher gedruckt,““ warf ich ihm ein. — „Die Wahrheit siegt,“ sagte er mit großer Zuversicht; und nun führte er uns in seine Zimmer, wo die Verfolgungen der Hugenotten unter dem großen König, der ihre Versammlungen mit Dragonern gesprengt, in Oelgemälden dargestellt waren. Unter freiem Himmel sah man sie versammelt und auf den Felsenhöhen die Wachtposten ausgestellt, um Signale zu geben, sowie sie die Dragoner erblickten. „Viele Märtyrer sind für die gute Sache gefallen, ihr Blut hat sie befestigt! Vergleichen Sie diese Zeit mit der unsrigen, wo die Mutter unsers künftigen Königs protestantisch und der erste Minister reformirt ist. Und welch' ein Glück für Deutschland, daß ihm in dem Könige von Preußen ein neuer

Gustav Adolph geboren ist!" — Herr . . . n hatte mich aufmerksam beobachtet, und als wir Fremde beim Herausgehen unter großer Heiterkeit einige deutsche Worte wechselten, erkundigte er sich bei mir nach dem Könige, ob es etwa nicht wahr wäre, was sein College über ihn geäußert. Ich antwortete, dies wäre ein sehr reiches Thema und versprach ihm Alles genau zu erklären heut Abend beim Thee oder morgen auf dem Dampfschiff, wenn wir zusammen die Loire hinunterführen.

„Wenn Sie jetzt nicht heucheln wollen, sind Sie fest," sagte mein Begleiter. Ich erklärte, ich würde ihm Alles sagen. „Das giebt ein Unglück, er erträgt es nicht." — Merkwürdig, rief ich aus, wie gänzlich abgeschnitten, und in sich verkommen dieses Hugenottenthum hier existirt! Sie kennen weder Frankreich, noch Deutschland, weder die Progressen der Reformation, noch die der Revolution und noch seltsamer ist es, daß sie die Anstrengungen der Regierung und des Hofes für die Wiederherstellung des Katholicismus nicht merken. — Sie sind blind, sagte er, wie jede Sekte, die sich in ihren Pferch einschließt. Eben so, wie diese

Hugenotten, denken die Communisten Frankreich werde in einigen Jahren communistisch sein."

Kaum waren wir beim Thee versammelt, so ergriff Herr . . . n das Wort und mahnte mich an mein Versprechen.

Ihr Herr College, fing ich an, denkt sich die Bewegung in Deutschland als eine Sache der verschiedenen Confessionen und das preußische Christenthum als ihre Vereinigung zu einer einzigen.

„Gewiß. Und ich wüßte mir die Sache ebenfalls nicht anders zu denken," sagte er.

Denken Sie sich den Streit von Gläubigen und Ungläubigen, und unter den Ungläubigen die Mehrzahl mit ganz andern Dingen beschäftigt, als mit der Religion.

„Ist es möglich? Es wäre also in Deutschland noch schlimmer als in Paris? Ich habe von Strauß gehört; aber man sagte mir, Strauß hätte keine Kirche gegründet, sondern nur ungläubige Bücher geschrieben, von denen Herr Littré das bekannteste übersetzt habe."

Wir lachten laut auf. Indessen wer weiß, sagte

ich, was Herr Strauß gethan hätte, wenn die Bewegung nicht mächtiger gewesen wäre als er. Dann erzählte ich: Als Kant die Vernunft über die Bibel setzte, und meinte, es sei manches Gute in dem Buche, was man benutzen könne, griffen die Theologen eifrig nach der Vernunft und nach dem Guten in der Bibel, und die Leute unterschieden zwischen einem vernünftigen und einem unvernünftigen Christenthum.

„Das heißt Protestantismus und Katholicismus,“ fiel er ein.

Nein, es heißt Vernunft und Glauben, berichtigte ich ihn.

„O welch’ ein Greuel!“ rief hier der fromme Mann.

Die Rationalisten nannten sich zwar Vernunftgläubige, fuhr ich in meiner unpartheiischen Geschichte fort, es ist nun aber gar bald dahin gekommen, daß man den Glauben ganz bei Seite gesetzt und die Vernunft allein beibehalten hat.

„Die Unglücklichen! und giebt es ihrer Viele?“ fragte er sehr besorgt.

Viele? sagte ich mit historischer Grausamkeit.

Selbst der König von Preußen bedient sich der Vernunft.

„Ich habe ihn für gläubig gehalten, und für einen König nach dem Herzen des Herrn," sagte Herr ...n mit Bedauern.

Er thut was er kann, so suchte ich den König zu vertheidigen. Zunächst ist er kein Theolog, der dem Volk neue Götter machen könnte; auch geht dies allemal langsam, denken Sie nur, wie langsam die verschiedenen Bilder und Kapellen der Katholiken in Schwung gekommen sind. Und sodann ist den Deutschen jetzt schon nicht anders mehr beizukommen, als durch Verstand, Vernunft und Wissenschaft. Sie sind nicht dabei geblieben, mit Strauß alle wunderbaren Geschichten der Bibel für Märchen zu erklären, sie haben sich grades Wegs an das Christenthum selbst gemacht und alle seine Geheimnisse für menschliche Erfindung erklärt, den Gott und den Himmel, das ewige Leben und die ewige Seligkeit für nichts als für Gedanken und Wünsche der Menschen. Das Wahre am Christenthum, sagen diese neuen Heiden, ist die Verherrlichung des Menschen und seiner Welt.

„Also sie beten den Menschen an?“ fragte er betroffen.

Nicht mehr! sie beten gar nicht, berichtete ich.

„Sie beten nicht mehr! o mon Dieu! und es sind keine Barbaren?“

Es ist doch besser, daß sie gar nicht beten, als wenn sie Götzen anbeteten. —

„Allerdings! Nun, und was thut der König von Preußen?“

Er betet und wünscht das Christenthum wieder herzustellen.

„Großer Gott, dahin also ist es gekommen! Nicht von einer Vereinigung der Confessionen, von einer Wiederherstellung des Christenthums, von einer Mission an die Abtrünnigen ist die Rede! Und was thut der König? Sie sagten, er bediente sich der Vernunft.“

„„Die Herren verstehn sich nicht,““ fiel mein Reisegefährte ein.

„O wir verstehn uns vollkommen, sagte der Gastfreund und — zu mir gewendet — es ist mir sehr

schmeich gewesen, was Sie mir mitgetheilt haben. Es ist wahr, die Gottlosigkeit ist groß, aber sein Sie ruhig, das Christenthum, das wahre, ist ewig und die Pforten der Hölle werden es nicht überwältigen."

Er segnete darauf den Zwieback, den Thee, den Rum und den Zucker, und, fügte er hinzu, „da wir doch von den Götzenbildern der Katholiken gesprochen haben, morgen will ich Sie zu der schwarzen und weißen Madonna führen. Da kann man sehn, wie tief Aberglaube und betrügerische Priester den Menschen erniedrigen." Jetzt wurde er seinerseits aufgeklärt und redete so radical, daß ich erschrak, denn er haßte „den Götzendienst der Katholiken".

Als wir den andern Tag in die Kirche kamen, führte er die Damen umher, und erklärte ihnen alles das Unwesen. Hier war er nun der Ketzer, jeder Zoll an ihm war Vernunft, stolz schritt er an dem Meßgeklingel vorüber, er verbeugte sich nicht einmal, nur ein wenig beschleunigte er seine Schritte, als er unmittelbar in die Schußlinie des Allerheiligsten gerieth. Um keinen Preis hätte er sich in den Götzendienst

verwickeln lassen, der freilich abschreckend genug war. Die Gläubigen, eine Masse unglücklicher Krüppel und Greise, lagen auf dem Boden der schachbretartig mit Marmor getäfelten Kirche vor dem Bilde der schwarzen Madonna. Sie hat kein Negerprofil, trägt den ebenfalls schwarzen Knaben im Arm und ist aus glänzendem Marmor, der sogleich an die ägyptischen Sculpturen erinnert, nicht ungeschickt gemacht. Die weiße Madonna war in ihrer Nische ziemlich verlassen, sie hat ein volles Gesicht, und allerdings etwas abschreckend Blasses und Kaltes, wenn man eben von der Aegyptierin herkömmt. Es ist nämlich nachgewiesen, daß die schwarzen Madonnen aus Isisbildern entstanden sind *).

Eine arme alte Frau betete eifrig ihren Rosenkranz. Ihre Einsamkeit in der Kapelle der weißen Madonna hob ihre Leiden noch hervor.

---

*) Sauppe in seiner Ausgabe des von Roß aufgefundenen Isishymnus sagt: „Viele Beispiele beweisen, daß die Tempel der griechischen Götter und Göttinnen von den männlichen und weiblichen Heiligen der christlichen Kirche eingenommen wurden. Man veränderte die Namen der Götter und behielt die heiligen Bilder und das Heiligthum bei. Als ich daher zuerst diesen Hym-

„„Und dieser armen Alten sollen wir ihren letzten Trost rauben?!““ sagte mein Reisegefährte mit seiner gewöhnlichen Menschenliebe, dem ganzen Rest seines Christenthums.

„Glauben Sie wirklich, daß diese kalten Steine besser trösten, als ein vernünftiger Arzt und eine passende Krankenpflege?“ erwiederte ich ihm. „Ich friere schon, wenn ich diesen Marmorboden und die blasse Madonna nur ansehe, wie muß erst die arme Frau frieren, die am Boden liegt!“

„„Sie denken zu wenig von der Macht des Geistes. Ihr Wahn erhebt die Frau über Kälte und Schmerz.““

„Ich vermuthete nicht, daß Sie es auf den Stoicismus, Leiden zu erdulden und zu ignoriren, abgesehn hatten, ich dachte, Sie verstünden unter „Trost“

---

nus auf Isis las, fiel mir das Gnadenbild der schwarzen Mutter Gottes zu Einsiedeln in der Schweiz ein, zu der jetzt alljährlich so viel tausend Menschen mit Gebet und Geschenken wallfahrten. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß jene schwarzen Bilder der Jungfrau Maria sonst Isisbilder waren. Und so könnte man sagen, daß die Germanen, über deren Isiscultus Tacitus sich wunderte, noch jetzt die Isis anbeten.“ Und die Franzosen machen es nicht besser.

eine Minderung oder Aufhebung der wirklichen Uebel, an denen die Frau leidet."

„„Keine Philosophie und keine Staatsweisheit kann den Tod aufheben.""

„Der Glaube kann es eben so wenig; ob man sich aber im Wahn oder mit Vernunft zum Sterben entschließt, ob man sich durch Hoffnung oder durch Tapferkeit über den Schmerz und das Bittere dieser Nothwendigkeit erhebt: die Aufraffung zu dieser Erhebung wird durch keine Veranstaltung und keine Vorspiegelung überflüssig, wenn es darauf ankommt, mit Bewußtsein und mit Anstand zu sterben. Gewöhnlich wird man indessen bei dieser Gelegenheit in einen Proceß verwickelt werden, der einem wenig zu denken und noch weniger darzustellen übrig läßt."

Herr ... n unterbrach uns mit der Frage, worüber wir uns so eifrig unterhielten? Mein Reisegefährte erzählte ihm, wir sprächen vom letzten Trost und ich hätte ihm so eben einen merkwürdigen Fall dieser Art mitgetheilt. Ein Professor, der zugleich Pfarrer war, wurde zu einer sterbenden alten Frau gerufen. Nachdem er sie über ihre Sünden beruhigt und ihr das

Abendmahl gereicht hatte, fragte sie ihn: Also, Herr Professor, ich kann mich darauf verlassen, nach dem Tode ins ewige Leben einzugehn? — Liebe Frau, antwortete er ehrlich, wenn ich das wüßte, wäre ich klüger als ich jetzt bin; das muß jeder selbst ausprobiren.

O, que c'était déplacé, rief unser Prediger wiederholt aus, und die Geschichte belustigte ihn aufs Aeußerste, während ihn die Theorieen, die ungefähr das Nämliche enthielten, so ernstlich erschreckt hatten.

Noch mehr Humor entwickelte er später in Paris, wo er unsern Besuch erwiederte. Unsere Kinder, ein Mädchen und ein Knabe von fünf bis sechs Jahren, die sich sehr zugethan waren, fand er beisammen, und als wir ihm vorschlugen, sie zu trauen und die Kleinen einwilligten, nahm er die Ceremonie im Scherz vor: und die Kinder nannten sich fortan nicht anders, als im vollen Ernst: mon mari und ma femme; ja bei unserer Abreise von Paris wollten sie sich durchaus nicht verlassen, weil sie ordentlich getraut und wirklich Mann und Frau wären, und als wir ihnen versprachen, daß wir bald wiederkämen, nahmen sie mit der größten Zärtlichkeit und nicht für lange, wie

sie sagten, von einander Abschied. Solche Wirkung hatte der scherzhafte Segen. Ich glaube nicht, daß ein deutscher Frommer so viel Humor gehabt hätte, als unser Hugenotte. — Doch kehren wir nach Orleans zurück. Er zeigte uns auch die historischen Merkwürdigkeiten, das Haus und die Statue der Johanna, den Palast Karls VII. und der Agnes Sorel, die jetzt freilich keine Parade mehr machen.

Am anderen Tage nahmen wir Abschied. Wir gaben die Weinlese auf, ließen unsre Freunde zurück und fuhren die Loire hinab auf einem der Dampfboote, die zur Beruhigung des Publicums die Inexplosibles heißen.

Die Ufer der Loire werden immer schöner, je weiter man hinunterfährt. Schon Blois reizt zum Aussteigen; aber die höheren Ufer, die üppigere, gartenartige Cultur, die Schlösser und Villen, die, wie Ménars le chateau, welches die Pompadour bewohnt hat, von oben herab den Fluß beherrschen, beginnen erst hinter Blois. Bis dahin waren wir durch Weiden- und Pappelalleen, durch Weinfelder und Wiesen hinabgefahren; der schöne, breite Strom, die milde Luft und der frische, sanfte Charakter des Landes

hatte uns erfreut, aber der Ruhm der Loire schien uns bei weitem noch nicht erreicht. Von nun an übertraf sie alle unsere Erwartungen. Schöne Inseln umfließt ihr klarer Strom, und, zum See erweitert, rückt sie ihre reichen, malerischen Ufer in eine feenhafte Ferne. In einer kleinen Fähre hatte sich ein Reiter mit seinem Schimmel eingeschifft; durch die Ferne verschwanden die Umrisse der Fähre, das Pferd schien auf dem Wasserspiegel zu stehn, und doch war der Fährmann erst auf der Mitte des Stroms uns gegenüber. So breit der Fluß sich ausdehnt, überall sind die schönsten Brücken, hängende und massive, hinübergeführt. Bei Méung tragen drei hohe schlanke Säulen, denn Pfeiler könnte man nicht mehr sagen, eine weitgespannte, luftige Brücke, der Pont de Mer ruht auf fünf Säulen, er ist noch ätherischer als die Brücke von Méung. Bis Tours durchkreuzten wir acht Brücken und an der von Amboise, wo der Fluß und die Gegend sich in ihrer ganzen Pracht entfalten, zählten wir neunzehn Bogen, die in der Mitte von einer waldbewachsenen Insel unterbrochen werden. Die Brücke von Mer erinnert mich an ein Abentheuer. Ein Jäger von aristokratischen Prätensionen fuhr bis

dahin mit uns hinunter. Als er im Boot war, fehlte ihm der Hund. Die Schiffer stießen den Nachen vor den Rädern des Dampfbootes fort, der Hund hatte gezaudert und blieb auf dem Verdeck, als jene schon fortschaukelten. Der Jäger fluchte und forderte, lockte und winkte. Es war zu spät. Die Matrosen gaben also dem zaudernden Hühnerhunde einen Stoß, und er plumpte allerliebst hinein, bespritzte seinen Herrn und schwamm unter dem allgemeinen Beifallsjauchzen der Dämpferequipage neben dem Boote ans Land. Eine ganz absurde Wuth ergriff den Jäger, er schalt die Matrosen Bettler, Lumpe und Unverschämte und es fehlte nicht viel, so griff er zu seiner Flinte. Wir hatten noch unsre Freude an ihm, als er auf der luftigen Brücke hoch über unsern Häuptern erschien und der Hund noch fortfuhr, sein Bad auf ihn abzuschütteln und uns für seine unverdienten Angriffe an ihm zu rächen. Ce bougre d'aristocrate! rief ein Matrose aus, il éstime mieux son chien, qu' un chrétien! Halb dachte er im Stil der Revolution, halb in dem der Vendée, auf die wir zusteuerten.

Je näher wir Tours rückten, desto schöner erhoben sich die Uferfelsen, ein rothes Gestein. Neben be-

deckten die Höhen und wuchsen auf den natürlichen Dächern der armen Winzer, die vielfältig ihre Wohnungen in diese Felsen gehauen hatten und ihre Essen ins Rebenfeld hinaufführten. Die unregelmäßigen Fenster und die kleinen Thüren dieser Troglodyten des neunzehnten Jahrhunderts verkümmern nicht nur den ästhetischen Eindruck, sie fallen einem schwer auf die Seele, wie die Lumpen der Lazaroni in Neapel; die reichste Natur und mitten in ihrem Ueberfluß der Mensch verwahrlos't, der ihn erzeugt! Ein kleiner Franzose, mit dem ich darüber sprach, ging lebhaft auf die Sache ein. „Ja, Sie haben Recht, rief er aus, man müßte dies nicht dulden, und wenn wir unsre nächste Revolution machen, soll sich hoffentlich ihr Motto herumdrehn und ganz Frankreich in den Ruf einstimmen: Krieg den Hütten, Schlösser für Alle! Man muß die Wohnungen der Menschen nicht zerstören, man muß sie erst schaffen!"

Sie sind Socialist, sagte ich zu ihm.

.Monsieur, qui ne serait pas socialiste!

Er setzte sich auf die Bank, zog eine Parthie loser Manuscriptblätter hervor, begann darin zu lesen und schlief in der milden Octobersonne ein. Die Blätter

fielen aufs Verdeck und der leiseste Wind hätte ihm seine Arbeit entführt. Ich empfand diese Gefahr sehr lebhaft, nahm die Blätter zusammen und hob sie ihm auf. Er dankte mir sehr freundlich. „Sie sind nicht mein, fügte er hinzu, sondern gehören einem berühmten Autor an. Die Sand hat sie mir zur Durchsicht zurückgelassen, sie ist auf dem Lande und ich bin auf der Reise zu ihr, um sie ihr zurückzugeben und einige Wochen in ihrer Gesellschaft zu verleben." Als er hörte, daß ich die Schriftstellerin und verschiedene seiner Pariser Freunde persönlich kannte, wurden wir nähere Reisegefährten, und er belohnte mir den kleinen Dienst mit aller möglichen Auskunft, die wir in Tours nöthig hatten.

Die Engländer bewohnen in der ganzen Welt die schönsten Punkte, die Chiaja in Neapel, die rue Rivoli in Paris, Interlaken in der Schweiz, und so auch die Touraine und vornehmlich Tours selbst. Und es ist ein beneidenswerther Aufenthalt. So sanft und freundlich, wie das Land und das Klima, ist auch das Volk; selbst die Sprache gewinnt noch in seinem Munde. Man verschluckt hier weniger Silben als in Paris, man nimmt sich die Zeit, sie alle hervorzubrin-

gen, man ist gerecht gegen den Ausdruck und stürzt nicht zum Ziel des Gedankens mit Verachtung des Weges, der dahin führt, wozu sonst das Französische so leicht verleitet. In der Touraine spricht man gelassen, sanft und klassisch; selbst die Damen nehmen diese löbliche Selbstbeherrschung an, und es hat mir den Eindruck der Poesie hinterlassen, wie sie in pauvre diable, étoile polaire und ähnlichen Verbindungen die unterstrichenen, sonst stummen Endungen belebten.

Das Gesicht der Tourainer ist rund, die Haut nicht braun, aber die sanfte Schwärze der Augen und des Haars verbindet sich mit dem Teint zu einer solchen Harmonie, daß man in der ganzen Erscheinung die Empfindung eines Normaltypus menschlicher Gesichtszeichnung genießt, und später überall mit großer Leichtigkeit das milde schöne Tourainegesicht unter Frankreichs übrigen oft sehr scharfen Gesichtsbildungen wiedererkennt.

Die Stadt ist nicht groß, aber elegant. Die Heerstraße nach Bordeaux, die sie breit und grade theilt, erhebt sich über die Brücke hinüber nach Paris und in entgegengesetzter Richtung nach Bordeaux zu hoch hinauf; man ist in Verlegenheit, welcher Höhe man den

Vorzug geben soll, bis man sich überzeugt, daß die Richtung nach Bordeaux durch die Wiesen, die der Cher bewässert, und durch den Rückblick auf die Stadt und das Loireufer den Charakter des Landes am besten erkennen läßt.

Auf einem Umwege durch Gärten und Dörfer, in denen, wie in Norddeutschland der Flieder, so hier die Feigen und die Pfirsiche um die Häuser wucherten, gelangten wir zu den Ueberresten des Schlosses, wo Ludwig XI. seine Galgen und Kerker angelegt, um das schöne Frankreich unter Einen Hut zu bringen. Die Bastillen waren damals kleiner und specieller gemeint, als sie es jetzt sind. Ein Bauer hat sie in Besitz und zeigt den Thurm, die Zimmer und die Gefängnisse des Tyrannen. Kühe gras'ten in seinem Garten und auf seinen Verließen. Der Ort war für ein Geringes zu kaufen. Man muß sich wundern, daß ihn nicht längst ein Engländer als Reliquie an sich gebracht, vorzüglich da die Lage und die Aussicht auf Tours, die Ebne, die Loire und ihre Ufer so schön ist, daß man es nicht begreift, wie in dieser Umgebung eine so niederträchtige Gemüthsstimmung, als die jenes Henkerkönigs sich hat erhalten können;

und sind die Gespenster seiner Opfer nicht längst erblaßt? — Doch nein, auch ich möchte diesen Ort nicht bewohnen. Die meisten Erinnerungen der Historie, die Ruinen der Burgen, Kirchen, Klöster, Gräber und selbst die Ueberbleibsel des Alterthums, die kein Künstler mit dem Hauche ewiger Jugend belebt, verdienen das Loos, welches die alles verjüngende Zeit ihnen bereitet. Ruinen hebt man auf für die Neugierde, und viele sind nur Pranger der Menschheit, je entehrender, desto lockender für die Menge, je grausamer, desto pikanter. Um aber in der Marterkammer sich wohnlich einzurichten, muß man eine Henkernatur sein; um ein altes Raubnest wieder herzustellen ein Räuber von Instinkt und Liebhaberei; die Engländer haben Recht, daß sie die Galgenstätte Ludwigs XI. nicht bewohnen mögen.

Die Weinlese war vorüber, die letzten schönen Tage hatten uns begünstigt, und als der Regen auch hier sein Recht behauptete, wurde uns der Abschied um so leichter; wir kehrten rasch in die Heimath, nach Paris, zurück. Ja, in die Heimath!

23.

Rückkehr nach Paris.

Nirgends auf der Welt wird man schneller heimisch als in Paris. Alles Schöne, was die Stadt bietet, eignet man sich an, jeden Uebelstand fühlt man mit, an der Arbeit, diese gewaltige Wohnung der Menschen zu vermenschlichen nimmt man Theil so viel man es vermag, und die Sprache der freisten und humansten Sterblichen, die einzige, die jetzt für unsre innigsten Herzenswünsche mit Nachdruck laut wird, diese Sprache, der Schrecken unserer Feinde, wenn sie ihren Ton erhebt, sie spricht jedem zu Herzen, der es empfindet, daß die deutsche Zunge despotisirt, geknebelt und entehrt, daß ihr Zorn ohnmächtig, ihre Freiheitslieder ein Kinderspott, ihre Weisheit die Rede eines Gefangenen und ihr einziger Nachdruck die Willensmeinung unserer Kerkermeister ist.

Paris, gelästert von den Schergen aller Art, geschmäht von den rohen Landsknechten des Deutschthums, geflohn von den beschränkten Naturfressern aus der Patriarchenwelt, Paris fesselt mehr, als irgend

eine andere Heimath es vermöchte. Ehe wir es betreten und wenn wir es längst verlassen, leben unsre besten Gedanken und Wünsche in ihm.

Die Rückkehr zu diesem Herzen der Welt war uns eine große Befriedigung, und je entschiedener wir uns auf die Nothwendigkeit, es im Frühling zu verlassen, vorbereitet, desto mehr wußten wir den Augenblick zu schätzen. Wir durchkreuzten den ganzen Faubourg St.-Germain vom Jardin des Plantes, wo die Orleanser Bahn mündet, bis zu dem Boulevart der Invaliden, in dessen stiller Umgebung wir wohnten. Das linke Seineufer, an dem dieser Stadttheil liegt, hat einen theoretischen, unbefriedigenden, vorweltlichen Charakter. Die Gegend, wo das Volk wohnt, ist schrecklich vernachlässigt, selbst um das Pantheon herum fehlte es noch vor Kurzem an Gasbeleuchtung, die Wohnung der Gelehrsamkeit, das Quartier latin, steckt nicht minder in schmutzigen Winkeln und die Paläste und Gärten der alten Aristokratie sind öde und todt, wie der Kirchhof. Mit der Zeit wird der Abbruch vieler Kothlöcher in der innern Stadt einen großen Theil der Bevölkerung nach den einsamen Boulevarts des Faubourg St.-Germain und in die

luftigen neuen Straßen hinauswerfen; die Häuser sind schon im Entstehen. Für jetzt aber ist dieser Theil von Paris nicht eigentlich Paris. Wir beschlossen daher, ihn für die letzte Zeit unsers Aufenthalts zu verlassen, und in das Herz der Stadt zu ziehn, um den Winter mitten im lebhaftesten Gewühl des rechten Ufers zuzubringen.

Die Physiognomie der großen Stadt des rechten Ufers ist eine ganz andere, als die des Faubourg St.-Germain. Hier füllen sich selbst die ungeheuren Strecken und Flächen der Boulevarts, der elyseischen Felder, des Concorde- und Carousselplatzes unaufhörlich mit Menschen; als wir zuerst durch die rue Richelieu fuhren, fragten die Kinder, ob hier Jahrmarkt wäre, so drängen sich die Wagen und die Fußgänger in dieser Pulsader von Paris; und wenn man im Tuileriengarten unter den Bäumen nach der Stadt hinhört, so schlägt ein weit verbreitetes Getöse, wie von der bewegten Meeresbrandung oder von einem großen Wasserfall an unser Ohr. In dieser ununterbrochenen Erschütterung der Luft verlernt man die Stille des Landes und der Natur; und wie man in ausgestorbenen Schneeregionen der Gebirge die

Töne der Natur und die Bewegung der lebendigen Welt vermißt, die man verlassen hat, so wirkt nach einer längeren Gewohnheit des geräuschvollen Paris das Land auf unsere verwöhnten Nerven. Auf das eintönige Land ist aber dies Geräusch wieder angenehm.

Wir fanden eine sonnige Wohnung im Quartier Chaussée d'Antin am Place St.-George in der rue notre dame de Lorette, der Straße der Banquiers-maitressen, die man von dieser Gegend Loretten nennt, und dem Gartenpalais des Herrn Thiers gegenüber. Die hohe Lage ließ uns die Diogeneslaterne von St.-Cloud, den Invalidendom, Valle de Grace und sogar die Tuilerieen aus dem Fenster erblicken; aber so klar und kalt der Winter war, der Horizont wurde nur im Herbst und Frühjahr frei, und so schön die Aussicht sein konnte, so selten war sie es. Bei dem neblichten und dunstigen Wetter von Paris begreift man die Gleichgültigkeit der Menschen gegen eine schöne Lage. Der Nebel und der feine Regen herrscht wochenlang, er bringt die Seine vom Meer herauf, führt seinen Seegestank noch mit sich und ist bisweilen so dick und undurchdringlich, daß man sich an den Häusern hinfühlen muß und selbst die schmalen Straßen,

wo sie belebt sind, mit Lebensgefahr passirt. An einem solchen Tage war es, als die Sitzungen der Deputirtenkammer eröffnet wurden. Der König fuhr in absoluter Sicherheit vor den Schüssen der Aufrührer, in dem dicksten Strich des Nebels am Quai entlang, nach dem Palast Bourbon; aber das System selbst sollte diesmal einen tödtlichen Streich empfangen. Der Nebel um des Königs Weisheit hat sich verzogen; man sieht es jetzt deutlich: die Parthei, die ihn trägt, ist nie in seiner Hand gewesen, sondern er immer in der ihrigen; denn nun die Parthei ihre Mittel erschöpft und inneres Zerwürfniß ihre Macht gebrochen hat, weiß auch der König keinen Rath. Nur, wenn er stirbt, ehe das Schicksal der Conservateurs sich vollendet, wird er seinen Ruf mit ins Grab nehmen und erst seinen Nachfolgern die Früchte dieser furchtsamen, engherzigen und gedankenlosen Politik zu erndten geben.

Louis Philipp hat das Gefühl von der Unzulänglichkeit seines Systems. Die Befestigung von Paris soll die Festigkeit des Bestehenden hervorbringen. Ohne diese morsche Stütze vermißt man sie. Napoleons Beispiel, daß der Abfall von der Idee des

Jahrhunderts mit Kanonen nicht durchzusetzen ist, hat diese Menschen nichts gelehrt; und wenn sie ganz Paris mit geheimen Gängen unterhöhlten, um bei einem Aufstande in die Forts zu flüchten; es wäre umsonst: man regiert die Welt nicht unter der Erde und hinter den Schanzkörben, sondern oben im Licht der Ideen und durch die Köpfe der Menschen. Ueber die Kaninchengänge, die nun vollends der Rathlosigkeit und Furcht die Krone aufsetzen, bin ich so lange zweifelhaft gewesen, bis mir Jemand versichert hat, er sei selbst darin gewesen, und habe Gelegenheit gehabt, den unterirdischen Gang von den Tuilerien durch den Garten unter der Allee des Feuillants hindurch und bis nach den elyseischen Feldern hinauf zu verfolgen. Er würde bis zur Enceinte führen, die Enceinte aber mit allen Forts durch Eisenbahnen in Verbindung stehn. Der ganze Plan ist aber so lächerlich, daß man so lange daran zweifeln sollte, bis man selbst in dem Gange gewesen und die Rettungsanstalten mit eignen Augen gesehn hätte, Vorkehrungen, die ungefähr eben so praktisch wären, wie der Regenschirm mit dem Blitzableiter, zumal wenn das Geheimniß, wie alle Geheimnisse in Paris, verrathen würde.

24.

Helvetius und wir.

Als ich mich eingerichtet in meiner neuen Wohnung am Fuß des Montmartre und mit frischem Eifer die großen Franzosen studirte, welche die Väter unserer weltbewegenden Bildung sind, fiel mir Stirners Buch „der Einzige und sein Eigenthum" in die Hände und zugleich das Urtheil eines Weisen von der bequemen Art, die jede neue Erscheinung, um sie zu beseitigen, für eine alte erklärt. Hegels Philosophie hat man lange damit zu beseitigen gesucht, daß man sie für einen aufgewärmten Neuplatonismus erklärte; und nun soll Stirners „seltsames Buch" nichts als eine Combination aus Fichte und Helvetius sein! Wenn die Combination keine Mißgeburt und die Reproduction keine Verpfuschung ist, so hat die Arbeit immer noch so viel Verdienst, als der reproducirte Geist Macht und Gültigkeit. Aber die Auflösung aller Gedanken und aller sittlichen Mächte in die Macht des empirischen Egoisten, dieses wirklichen „Hansen", wie Stirner ihn nennt, ist sehr verschieden von dem Fichtischen Idealismus, dessen Ich eine Kategorie ist

und dieser Egoismus Stirners, der ein Werkmeister aller Gedanken und sittlichen Gestalten und ihr sophistischer Souverain ist, unterscheidet sich durch seinen Universalismus „von dem Interesse, dessen Gesetzen, nach Helvetius, die moralische Welt folgt", sehr wesentlich. Allerdings begreift schon Helvetius die allumfassende Formationsthätigkeit des wirklichen Individuums, „jeder, ruft er aus, ist sich seine Welt, die Uebrigen sind ihm nichts"; aber, fügt er sehr weise, obgleich nicht gegen sich gewendet und in einer ganz andern Verbindung hinzu: „für die meisten Menschen schließen die Principien keine Consequenzen in sich." Helvetius war geistreich genug, um die Macht des Individuums über die intellectuelle und sittliche Welt in ein schlagendes Aperçû zu fassen; aber seine Zeit war noch nicht zu dem gründlichen Bruch mit der Autorität gelangt, wie die unsrige. „Alle Götter, ausgenommen der unsrige, sagt er, sind von Menschen gemacht", „die Religion ist ein Gut, der Fanatismus ein Uebel"; so denkt er. Aber er fragt nicht, wie sich Religion und Fanatismus unterscheiden? Und antwortet nicht: Beide opfern die Erde dem Himmel oder die Wirklichkeit der Phantasie, die Religion in

Gedanken, der Fanatismus in der That. „Verlaß Vater und Mutter, opfre Weib und Kind, laß es fahren dahin, sie habens kein'n Gewinn"! predigt der Religiöse. Der Fanatiker thut es.

Es giebt Augenblicke, wo der vernünftige Mensch dasselbe thut, wie der Fanatiker, aber nicht aus denselben Motiven, nicht im Joch der Phantasie, sondern in der Gewalt der Wirklichkeit und ihrer Conflicte. Mache deine Phantasie zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zur Phantasie; so läufst du alle Gefahren der Religion und des Fanatismus auch in dem Gebiet der alltäglichsten Dinge. So unklar Helvetius sich über das Wesen der Religion ist; so viel klarer ist er sich über das Verhältniß des Despotismus zur sittlichen und intellectuellen Weltbewegung. Hierin und in der klassischen Form übertrifft er unsere jetzige Opposition, die es viel zu sehr vergißt, daß sie nur Einen Feind, den Despotismus, und nur eine Waffe, die weltbewegende Form hat. Helvetius ist ein ächter Franzose, seine geistreiche Schrift über den Geist, so veraltet sie in ihrem doctrinären Theil ist, so sehr paßt sie in ihrer genialen und sprichwörtlich abgerundeten Lebensweisheit noch heute. Was er über den Despotismus

und seinen ärgsten Feind, den klassischen Schriftsteller, sagt, sollte Deutschland mit goldenen Buchstaben auf die Thore aller seiner Hauptstädte graben. „In Despotieen ist das Privatinteresse nie das öffentliche. Jeder Anwalt der öffentlichen Sache und der Freiheit ist ein Geächteter. Man ehrt die Niederträchtigkeit, man belohnt die Mittelmäßigkeit, ihr vertraut man fast alle öffentlichen Aemter an. Die Tugend fordert man nur dem Namen nach und die Wahrheit nur unter der Bedingung, daß man klug genug sei, sie zu verschweigen.“ Zu diesem Behuf müssen die Censoren sie kennen, um sie nicht ins Publicum kommen zu lassen, und die Redactionen der Zeitungen über ihre Gefährlichkeit aufgeklärt sein, um Dinge zu lügen, wodurch das Urtheil des Publicums von der blutigen Fährte der Wahrheit abzubringen ist. — „Die Juristen und Theologen, sagt Helvetius, sind die Diener der Despoten. Hätte die Pest (dies führt er aus Gordon an) Orden und Pensionen zu vergeben, so würden sich Theologen finden, die schlecht genug, und Juristen, die niedrig genug wären, zu behaupten, daß die Herrschaft der Pest von Gott und Rechtswegen bestünde und daß sich ihr zu widersetzen

und ihren bösen Einflüssen sich zu entziehn, Hochverrath wäre." — In den französischen Colonieen haben die katholischen Priester die Sklaverei aus dem Christenthum bewiesen und den Sklaven gepredigt: „Seid unterthan euren Herren, die Gewalt über euch haben!" — „Der Despotismus tödtet selbst die Gedanken. Welcher Mensch wagt zu denken bei einem Volke, das der willkürlichen Gewalt unterworfen ist? Die Furcht, die Ungewohnheit und selbst die Gefahr zu denken, führt bald die Unfähigkeit herbei. Man denkt wenig in den Ländern, wo man seine Gedanken verschweigt. Vergebens würde man sagen, dort schwiege man aus Klugheit, um glauben zu machen, daß man darum nicht weniger dächte. Es ist gewiß, daß man darum nicht mehr denkt und daß die edlen und muthigen Gedanken sich nie in den Köpfen erzeugen, die dem Despotismus unterworfen sind."

Wie ist aus diesem Kerker des Geistes zu entkommen? Man müßte der Welt die Hoffnung nehmen, wenn einmal alle Köpfe untergebracht und alle Völker despotisirt wären. Und selbst bei dem Auftauchen Einzelner gewinnen die Massen zunächst wenig. „Dumme überzeugt man nur durch Dummheiten",

„wir schätzen nur die Gedanken, die den unsrigen entsprechen", „große Männer erregen so lange das Gelächter der Welt, bis sie ihre Bewunderung erregen".

Helvetius und seine Freunde waren in einer ganz ähnlichen Lage der Welt und ihren Herren gegenüber, als es die jetzige Bildung und ihr Ausdruck, die Presse, bei uns ist. Selbst die Sprache, den gemeinsamen Boden der Denkenden, mußten sie sich erst schaffen, „die Faulheit des Lesers zwingt den Schriftsteller zur Klarheit. Die Metaphysik muß ihre Schleier ablegen und aus einer Wissenschaft der Worte eine Wissenschaft der Sachen werden." „Um einen vollständigen Erfolg zu haben, muß man mit dem schönen Ausdruck die Wahl der Gedanken verbinden." Warum stürzt jetzt eine solche Fluth von niederträchtigen Literaten in das hohle Bette der deutschen Presse? Weil der Druck die Gedanken vertilgt und die wenigen Denker, die sich gerettet, es versäumt haben, den Grazien zu opfern. Es ist unser dringendstes Bedürfniß, nun auch unsrer Seits, wie damals die Franzosen, die Metaphysik und die Gelehrsamkeit in der durchschlagenden schönen Form zu realisiren. Als-

dann wird „Lust und Schmerz“ das übrige thun, die Wissenschaft „der Sachen“ erzeugen und Helvetius zu einem glücklichen Propheten machen: „Lust und Schmerz herrschen über den Menschen, über seine Gedanken und Thaten; sie zeugen seine Leidenschaften, regen seine Abneigungen, seine Freundschaften, seine Zärtlichkeiten, seinen Muth auf, sie entzünden seine Begierden, seine Furcht, seine Hoffnung, sie entschleiern ihm Wahrheiten und stürzen ihn in Irrthümer. Endlich aber, nachdem sie tausend absurde und einander widerstreitende Systeme der Sittlichkeit und der Gesetzgebung erzeugt haben, werden sie ihn eines Tages die einfachen Principien entdecken lehren, an deren Entwickelung die Ordnung und das Glück der sittlichen Welt geknüpft ist.“

Unter uns und in der neusten Zeit bringt es Börne den großen Franzosen am nächsten. Er ist immer Künstler und nie damit zufrieden, die Wahrheit zu sagen, er sucht auch das Herz des Lesers zu treffen und seinen Witz zu beschäftigen. Mit Helvetius hat er die geistreiche Form, den reichen Inhalt und die richtige Würdigung des Despotismus ge-

mein. Er gelangte aber dadurch zu einer großen Wirkung und bei der ganzen Jugend zu dem Ansehn eines Klassikers und eines edlen Charakters: Beides mit vollem Recht und er wird fortwirken, so lange seine Worte wahr sind. Leider ist dies schon lange und wird noch länger währen; wo man ihn aufschlägt, überall sollte man sagen: das hat er gestern geschrieben, denn noch heute paßt es in allen Punkten. Er ist der einzige berühmte Autor unter uns, der sich frei der Wahrheit in die Arme wirft, der sich weder möglich erhalten, noch von seiner Furchtbarkeit Gewinn ziehn will. Er zieht den Literaten aus, und wird Tribun, er wirft den Ehrgeiz weg und ergreift die Fahne des ewigen Ruhms. So lange die Erinnerung des schönen Aufschwungs von 1830 und des schmählichen Rückfalls der Deutschen dauert, so lange wird Börne der Einzige sein, in dem sich die Welt das Gefühl unserer Schmach wiederholt; denn er mußte die Deutschen erst lehren, daß die Scham eine Tugend und die Niederträchtigkeit ein Laster ist. Man hat ihn verfolgt mit den Hetzhunden und mit den Hofhunden der schnöden Presse jener Zeit; Pedanten, Patrioten und Literaten vereinigten sich zu Einem Chor, um ihn zu

beschimpfen. Er ist der freiste Deutsche seiner Zeit und seine Zeit ist bei den Deutschen noch nicht gekommen. Nur die Franzosen haben ihn öffentlich geehrt und seinem Namen auf dem Père la chaise ein Denkmal gesetzt, worauf unter der Weihe der Freiheit die Gallia und Germania sich die Hände reichen; ein edler französischer Künstler hat ihn verstanden und „die deutsche Jugend, sagte ein Aufseher des Kirchhofs, wallfahrtet zu dem Grabe dieses deutschen Dichters". Ja wohl des Dichters, dessen Wirklichkeit wir immer noch nicht erreicht; dessen Gedanken sogar den meisten Deutschen zu kühn sind, um sie, selbst in seinem Munde, für Ernst zu nehmen; denn ein Republikaner ist ihnen so lange ein Narr, bis er ihnen als Heros erscheint, was übrigens im Munde unserer Zeitgenossen derselbe Titel ist, nur aus weiterer Ferne zugerufen.

So frei Börne politisch denkt, so sehr war er noch befangen in dem Gegenstoß seiner Zeit gegen den Humanismus und die Philosophie; wie Helvetius versteht er die Religion nicht. Den Ernst, den Eifer, die Gesinnung, den Charakter nimmt er für Religion. Deswegen verkannte er die freien Elemente in Göthe

und Hegel; deswegen stand er unter Jean Pauls Einfluß; deswegen legt er auf Witz, Humor und Ironie, als auf die geistreichen Formen der Kunst, ein Gewicht, unter dem die universelle Schönheit seiner Form leidet. Das Geistreiche ist particular, der permanente Witz eine Manier, Humor eine besondere Stimmung, Ironie eine superiore Haltung, die der Polemik vortrefflich dienen kann; der Schönheit aber thut das grelle Schlaglicht des Witzes leicht Abbruch. Börne's Stellung ist nun vorzugsweise polemisch, man freut sich jedes geschickten Stoßes, es gelingt ihm fast immer, seinen Witz zu motiviren, nur selten bricht er ungehörig damit hervor; aber die ganze Färbung seiner Rede ist durch den Witz entschieden. Ist dies ein Mangel, hör' ich die erstaunten Verehrer des Witzes ausrufen, war Börne's Waffe nicht um so eindringlicher, je schärfer er sie geschliffen? — Ist Pfeffer etwas Schlechtes, ist das Salz zu entbehren? aber ihr geistreichen Freunde des Witzes, ihr werdet begreifen, daß man nicht Alles in Pfeffer und Salz ißt. Wollt ihr Geist, so seid ihr sicher, daß der Witz sein Sohn ist; aber ihr müßt euch gewöhnen, den Geist und seine schönen Formen auch in milderen Ge-

stalten zu erkennen, und es ist für Deutschland nichts nöthiger, als den Gegensatz von Geist und Pedanterei in einer Literatur aufzuheben, die weder pedantisch geistreich, noch geniale oder liederliche Pedanterei ist, vielmehr von einer unerbittlichen Strenge des guten Geschmacks, die das Publicum ausüben muß, beherrscht wird. Wo ein solches Ehrengericht noch nicht gegründet wurde, da wird es immer von Neuem möglich, daß Pedanten die größten Genies beschimpfen, wie dies Börne zu seiner Zeit begegnete, und daß die rohsten Naturknollen, wie das teutonische Geschlecht von Anno „frisch, frei, fröhlich, fromm", als Götterbilder in die deutsche Ruhmeshalle kommen. Hätte man es für möglich halten sollen, daß noch Börne's Franzosenfresser und in unserer geknechteten Zeit der Ruhm Deutschlands und das Geschrei gegen die Franzosen, gegen die Revolution, gegen die Länderräuber, gegen die Philosophie und Poesie, wie es neulich der alte Vorturner Kortüm in den Heidelberger Jahrbüchern anstimmte, und die schleswig-holsteinischen schwarzrothgoldnen Brudergefühle, die in Würzburg erklungen, noch einmal ganz von vorne beginnen und alle die weltkundigen Illusionen als neue Evangelien predigen würden? Sollte

man nicht jedem Schulknaben einen Franzosenfresser zum Neujahr schenken, um endlich die Genugthuung zu erleben, daß ein allgemeines Gelächter ausbricht über jeden, der nach einer dreißigjährigen Erfahrung, wie die unsrige, noch einmal die alten Devisen von 1813 und 15 auf unsre Fahnen stickt, die einzige Freiheit aber, die wir erkämpften, die philosophische und poetische, mit den Kolbenschlägen von Waterloo bedient?

Börne's Kampf ist fortzusetzen; und es käme nur darauf an, Altdeutschland in allen seinen wüsten Organen zu besingen und dem neuen Geist eine freie, universelle, unwiderstehliche Form zu schaffen. Jeder Schriftsteller, der die Feder aufnimmt, ist dem Genius des Jahrhunderts verpflichtet; seine Ehre läuft Gefahr, noch ist sie zu retten.

25.

Die preußische Constitution und die Schriftsteller-Expulsion Beide zurückgenommen.

Die Bekanntschaften, welche der Winter mir zuführte, brachten mich, nachdem ich viele Monate ganz

still meinen Studien gelebt hatte, wieder in die Politik. Ehe noch in Deutschland eine Sylbe laut wurde, waren in Paris alle Details über die preußischen Constitutionspläne bekannt. Die Neuigkeit machte einigen Eindruck, sie war positiv, und da der König selbst die Einwendungen des Herzogs der Reaction, des Fürsten Metternich, überstanden hatte, so zweifelte man nicht mehr. „Sie werden in Preußen eine Constitution haben, sagte mir ein alter deutscher Aristokrat, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, man will die berathenden Provinzialstände in Berlin versammeln; was denken Sie davon?"

„„Das erste Wort dieser Berathung würde sein, daß man, um zu berathen, vorher Ein Preußen constituiren müsse.""

„Allerdings, die verschiedenen Provinzen können nicht Ein Interesse berathen, wenn jede ein anderes hat. Sie halten also die Constitution für unmöglich. Ich ebenfalls."

„„Eine Constitution ohne Constituirung ist unmöglich. Eine wirkliche Constituirung Preußens"" —

„Wäre eine Revolutionirung Deutschlands" —

„„Und der europäischen Politik.““

„Die Beamten, der Adel, das Militair, die Geistlichkeit — Alles würde in Frage gestellt. Man würde alle Aemter umsonst verwaltet, keinen Vorzug der Geburt anerkannt, kein stehendes Heer besoldet und nur Schullehrer, keine Geistliche angestellt wissen wollen. Sie haben dies furchtbare Wort einmal ausgesprochen; ich fürchte, es hat sich in viele Köpfe eingeprägt.“

„„Ich wüßte nicht, was Sie persönlich dabei zu befürchten hätten; und für Ihre Ansichten können Sie noch weniger besorgt sein, denn nur so weit, als es möglich wäre, würde die Reform gehn, und so viel ich weiß, sind Sie nur gegen die unmöglichen Reformen.““

„Wenn diese Reformen möglich sind, so ist unser Stand aufgehoben. Auch der Hof — Sie wissen, daß ich sonst kein Freund der Orleans bin, — hält die Pläne des Königs von Preußen für sehr gefährlich; und die kleinen constitutionellen Prinzen in Deutschland haben sämmtlich ihre Bedenken ausgedrückt.“

„„Sollte dies nicht grade ein Motiv für den König von Preußen sein, bei seinem Plane zu verharren.““

„Ich fürchte es sehr; er ist noch nicht ohne Ehrgeiz.“

Die französischen Zeitungen besprachen die Sache, zuerst der Siècle, dann der National, später das Journal des Débats. Man glaubte nicht an eine wirkliche Befreiung und für einen Schein zum Schein, ein Wort zu den vielen Worten hinzugefügt, wollte man sich nicht interessiren.

Endlich kamen auch die deutschen Zeitungen mit großen Lobgesängen und bescheidenen Zweifeln; aber nun war schon alles glücklich wieder vorüber.

„Der Prinz von Preußen hat energisch protestirt und der König seinen Plan suspendirt,“ sagte mir derselbe Mann, der diesen Plan noch kurz zuvor für eine verhängnißvolle Realität gehalten hatte.

Unterdessen erschien die kleine klassische Broschüre von Dr. Joh. Jacoby: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms IV“. Die Débats brachten eine Uebersetzung davon und erklärten sich sehr freimüthig über

den erfreulichen Fortschritt des politischen Geistes in Deutschland; „solche und ähnliche Manifestationen, sagten sie, bewiesen die Vorbereitung des preußischen Volks auf eine Bewegung in freieren Formen, als die bisherigen seien.“ Die französische Sprache gab den Documenten nur noch mehr Schärfe und Nachdruck und die Autorität des Journals der regierenden Parthei hob die Sache der preußischen Constitutionellen. Fast hätte ich geglaubt, die Landtage und die Städte würden, mit dem königlichen Wort und dem Landrecht in der Hand, sich die Freiheit erobern, als Menschen und freie Wesen zu denken, zu reden und sich selbst zu bestimmen. Der Erfolg hat gezeigt, wie weit sie von diesem Ziel noch entfernt sind.

Die Diplomaten, selbst die kleinsten deutschen, waren gleich darüber einig gewesen, daß es auch diesmal noch nicht nöthig sein werde, den alten Weg, hinter der Wahrheit und Freiheit vorbei, zu verlassen; doch war es interessant zu sehn, wie sehr sie die „unbesonnene Anregung der Constitutionsfrage in Preußen“ fürchteten. Es ist dies für die kleinen liberalen Fürsten dieselbe Gefahr, als es für die Protestanten wäre, wenn der Pabst mit seiner ganzen Kle-

rissei plötzlich vernünftig würde; alle Consistorialräthe und Pfaffen wären für ewige Zeiten verloren; aber auch sie werden sagen: „**Rome ne recule pas!**“ und im Nothfall würden sich Leute finden, die päbstlicher als der Pabst wären.

Unterdessen bereitete sich die Auflösung der conservativen Parthei in der Kammer vor, eine ganz unerwartete Bewegung ergriff grade die faulste Region des politischen Lebens; die Conferenzen bei unserm Nachbar Thiers wurden lebhafter und das linke Centrum dachte schon an ein liberales Programm und an die Vertheilung der Ministerien. Man konnte darin den ersten Schritt zur Befreiung von dem alten funfzehnjährigen System sehen, und wenn man auch von Thiers nichts Gutes zu erwarten hatte, so lag doch in der Situation selbst die Nothwendigkeit, der Opposition Zugeständnisse zu machen.

Mitten in diesen Verwickelungen, die ich fürs Erste noch sehr theoretisch ansah, reis'te ich auf einige Wochen nach Süddeutschland und Zürich. Aber gleich nach meiner Rückkehr sollte ich persönlich für das Schicksal der Minister interessirt und so wider alles

Erwarten praktisch bei der Verwickelung betheiligt werden.

In Zürich fand ich die Gegner der Pietisten und Jesuiten voll Hoffnung; eine Aenderung der reactionären Politik durch Entfernung der Septemberparthei aus der Regierung stand bevor und ich eilte Ende Januar, kurz vor der großen entscheidenden Volksversammlung gegen die Jesuiten, mit der Ueberzeugung nach Paris zurück, daß im Anfange der guten Jahreszeit unser Umzug nach Zürich, den ich wünschte, kein politisches Hinderniß finden würde.

Ich kenne in der deutschen Welt keinen reizenderen Punkt, als Zürich. Man hat hier Land und Stadt, Bildung und Natur vereinigt, man ist mit der deutschen Bewegung in steter Verbindung; nur muß man von der hiesigen Welt keine Philosophie verlangen, selbst diese Politik ist nicht für uns. Ein Deutscher kann hier nur zusehn, unser altes Loos. — Ich bestieg in Mühlhausen mit einem sehr cultivirten Courrier die Postchaise.

Bisher war der Winter gelind und ohne Schnee. In den Vogesen empfingen uns die ersten Flocken,

indessen hinderten sie, so dicht sie auch fielen, die Fahrt nicht; und mit gewohnter Schnelligkeit erreichte die Malle Paris.

In einer kalten Januarnacht trat ich in meine Wohnung, und beschloß, von der angreifenden Fahrt, auf der ich mir zum Ueberfluß einen Fuß sehr schmerzhaft beschädigt hatte, auszuruhn.

„Man hat nach Ihnen gefragt", sagte der Portier. — Lassen Sie niemand zu mir; ich bin sehr ermüdet und angegriffen, antwortete ich. — „Es war der Herr Commissair und er hat mir anbefohlen, wenn Sie zurückkehrten, es ihm sogleich zu melden." — Gut, so sagen Sie ihm, um eilf Uhr wäre ich zu sprechen. —

Um eilf Uhr erschien ein sehr freundlicher Commissair mit seinem Schreiber, bat sich eine Unterredung mit mir allein aus, entschuldigte sich, daß er mir etwas Unangenehmes (une nouvelle facheuse) mitzutheilen habe, und überreichte mir die Copie eines Vertreibungsdecrets folgenden wunderlichen Inhalts:

„Polizeipräfectur. Wir Pair de France, Préfet de Police,

Nach dem Erlaß (décision) des Ministers des Innern vom 11. Januar 1845, welcher befiehlt, den Herrn Ruge (Arnold), gebürtig aus Preußen, vom französischen Boden zu vertreiben, wo seine Gegenwart geeignet ist, die Ordnung und öffentliche Sicherheit zu stören,

Und auf Grund des Artikels VII des Gesetzes vom 28. Vendémiaire des Jahres VI, nöthigenfalls auch des Art. II des Gesetzes, welches den 21. April 1832 erneuert worden ist,

Haben beschlossen und beschließen wie folgt: Der genannte Herr Ruge ist gehalten, Paris 24 Stunden nach Mittheilung des Gegenwärtigen und Frankreich in möglichst kürzester Frist zu verlassen. Und es ist ihm verboten in Zukunft zurückzukehren unter Androhung der gesetzlichen Strafen.

Es werden alle nöthigen Maßregeln ergriffen werden, um die Ausführung dieser Verfügung zu sichern.

Gegeben zu Paris, den 13. Januar 1845.

Der Pair von Frankreich, Präfect der Polizei.

gez. G. Delassert.

Auf den Rand ist geschrieben: Gebilligt:. Paris, den 16. Januar 1845. Der Minister des Innern. gez. Duchâtel.

Für die Abschrift: Der Generalsecretär der Polizeipräfectur."

Als ich bescheinigt hatte, daß mir um 11 Uhr dies merkwürdige Document mitgetheilt worden sei, sagte der freundliche Ueberbringer des brutalen Befehls: „heute zählt nicht mit. Sie haben also Zeit bis übermorgen Mittag, Ihre Maßregeln zu nehmen. Uns, die wir Ihre Nachbarn sind, ist bekannt, daß Sie in jeder Hinsicht vorwurfsfrei gelebt, auch Ihr Umgang ist uns bekannt. Ich vermuthe daher ein Mißverständniß. Sind Sie ein Preuße?"

Nein, ich bin ein Sachse, obgleich ich in Preußen geboren bin.

„Und Sie stehn gut mit Ihrer Gesandtschaft?"

Ohne Zweifel.

„Nun, da dürfen Sie nicht verzweifeln, und am Ende, wir sind hier nicht in Rußland."

Er empfahl sich mit der Versicherung, „daß er

nicht hoffte, ich würde in diesem Wetter" — es war plötzlich der ärgste Winter eingetreten — „zur Reise genöthigt sein, nicht einmal nach St.-Cloud oder Versailles, wo man ja im Uebrigen noch so gut als in Paris wäre."

Ich hatte so viel Humanität nicht erwartet. Sollte man nicht sagen, in Paris wird man mit mehr Rücksicht zum Thor hinausgeworfen, als in Deutschland zum Hofrath ernannt?

Ich wandte mich natürlich an meinen Gesandten. Auch die Sachsen sind freundliche Leute, zudem war es absurd, meine harmlose Existenz, da ich seit mehreren Monaten nichts mehr drucken ließ und das Journalproject längst gescheitert war, für staatsgefährlich zu erklären; ich erlangte also durch die Gesandtschaft einen Aufschub von der Präfectur, und wandte mich mit einer Reclamation an den Minister, worin ich nachwies, daß hier nothwendig ein Mißverständniß stattfinden müsse, und daß ich über die Thatsachen gehört sein wolle, um ihn darüber aufzuklären; ich sei übrigens kein Preuße und wünschte, daß der Minister sich bei der sächsischen Gesandtschaft von meinen Verhältnissen unterrichten möchte.

Aber die Minister waren in diesen Tagen völlig unzugänglich; selbst bei Rothschilds Diner erschienen sie nicht, und an eine Audienz war nicht zu denken, da sie grade die Hauptschlacht in der Kammer verloren hatten und den bekannten zweiten Versuch vorbereiteten.

Unterdessen hatte ich Aufschub bis zur Antwort von Duchâtel, und erfuhr den wahren Zusammenhang, der dieser ist: Schon als die deutsch-französischen Jahrbücher erscheinen sollten, hatte der preußische Gesandte Herrn Guizot zu einer Maßregel gegen die Redaction zu bestimmen gesucht, war aber nicht damit durchgedrungen. Später, als das „Vorwärts" in die Hände der Communisten gerieth, wurden nun Guizot wiederholt Uebersetzungen der chokantesten Artikel vorgelegt, welche die ungeschicktesten Schriftsteller, die man sich vorstellen kann, hier veröffentlichten. — „Das ist ärger als 1793 irgend etwas geschrieben worden ist!" soll Guizot ausgerufen haben. Es war nicht schwer, Alles von den deutschen Philosophen abzuleiten, diese Meinung hatte sogar die Tuilerieen erreicht, und ich hörte von dem deutschen Hochtory, dessen ich oben erwähnt, der König habe ausgerufen: „Il faut purifier Paris

des philosophes allemands!" Jetzt wären die Philosophen reif, es handelte sich nur darum, ob welche da wären. Guizot hatte indessen gemeint, es schiene doch vornehmlich nur ein Autor zu sein, der alle diese Dinge vorbrächte, man müsse ihn zur Verantwortung ziehn, und erst wenn das nicht wirkte, die allgemeine Vertreibung eintreten lassen. Hiezu scheint sich der Herr Minister förmlich verpflichtet zu haben. Als daher die Fortsetzung des unglücklichen „Vorwärts" in Monatsheften angekündigt und dadurch die Caution, zu der es angehalten wurde, umgangen war, nahm man eine Liste derer an, die vertrieben werden müßten, und es scheint, daß die Namen aus den Nummern des „Vorwärts", ohne Rücksicht darauf, ob sie für oder gegen die incriminirte Richtung gestimmt, ausgezogen worden sind. Daher kam das Heterogenste und Feindseligste in einen Topf und in gleiche Verdammniß, denn das Blättchen war zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedenen Händen gewesen.

Merkwürdig, daß ich zugleich mit dem Ausweisungsdecret einen Brief voller Vorwürfe über meine anticommunistische politische Denkungsart von dem

Rabbi erhielt. Dieses Spiel des Zufalls amüsirte mich, und ich antwortete ihm:

„Mein edler Freund! Vor einigen Tagen, als ich aus der Schweiz zurückkam, den 22sten, fand ich Ihren Brief vor, der mir bitter mein politisches Interesse und meine communistische Interesselosigkeit vorrückt. Ich will Ihre Illusionen nicht stören. Die meinigen wurden unsanft berührt, indem ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Befehl von Herrn Duchâtel erhielt, in vier und zwanzig Stunden Paris und in kürzester Zeit Frankreich zu verlassen. Ich habe sogleich Ihren Brief als Zeugniß für meine zurückgebliebenen Ueberzeugungen benutzt, und Sie sehn, wie gute Dienste er geleistet, denn ich bin noch hier. Indessen ist der Proceß noch nicht gewonnen. Der sächsische Gesandte erkennt mich zwar als Sachse an; aber der preußische hat, wie es scheint, über alle möglichen Sorten von Menschen hier in Paris verfügt; es sollen zwölf Schriftsteller sein, die vertrieben sind. Ich muß gestehn, daß ich diese Legion hier nicht entdecken kann, selbst wenn ich Ihren Schüler X. miirechne. Diese Vertreibung ist ein Meisterstück des Unsinns von allen Seiten. Man konnte die Preß-

freiheit, die Opposition und die nobeln Stichwörter des Humanismus nicht mehr beschmutzen und discreditiren, als dies das armselige „Vorwärts" that; man hätte B. u. s. w. noch belohnen sollen für diesen Vorschub, den sie dem deutschen System leisteten, und nun vertreibt man diese Männer! Von mir red' ich nicht, denn Sie wissen, daß ich nicht mitgewirkt, und nur aus Versehn mit todtgeschlagen werde. Auch Heine ist auf der Liste gewesen und German, die beide naturalisirt sind. Wie summarisch und revolutionär! ganz à la Fouquier! Unterdessen ist das Ministerium Guizot im größten Gedränge, und es leidet keinen Zweifel, daß auf parlamentarischem Wege nichts mehr zu erreichen ist. Selbst das Mittel der Dienste und Gefälligkeiten versagt. Man fällt ab und wendet sich der Zukunft zu. — Diese Verwickelung ist jetzt noch interessant. Es ist eine décomposition complète der Conservativen, und Sie wissen, daß es dann rasch fortgeht — zuerst ein Ministerium Cabet, dann eine Gemeinde Dezamy und endlich Ihre Harmonie: die Erfüllung aller Wünsche: Schönheit und Zufriedenheit: Tusch!

Daß Sie Stirner nicht nur lesen, sondern sogar

kritisiren, ist vortrefflich, nur werden Sie sich leicht täuschen. Sie scheinen es nämlich nicht gemerkt zu haben, daß er au fond dasselbe will, wie Sie, nur kommt er von der andern Seite. Während Sie vom Ganzen ausgehn, kommt er als Einzelner und verlangt, daß es jeder so machen solle. Und was für eine göttliche Chymie! Er hat es dahin gebracht, daß er alle Begriffe und alle Substanzen auflös't, Er, der Schöpfer! Und diesen Vortrefflichen wollen Sie nicht gelten lassen? — Im Ernst, das Kritische im Buch hat großes Verdienst und die Form ist vollendet, in manchen Parthieen wenigstens. Schon das ist ein Fortschritt, daß er menschlich für Menschen, und nicht, wie sonst unsre Philosophen und sogar Sie selbst, für Götter und fahrende Scholasten schreibt.

„Ist irgend ein Lob, ist irgend eine Tugend, dem trachtet nach!" —

Ich wollte durch Cöln reisen. Nun seh' ich aber, daß Sie es in Preußen noch nicht dahin gebracht haben, so unsichere Leute, wie mich, richtig würdigen zu lassen. Man thut mir die Ehre an, mich zu dem „Berge" zu rechnen; und ehe ich mich mit irgend einer reactionären Schrift blamirt habe, hilft mir bei

diesen Menschen all Ihre Protection nichts. So werd' ich denn wohl nicht so schnell, wie ich Paris verlassen muß, nach Preußen kommen.

Von Dresden, oder wohin ich im April wandere — denn eher denke ich nicht zu gehn — hören Sie dann wieder von mir; und ich geb' Ihnen meine Adresse, Sie erhalten mir Ihre gute Gesinnung, Mr. le bourgeois, Bürgermeister der Gemeinde der Zukunft, Rabbi aller redressirten Querköpfe und mein vortrefflicher Stubengenosse in der rue St. Thomas du Louvre! Mir dünkt das zehn Jahr zu sein. So füllt sich hier die Zeit! Ich gehe sehr ungern weg und werde wiederkommen, wenn erst das Geld abgeschafft ist. Die Hunde, die Geldmenschen! Nicht wahr? Es ist absurd, daß die verkehrte Oekonomie wie eine Wasserhose den Menschen, mich z. E. beim Schopf faßt und wider Willen nach Sachsen führt. Doch nein, j'aime les Saxons, mes frères en humanité. Lassen Sie sich nur nicht bei den Ohren kriegen von meinen vormaligen Compatrioten. Sie haben grün gelb gemacht und nun vollends Püttmann! Ist Püttmann auch nach Brüssel geflüchtet, oder lügen die Zeitungen? — Ich grüße Sie herzlich! Nehmen Sie sich in Acht vor dem Communisten-

schuß! Diese Doctrin macht verrückt, wenn einer immer, ohne links und rechts zu sehn, in ihrem Geleise fortrutscht. Ich gebe zu, daß auch die Verrücktheit existiren kann, wie das Juden- und Christenthum genug beweis't; aber außer der Realität in der Phantasie. Nur da sind alle Schädel von kaukasischem Adel."

So ermahnten wir uns gegenseitig, versteht sich ohne Erfolg!

Nach ungefähr vierzehn Tagen schlug mir Herr Duchâtel meine Forderung, gehört zu werden, rund ab und befahl, sein Decret auszuführen. Ich wunderte mich über die Ohnmacht meines Gesandten; aber ich hätte nichts von dem Geschäftsgange der wohllöblichen Polizei-Anstalt verstehn müssen, um aus dem bisherigen Verlauf den Schluß zu ziehn, daß meine Sache nun verloren sei. Ich erklärte, daß ich dies Resultat nicht erwartet hätte und daher ganz unvorbereitet wäre. Man bewilligte mir einen neuen Aufschub; und ich suchte durch die Vermittlung eines Freundes ein Asyl in Sèvres, fest entschlossen, vor der guten Jahreszeit nicht zu reisen.

Der freundliche Mann, der mir sein Haus anbot, lud uns zu Tische. Ich mußte ihn von der deutschen

Philosophie unterhalten und den Stand meiner Angelegenheit auseinandersetzen. Der Gesandte hatte mir sagen lassen, „er wolle es schon bewirken, daß man mich bis zur guten Jahreszeit in Ruhe ließe". Ne fiez vous pas des diplomates! sagte unser Wirth, und rieth mir eifrig, mich an einen Deputirten zu wenden. Dasselbe that Louis Blanc. Herr Thiers, mein Nachbar, war mir der nächste, und er interessirte sich allerdings aufs Freundlichste; allein es war unglücklicher Weise am Vorabende der Ministerschlacht; so mußte er die Sache vertagen. Indessen fiel das Ministerium, so war es gut, fiel es nicht, so konnte er später wohl etwas thun. Endlich wurde ich durch meinen Freund German Herrn Hunoldstein bekannt, der mit den Conservateurs stimmt und deshalb allerdings am besten interveniren konnte. Er versprach es mir.

Gleichwohl blieb ich in der Ungewißheit bis zum 22. Februar, wo zugleich der neue Aufschubstermin abgelaufen war. Ich steckte das nöthige Geld ein, nahm meinen Mantel und fuhr auf die Präfectur, wohin ich eingeladen war, um im Nothfall mein Asyl in Sèvres aufzusuchen. Es schien jetzt ernstlich ge-

meint zu sein. Denn der Gesandte, von dem ich die versprochene Verwendung für einen nochmaligen Aufschub verlangt hatte, schlug mir jetzt seinen Beistand ab; ich hatte sein Bedauern, daß ich bei zwölf Grad Kälte reisen müßte, so eben beim Besteigen des Fiacres in Empfang genommen.

„Auch du, Brutus?!" „Ne vous fiez pas des diplomates!"

Auf der Präfectur empfing man mich sehr freundlich. Der Büreauchef erschien, theilte mir die angenehmsten Dinge mit, und unter andern die Erlaubniß, dazubleiben, vorausgesetzt, daß ich fortführe, wie bisher, en étranger inoffensif zu leben. Er kannte jetzt „meine ehrenvolle Stellung, wie er sagte, in der deutschen Literatur, und der Minister wolle der freien wissenschaftlichen Discussion kein Hinderniß in den Weg legen, nur verstünde es sich von selbst, daß die Fremden einige Rücksicht zu nehmen hätten." Ich wünschte eine Abschrift von dem Billet des Ministers an die Präfectur. Die durfte er mir nicht geben, er warf die Stückchen von dem, was er notirt gehabt, ins Kaminfeuer und begann ein Gespräch über die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und über

die Revolution, in dem er sich als einen Freund der Aufklärung zeigte. Dann gratulirte er mir nochmals zu der glücklichen Wendung dieser Angelegenheit: und ich fuhr allerdings hundertmal lieber auf den Platz St.-George, als nach Sèvres, wo man bei weitem nicht die Vertheidigungsmittel gegen den unerwarteten Winter hatte, die ich ihm hier entgegensetzen konnte.

Den vernünftigen Ausgang dieser absurden Geschichte verdankte ich der Verwendung des Herrn Hunoldstein, dem ich sogleich persönlich meinen Dank dafür ausdrückte. Um aber der öffentlich gewordenen Nota censoria der Polizei, die für Deutschland, wenn sie begründet und nicht ein lächerliches Taschenspielerstück der bekannten Generalpoltrons von Europa war, so viel hieß, als hängt ihn! — um dem Verweisungsdocument ein Nichtverweisungsdocument entgegensetzen zu können, mußte ich meinem Beschützer noch einmal beschwerlich fallen, und bat ihn um Auswirkung einer Abschrift des Befehls an die Präfectur und der Erlaubniß, den wesentlichen Inhalt davon, zur Berichtigung der Zeitungsgerüchte, in den Journalen mitzutheilen. Ich hielt es für unpassend, dies in der

französischen Presse zu thun, wenn der Minister etwa wünschen sollte, daß es unterbliebe.

Ohne Zweifel kennt Herr Duchâtel die liebenswürdige Infectionsfähigkeit aller deutschredenden Polizeiämter für die Expulsionskrankheit zu wenig, um meine Zumuthung zu verstehn. Er hatte geantwortet, „was diese deutschen Schriftsteller beträfe, so wäre einer nicht besser als der andere; und so möchten denn auch die andern dableiben, die noch nicht gegangen wären.“ Ich weiß nicht, ob sie außerdem hätten gehn müssen; genug am 13. März erklärte der kleine Moniteur, „er sei autorisirt zu der Nachricht, daß den Herrn ꝛc. und mir der fernere Aufenthalt in Paris bewilligt werde.“ Und in der That, schlechte deutsche Schriftsteller sind nirgends zu fürchten, am wenigsten aber in Paris.

Gegen die Wendung, einer sei nicht besser als der andere, ist nichts zu sagen. Ein Schriftsteller muß sich die Kritik, auch des Polizeiministers, gefallen lassen; er hat dagegen kein andres Mittel, als die Antikritik, die ich aber in diesem Fall für überflüssig halte.

Uebrigens ist es keineswegs gleichgültig, wie man von dem Polizeiminister beurtheilt wird. Es giebt in Deutschland und in Skandinavien sogar naive Leute, die sogleich an ihren eignen Augen irre werden, wenn die Behörde geurtheilt hat. Ich erfuhr dies mit Oehlenschläger.

Dieser war den Winter in Paris und Hebbel, unser gemeinschaftlicher Freund, machte uns mit einander bekannt. Einige andere junge Deutsche fanden wir bei dem Skalden, unter andern einen früheren Mitarbeiter an den deutschen Jahrbüchern, den Dr. E. aus Stuttgart. Oehlenschläger hat ein gutes Stück in die Welt hineingelebt, er ist mit Reichard in Halle, mit Göthe und Schiller in Weimar, mit Hegel und Fichte zusammengewesen und wie Louis Philipp aus der Revolution, so ist er aus unserer klassischen Literatur noch übrig, ein Mann, der die Quellen vieler Thaten, diese großen Köpfe, gesehn und sinken gesehn. Nach der Verschwendung mit Köpfen, die wir an dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts bewundern, verehren wir die schönen Reste, deren Zeit nun auch heranrückt. Oehlenschläger gehört ganz jener naiven Künstlerwelt an, in der die Poesie,

noch ungebunden und sicher vor dem Lärm des Marktes, in phantastischen Hainen ihre Gefühle ergoß und ihre Helden großzog oder fallen ließ; aber er hat etwas vom Nachwuchs der Romantik an sich. Die Quellen der deutschen Humanität, die Griechen und die Franzosen, der Süden und sein ungetrübter Himmel, den keine Götterdämmerung umhüllt, sind ihm fremd und nicht verständlich. Er lies't Göthe mit Entzücken, aber er entsetzt sich, wenn er sein Griechenprofil ohne Schleier erblickt.

Wir kamen bald auf den Unsterblichen; und Oehlenschläger hatte zwei hübsche Gedichte an ihn gemacht, die er uns vortrug. Das eine auf Göthe's Besuch bei dem Dresdner Schuster war zustimmend, das andre über die Elegieen und sonstige italienische Schwärmereien war ein Tadel der ungermanischen und unpatriotischen Gesinnung des Dichters.

Hierüber entspann sich ein Gespräch, und ich erfuhr zu meiner Verwunderung, daß Oehlenschläger den klassischen Ursprung und den Heimathzug, mit dem Göthe dem Süden und seiner Vollendung des Menschenbildes zustrebt, daß er den Rausch in der Erfüllung seiner langjährigen Sehnsucht, daß er den

Aufschwung, mit dem er grade hier die reine Form der Iphigenia findet — kurz daß er den ganzen Göthe in seinem Princip nicht kannte. Bei der Braut von Corinth und bei allen möglichen andern Gelegenheiten die Stellung des Dichters zu der christlichen Welt zu merken, war ihm eben so wenig gelungen. Er gab es nicht zu, daß wir Nordländer unvollkommene Bildungen der Natur wären, daß die blonde Farbe und die plumpen Gesichtszüge, dicke stumpfe Nasen und ungeschlachter Wuchs klimatische Mängel ausdrückten, und daß Göthe also in seinem künstlerischen Interesse für die Südländer und ihre vollendetere Bildung ganz richtig geurtheilt.

Merkwürdiger Weise war ihm diese ganze Auffassung bei Göthe eine leise Verirrung, in meinem Munde aber eine arge Ketzerei, und doch hatte ich mich wohl gehütet, den christlichen Differenzpunkt, den er mit großer Energie gegen mich wandte, auch nur anzuregen. Ich glaubte einen sehr übeln Eindruck auf ihn gemacht zu haben; und so sehr ich gewünscht hätte, der Empfehlung Hebbels zu entsprechen, das Unglück war geschehn. Der Patriotismus und das germanisch-skandinavische Princip schlug in helle

Flammen auf. Als wir Abschied nahmen, bat ich um seinen Gegenbesuch, dachte aber sicher umsonst zu bitten, und entschuldigte mich nachher so gut ich konnte bei meinem Begleiter über gesellige Ungeschicklichkeit, die ich begangen.

Zu meiner Verwunderung hatte Oehlenschläger am andern Tage dasselbe gethan, und auch seinerseits sich schuldig bekannt. Glaubten wir beide etwas wieder gut machen zu müssen, so fanden wir uns später desto besser ineinander; und ich sah ihn bei sich und bei mir, ohne daß neue Conflicte ausgebrochen wären; im Gegentheil, die Jugendfrische und der Humor, die Productivität in seinen Jahren (er theilte mir ein Drama mit, welches er hier vollendete: die Entdeckung Amerika's, des Weinlandes durch die Skandinavier), Alles dies interessirte mich sehr für ihn, und er seinerseits verlor alle Scheu vor mir, er sagte mir es selbst.

Nun kam die absurde Expulsionsgeschichte und zerriß mit einem Zuge die ganze Freundschaft.

Als ich die erste Antwort, die abschlägliche, eben auf der Präfectur in Empfang genommen hatte, begegnete mir der Dr. E. im Palais royal.

Hier entspann sich folgendes Gespräch: „Also ist es doch wahr? Sie sind auch mit auf der Proscriptionsliste?" Ja, ich überzeuge mich immer mehr davon, so wenig Ursache ich habe, es zu glauben. — „Ich werde Schritte für Sie thun." — Was wollen Sie thun? — „Ich gehe gleich zu P. P., der soll zum König fahren, und ihm sagen, daß hier eine unverantwortliche Ungerechtigkeit geschieht, da er Sie kennt, kann er für sein Wort einstehn." — Wenn P. P. lieber mit Guizot sprechen wollte; der Befehl zur Vertreibung der Schriftsteller ist auf preußischen Betrieb und vom Ministerium des Auswärtigen gekommen. — „Nein, nein, man hat den König selbst ins Spiel gebracht, verlassen Sie sich darauf; und man muß ihn selbst aufklären. Wenn P. P. nicht will, so muß Oehlenschläger gehn. Er kennt Sie, und der König hat ihn wiederholt empfangen, eine eigenhändige Einladung hab' ich selbst gesehn, dazu ist Oehlenschläger aller Politik fremd." — Ja, das weiß Gott, neulich erzählte mir ein Franzose, er hätte gefragt, warum die Minister abgehn müßten, wenn sie die Majorität verlören! — „Eben darum paßt er sich dazu, Sie zu vertreten." — E. hatte sich sehr ver-

rechnet. P. P. lag am Podagra darnieder und Oehlenschläger hatte ihm erklärt: er theile meine Ansichten nicht und genau genommen kenne er weder den König, noch mich. Er war erschrocken, mit solchen Leuten auch nur bekannt gewesen zu sein. „Es ist unerhört, sagte E., ich bin ihm böse". — Er fürchtete vielleicht, wie jener, der sich in der Revolutionszeit ans Schaffot herangedrängt hatte, als amateur mitgeköpft zu werden. — E., der viel in den Salons herumkam, erzählte mir, es hätte sich eine Art öffentliche Meinung gebildet durch Deutsche und Franzosen, die mit meinen Verhältnissen bekannt wären, und Duchâtel habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Wahrheit zu hören. Leider hab' ich Oehlenschläger nicht wieder gesehn, um ihm zu sagen, daß ich seine Einmischung in die Politik selbst nicht erwartet und die Bewahrung seiner Unschuld nicht übelgenommen. Und Oehlenschläger ist ein dramatischer Dichter! — was würde er erst sein, wenn er sich auf die Politik und die Polizei verstünde?

26.

Die Stellung der Deutschen. Privatspionage. Spionenriecher.

Glücklicher Weise waren nicht alle meine Freunde dänisch naiv und sächsisch diplomatisch gewesen; und so konnte ich nun ruhig den Frühling in Paris erwarten; der Arm des „europäischen Gensd'armen" war aufgehalten, die lange Hand des Perserkönigs zog sich zurück; aber wie nahe war ich daran, meine Vorliebe für Frankreich mit der Verbannung aus seinen Grenzen, meine gute Meinung von seiner Freiheit mit dem Genuß seiner tyrannischen Polizeigesetze zu büßen! Zum Ueberfluß und um der Ironie die Krone aufzusetzen, mußte der Vorwand der Verbannung, die projectirte und angekündigte Revue der Vorwärtser, mir gänzlich fremd und das Gesetz, das mich treffen sollte, ein Gesetz der Republik gegen die Emigranten und Royalisten sein!

Die Maßregel war nur unter Guizot möglich; die Aufhebung derselben nur in Frankreich. Ich schätze die Genugthuung höher, als die Beleidigung und habe durch diese Erfahrung meine Achtung

vor dem noblen Charakter der Franzosen nur noch mehr befestigt. Kein Franzose, der mir seinen Beistand zugesagt, nur ein Deutscher, der mir ihn vor allen andern schuldig war, hat mich getäuscht. Die Oppositionsjournale erhoben sich sämmtlich gegen die Verweisung von Schriftstellern, gegen die man nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch noch die Septembergesetze zur Verfügung hätte. Die „Reforme" widmete der Sache einen eignen Premier Paris, und es bildete und verbreitete sich eine Ansicht, welcher das Ministerium am Ende Gehör gab. Als ich jedoch mit einem Manne, der die Kammer sehr genau kennt und schon oft trefflich kritisirt hat, über die Möglichkeit einer Interpellation sprach, war er entschieden dagegen. „Sie sind ein deutscher Philosoph, in der Kammer kennt Sie niemand, Herr Guizot kann sagen, was er Lust hat oder was die Diplomaten ihm weiß gemacht; und man wird es glauben. Ja, wären Sie ein polnischer General, so ließe sich eher etwas erreichen." Es ist wahr, erst wo Deutschland aufhört, an der polnischen Grenze, fängt für viele Franzosen das Interesse wieder an, und Mizkiewicz ist ihnen vollkommen verständlich, wenn er in seinen

Vorträgen nur von Slaven und Franzosen spricht, und die Existenz der Deutschen vollkommen ignorirt. Aber an wem liegt die Schuld? An uns, die wir in dieser Welt nicht existiren und es nicht einmal so weit bringen, als die Polen, daß wir den vergeblichen Versuch machten, als Volk zur Welt zu kommen. Indessen ich gab mich zufrieden, daß ich kein „polnischer General" und nur ein Tirailleur der deutschen Freiheit war; vielleicht giebt es bald ein gutes Jahr, in dem auch bei uns Helden reif und ihr Name in der ganzen Welt berühmt wird, wie der Rheinwein von 11 und 19.

Die Unbekanntschaft der Journale mit unsern Verhältnissen verleitete sie auch in dieser Geschichte zu Mißgriffen. Ein alberner Industrieritter auf Zeitungsartikel hatte sogar die Unverschämtheit, nach meiner Abreise einen Brief unter meinem Namen in den Corsaire-Satan zu setzen, worin er mich erklären läßt, „ich ginge nach Deutschland zurück, denn ich zöge diesem Frankreich sogar die deutschen Regierungen vor". Die Berechnung, ich würde dies Blatt außer Paris nicht leicht zu Gesicht bekommen, und also nicht reclamiren,

ist richtig gewesen; aber „Lügen haben kurze Beine“, sie laufen nicht weit, auch wenn man sie gehn läßt.

Nicht leicht würde man anderswo einen so frechen Einfall haben; hier wird er durch die satirischen Blätter erzeugt und es kommen unter dieser Form allerliebste Späße zum Vorschein. In meinem Fall jedoch scheint wenig Humor, aber viel Artikelnoth gewirkt zu haben.

Ueberhaupt genoß ich eine Zeitlang das unglückliche Glück, der Gegenstand einer impertinenten Spionage von Neuigkeitskrämern zu sein; man besuchte mich harmlos, unterhielt sich mit mir und erzählte dann, wo es am übelsten angebracht war, die Gespräche, meist in Persönlichkeiten und Beleidigungen verwandelt, wieder. Dieses Geschäft trieben nur Deutsche mit Deutschen. Ich vermied sie, sobald ich einige unangenehme Erfahrungen der Art gemacht hatte, gänzlich und beschränkte mich auf wenige Freunde unter den Deutschen in Paris und auf die Fremden, welche von Deutschland her schon ein Verhältniß zu mir angeknüpft hatten. Das Mißtrauen gegen die Aushorcher und Ausbeuter, die jeder hier persönlich und aus Börne's nachgelassenen Briefen im Contrefey kennen

lernen kann, steigerte sich bei mir vielleicht bis zur Ungerechtigkeit. So kam während der Verwicklungen mit der Polizei ein junger Mensch ins Haus — wir trafen uns eben vor der Loge des Portiers — und fragte nach mir. Er war Franzose und mir völlig unbekannt.

„Erlauben Sie mir einige Augenblicke im Vertraun", redete er mich an.

Ich nahm ihn mit auf mein Zimmer.

Hier begann er nun sich zu entschuldigen, daß er sich in meine Angelegenheiten mische, indessen er komme, um mir einen Dienst zu erweisen, und ich möge mich ihm mit vollem Vertraun eröffnen.

Dummer, dachte ich, kann es doch einer nicht anfangen, der noch nie ein solches Geschäft getrieben hat, es ist klar, er will sich Stoff zu einem Bericht sammeln. Ich sagte, mit einem völlig Unbekannten könnte ich doch unmöglich über meine Angelegenheiten reden.

„Ich heiße Michel Desj........, doch was nutzt Ihnen der Name, den Sie doch nicht kennen. Ich

war bei der * Gesandtschaft und bin jetzt im Dienste des Ministeriums des Auswärtigen. Sie haben Herrn Guizot eine Abschrift ihrer Vorstellung an Herrn Duchâtel zugesendet. Sie sagen darin — hier las er mir eine Stelle aus meinem Briefe vor — Sie sehn, daß ich Ihre Sache kenne."

Nun, so wissen Sie auch, daß sie bereits entschieden ist.

„Allerdings weiß ich, daß man Sie nicht anhören will."

Nun, und?..

„Und dennoch wird man Ihnen Genugthuung geben. Ich wünsche Ihnen nützlich zu sein, was haben Sie mir noch zu eröffnen, das ich für Sie geltend machen könnte?" hier zog er sehr vertrauensvoll seine Schreibtafel hervor.

Welch ein Esel! dachte ich. Die Papiere auf dem Ministerium enthalten Alles, sagte ich, und setzte meinen Hut auf.

„Sie waren im Begriff auszugehn, ich will Sie nicht abhalten, nur noch Eins; wenn Ihre Angelegen-

heit in einigen Wochen zu Ihrer Zufriedenheit erledigt wird, so versäumen Sie es nicht, Herrn Guizot zu schreiben und sich unserer Unterredung zu erinnern.“ Er empfahl sich.

Eine Speculation von der dummsten Art! Er denkt sich die Möglichkeit, daß die Maßregel zurückgenommen wird, und wird dann sicher dazu beigetragen und dafür eine Belohnung haben wollen.

Ich war verstimmt, daß ich mich nur überhaupt mit ihm eingelassen hatte. Wie sah der Mensch auch aus! ein räudiger Mouchard.

Es ist möglich! und dennoch kam er nicht wieder, um Geld zu verlangen, und dennoch — was eben die Hauptsache war — traf seine Prophezeihung ein, die er zu einer Zeit aussprach, als ich durchaus an keinen vollständigen Erfolg glaubte. Vielleicht war er ein ehrlicher Mann und ich ein mißtrauischer Thor!

Gleichwohl gehörte ich nie zu denen, die überall Polizeispione wittern. Die mich belästigt hatten, waren sicher lauter Privatspione. Es gehört ein gewisses Conspirationsbewußtsein dazu, um immer die Spione im Sinne zu haben. Die fire Idee, überall

von Mouchards umgeben zu sein, ist aber eine weit verbreitete Geisteskrankheit, die vornehmlich die Deutschen ergreift, welche sich hier in die Politik werfen und auf dem unbekannten Terrain unsicher fühlen.

Einmal nannte mir jemand einen Schriftsteller als preußischen Spion.

Sein Sie kein Thor, antwortete ich ihm, es giebt keine preußischen Spione. Die Preußen bezahlen keine.

Die unbezahlten sind die gefährlichsten, sagte er schlau, und doch hatte er ganz gewiß keine Geheimnisse, die in Gefahr gewesen wären, an die Preußen verrathen zu werden.

In Preußen ist es wiederholt vorgekommen, daß Aeußerungen an öffentlichen Orten von Horchern denuncirt und von Royalisten als Duellprovocation aufgenommen wurden. Dies ist in Paris nicht zu befürchten. Delatoren und Majestätsverbrecher sind gar keine Kategorieen mehr. Was ein Gegenstand der Spionage sein kann, sind nicht die Gedanken und die Reden, denn die treten so stark als sie heimlich gedacht werden, auch öffentlich hervor, es sind die Conspirationen, die Pläne und die geheimen Versammlungen, die über zwanzig Personen stark sind.

Die Spionenriecher coquettiren also immer mit einer solchen Gefährlichkeit, wenn sie ein gutes, und sie sind in der Regel in tausend Aengsten, wenn sie ein böses Gewissen haben. Sie verbrennen alle ihre Schriften, die nur nach ihrer Couleur riechen, und versenden alle ihre Briefe, sobald die Polizei sich im Geringsten auf sie dirigirt. Jene kleinen Ungesetzlichkeiten unterjochen das Herz dieser Hasen, und die Polizei spielt mit ihnen Katz und Maus, so oft sie will. Ueberhaupt sind es die Conspirationen, welche dem Menschen die Frische des Zorns, die Unmittelbarkeit der Wuth, den unwiderstehlichen Reiz der Entschlossenheit, der in Momenten der Entscheidung die Unbefangenen hinreißt, aus der Seele spielen und ihn dagegen bis über die Ohren in Ränke, Politik, Befürchtungen und fixe Ideen von persönlicher Wichtigkeit stürzen. Den Conspirationen ist die Polizei immer überlegen, keine Verschwörung ist zu fürchten, die nicht auf dem Schlachtfelde im Angesichte der Gefahr geboren und in demselben Augenblick realisirt wird; keine Faction hat Aussicht auf den Sieg, die nicht vorher dem großen Publicum all ihre Geheimnisse verrathen und all ihre Pläne plausibel gemacht.

Wenn dies irgendwo, so ist es zehnfach in Paris wahr. Vielleicht ist es die Presse und das öffentliche Staatsleben, viel wahrscheinlicher aber der französische und speciell der Pariser Charakter, der gar keine Geheimnisse existiren läßt. Jedem Menschen, der nur einige Verbindungen hat, ist es hier möglich, Alles zu erfahren, was er wissen will, wie vielmehr der Polizei!

Man erinnere sich nur, was einem überall begegnet, wo man in Paris eine Verbindung anknüpft. Wenn man unbekannt herein tritt, so ist es das Nächste, daß man von Kopf bis zu Fuß gemustert wird. Nach dem Aufzuge bildet sich nun ein Vorurtheil, sind aber erst der Portier, die Nachbarn, die Dienstleute, der Epicier, das Café, der Weinhändler bekannt, dann giebt es nichts so Intimes, Familiäres und Verborgenes, das nicht sogleich zu entdecken wäre. Und es wäre sehr roh und absurd, gleich alle diese Leute als Spione zu bezeichnen, nicht einmal die Portiers, deren ohnehin eine große Anzahl Deutscher ist, darf man dafür halten. Warum? weil es Luxus wäre. Ihr Müssiggang und ihr eignes Interesse führt sie darauf, sich möglichst genau von allen Verhält-

nissen des Hauses zu unterrichten. Wer sich nun mit ihnen bekannt macht und nicht ganz ungeschickt im Fragen ist, der erfährt gewiß die Wahrheit viel besser umsonst, als für Geld. Will aber die Polizei sie wissen, so hat sie in den meisten Fällen nur zu befehlen.

Es ist daher gar nicht zweifelhaft, daß die Polizei alle Vereine, ihre Vorsteher, ihre Versammlungen, ihre Stimmung und — ihre Planlosigkeit kennt, und sie eben darum duldet, weil sie sie kennt. Dies wissen nun die Conspirateurs ihrerseits ebenfalls und daher der Popanz: Spion! Spion kann jeder sein, der eifrigste am ersten: vielleicht ist er ein Heuchler. Spion ist der Ketzer in dieser gedrückten Kirche; denn es kommt nicht mehr darauf an, ob er das öffentliche Geheimniß sagt, sondern ob er noch an das Geheimniß glaubt. Dadurch organisirt sich eine Spionage auf Spione und wenn einer seinen Verdacht nur einigermaßen motivirt, so schützen den Denuncirten alle seine Präcedenzien nicht. So klagte mir ein Republikaner, der in den Hauptschlachten seiner Parthei eifrig mitgefochten und der in seiner ganzen Physiognomie den Zorn über das herrschende System permanent erklärt

hatte, auch ihn habe man als Spion in Verdacht gehabt und behandelt. Ein deutscher Buchdrucker, der von Haus aus vermögend und zufällig mit einem Menschen von der russischen Gesandtschaft bekannt war, mußte ein russischer Spion, ein Ostpreuße ein preußischer sein; und wer das Unglück hat, eine Russe zu sein, der ist ein Spion als solcher. Nichts rettet ihn. Hat er viel Geld, so ist es gewiß, leidet er Hunger, so ist es noch viel gewisser, spricht er gar nicht; so horcht er, spricht er viel, so holt er aus. „Aber wenn es ganz gewiß ist, daß er von Rußland aus verfolgt wird, daß er Noth leidet und daß er für die Doctrinen der Bewegungsparthei nicht nur Interesse, sondern auch Verstand genug hat", wandte ich einmal einem solchen Ankläger ein. „„Die Russen sind ungemein pfiffig, war die Antwort. Wie sollte ein Dummkopf, und wie ein reicher Mann sich bei den Demokraten Vertraun erwerben, und daß die Verfolgung, die hieher und nicht nach Sibirien führt, nur Schein ist, versteht sich doch wohl von selbst. Kotzebue lebt immer noch."" — Daß im Grunde auch Kotzebue nichts zu verrathen hatte, und daß Deutschland viel weiter wäre, wenn Kotzebue 1819 auch nur

wirklich freie Doctrinen zu notiren gehabt hätte, bedachte er nicht.

In den Kreisen, wo der „philiströse Codex“ der Treue in geschlechtlichen, pecuniären und persönlichen Verhältnissen für aufgehoben erklärt und eine Art Freibeuterei zur stillschweigenden Maxime erhoben wird, bleibt dem „Spion“ der einzige verständliche Vorwurf.

So absurd in den meisten Fällen die Spionenfurcht ist, weil eben Alles sich von selbst verräth und nichts außer der öffentlichen Geltung zur Macht gelangen kann, so nothwendig führt der offene Kampf der Partheien und die Constituirung verschiedener Feldlager gegen einander die Spionage als ein Kriegs- und Vorsichtsmittel herbei. Die Partheien, die legitim sind, beobachten sich einander und wie die Regierungspartei die Pläne der Opposition, so muß die Opposition die Pläne der Regierung ausforschen. Die Opposition hat ihre Anhänger in der Regierung und die Regierung ihre Anhänger in der Opposition. Diese gegenseitige Beobachtung sucht zwar jede Seite möglichst aufzuheben; allein in der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit zum Ziel zu gelangen, richtet man sich hier und dort so ein, daß selbst das Geheime allen-

falls öffentlich werden kann, was es denn ohne Zweifel auch wird. Weil man die Nothwendigkeit dieser Controlle zugiebt, so hat sie nicht den Anstrich, den man der Polizeispionage (dem Mouchardwesen) giebt. Geschieht die Ausforschung der Gegner durch principielle Anhänger, so ist sie ein ehrenvolles Kriegsmittel, geschieht sie durch käufliche Schergen, so ist sie niederträchtige Spionage. Wenn zwei dasselbe thun, so ist es darum noch nicht dasselbe. Delicat bleibt die Commission aber immer; und der Feind wird den principiellen Spion im gegebenen Fall so hoch hängen, als den gekauften.

27.

Abschied von Paris.

Wir nahmen jetzt Abschied von Paris. Vor unsern Freunden mußten wir es fast verbergen; besonders die Franzosen, die hier aufgewachsen sind, halten: Paris verlassen und der Welt Lebewohl sagen für völlig gleichbedeutend. Einer meiner jüngeren Freunde beschwor mich, ihm wenigstens zu versprechen, daß ich wiederkäme, alle meine Gründe ließ er nicht

gelten oder versprach mir, auch die reellsten Schwierigkeiten zu beseitigen. Il ne faut pas quitter Paris! Denken Sie nicht daran, ich geb' es nicht zu.

Mir schien seine Sprache sehr freundschaftlich, aber nicht so ernstlich gemeint, als sich nachher zeigte. Am Abend vor unserer Abreise kam er zu mir, und war nicht wenig erschrocken, diese ernstlichen Zurüstungen zum Rückzuge in die Barbarei anzutreffen.

„Sie sind sehr treulos, aber ich habe die Frage ernstlich überlegt und die Mittel entdeckt, um Sie zurückzuhalten;" und hier machte er mir einen Vorschlag zu einem Geschäft, welches uns beide in kürzester Zeit in eine Lage versetzen sollte, die auch in Paris eine vollkommen unabhängige wäre.

Ich hatte große Mühe zu widerstehn, zumal da ich für den Augenblick den Plan nicht beurtheilen konnte und in jedem Fall ein eignes Studium und sogar einige Erfahrung dazu nöthig war. Endlich entschloß ich mich, beide Interessen zu vereinigen und vorläufig nach der Schweiz zu gehn, später aber den Vorschlag ernstlich zu erwägen.

„Sie wollen nach der Schweiz? rief er aus. Haben Sie denn die Journale nicht gelesen?"

Nein! über den Zurüstungen zur Reise hab' ich es gestern und heute versäumt. Aber warum? ist die Schweiz untergegangen?

„So ungefähr! Der Bürgerkrieg ist ausgebrochen, die Jesuiten in Luzern haben die Freischaaren gänzlich vernichtet, die liberale Parthei ist verloren."

Ich bin zu stark engagirt, sowohl in Zürich, als hier, um zurücktreten zu können. Der Schritt ist bereits gethan, auch wenn ich noch nicht abgereis't bin.

„Verlieren Sie Ihr Geld und retten Sie Ihr Leben!"

Ich hatte große Mühe, die Uebertreibung seiner Besorgnisse darzuthun, und so spät es war, wir machten uns auf, um die Abendzeitungen zu kaufen und sodann einen Zürcher Freund, der weit von uns wohnte, aufzusuchen. Auf dieser Ausflucht sammelte ich die nöthigen Materialien, um ihn zu überzeugen, daß weder die Schweiz, noch die liberale Parthei in

der Schweiz verloren und die Reise jetzt nicht gefährlicher, als zu einer andern Zeit wäre. Darauf wiederholte ich mein Versprechen, und nun durft' ich reisen. Am andern Morgen verließen wir die Stadt durch dasselbe Thor, welches wir im Herbst nach Orleans passirt.

Er hat Recht. Der Abschied von Paris ist, wie der Abschied vom Leben, ein Rückzug aus der Welt.

Die wirkliche Freiheit und das wirkliche Leben können alle Symptome eines erwachenden Lebens in dem Fötus der deutschen Freiheit nicht ersetzen. Die Stille des deutschen Landlebens belehrt uns, daß hier die neue Woge der Menschenbewegung sich nicht erheben wird. Die zähen Köpfe der Deutschen beginnen von Neuem ihre endlosen Kämpfe für die Erlaubniß, sich den Himmel zu denken, wie sie wollen und ihre vergeblichen Versuche zu sagen was sie denken, ja sie übersetzen sogar durch die socialen Sectirer die praktischen Probleme der Franzosen und Engländer in blaue Metaphysik und machen aus der Politik eine neue Religion. Auch diese Bewegung erhebt sich in die speculative Traumwelt der Deutschen; die Weis-

heit der socialen Priester in Israel verwirft, ja sie verhöhnt die politische Freiheit des Denkens, Redens und Handelns, wie die Normen der Behandlung der Menschen, weil keine politische Freiheit, keine Garantie der Rechtsverhältnisse die Armuth aufhebt: und kaum haben sie diese Doctrin vorgetragen und ihre politische Unschuld dadurch bewiesen, daß sie diese ganze Welt als eine verkehrte schildern, so verbrennen sie sich die klugen Finger an den Decreten der Polizei. Handgreiflicher läßt sich freilich der politische Charakter des Socialismus nicht in Erfahrung bringen; und die Polizei hat ganz recht: ist die Doctrin von der Einrichtung der wahren Welt nicht dazu bestimmt ein Traum zu bleiben, wie die Religion, versucht sie es die bürgerliche Gleichheit wirklich einzurichten, sei es nun mit oder ohne Gütergemeinschaft, so gründet sie einen neuen und zerstört den alten Staat. Der alte Staat ruht auf der Sklaverei der Arbeit; die allgemeine Aufhebung der Sklaverei ist also ein fundamentaler politischer Act, er ist politischer als es irgend einer vor ihm war, er stellt das Verhältniß des Alterthums, wo jeder ganz dem Staate angehörte, vollkommener wieder her, als es existirt

hat, indem er auch die Sklavenarbeit zu einem Staatsgeschäft erhebt. Die Constituirung aller Arbeit zu freien öffentlichen Geschäften wäre die Gründung der vollkommensten Republik.

Wer aber alles zugleich erreichen will, erreicht nichts. Die theilweise Emancipation, selbst das Zurückgehn mit den reformatorischen Bemühungen auf die Punkte, bei denen das Bewußtsein der Massen stehen blieb, wie dies in der jetzigen deutsch-religiösen Bewegung geschieht, ist daher nicht zu bekämpfen und zu verfolgen, eben so wenig die Befreiung der Presse und die theilweise Emancipation von der Juristentyrannei durch die Jury; ja, schon der Entschluß der Juristen, ihre Herrschaft vor den Augen aller Welt und darum weniger ungenirt, als bisher auszuüben, verdient Unterstützung selbst von denen, die überzeugt sind, daß man den Begriff von Verbrechen und Strafe gänzlich aufheben und alles Recht auf den Einen Anspruch des Menschen, mit und durch alle andern sich zu verwirklichen, zurückführen müsse.

Die französische Wirklichkeit und die deutsche Möglichkeit der Freiheit rücken sich immer näher, je tiefer die Emancipation nach unten greift; ohne den idealen

Aufschwung, der sich nur in den Köpfen der Gebildeten erzeugt, ist aber die materielle Befreiung so wenig möglich, als die Idee ohne Interessirung der Massen realisirt werden kann. Praktisch sind also die Socialisten, wenn sie die Discussion unter die Arbeiter bringen. Es ist die Pflicht des Politikers, und Frankreich ertheilt hierin alle Tage den besten praktischen Unterricht, über den letzten Problemen und Zwecken die Anknüpfung an die Gedanken, welche der Welt geläufig sind, nicht zu versäumen, die Pflicht des Schriftstellers, reelle Probleme der Freiheit in geläufige Gedanken seiner Zeit zu verwandeln.

Dies Geschäft und seine Befriedigung, wenn es wirklich gelingt, könnte uns in der deutschen Welt den Verlust der französischen in Vergessenheit bringen, denn es wäre der Anfang dazu, die Deutschen in Franzosen zu verwandeln. Nichts Geringeres, als diesen Frevel, unternimmt von nun an jeder, der für die Freiheit und für Alle schreibt.



Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

